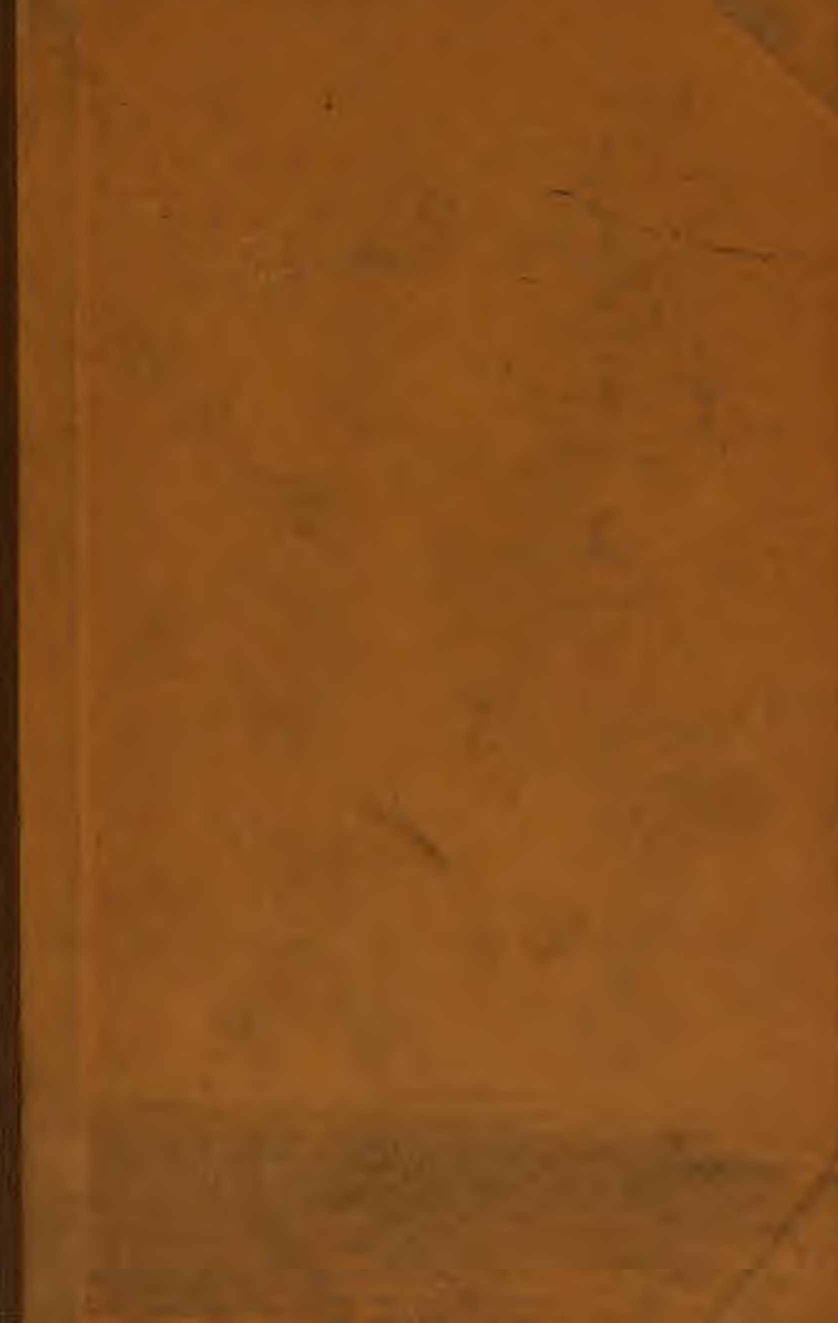
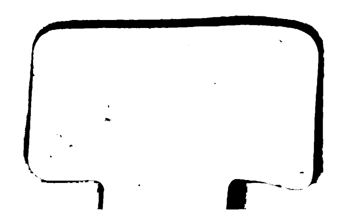
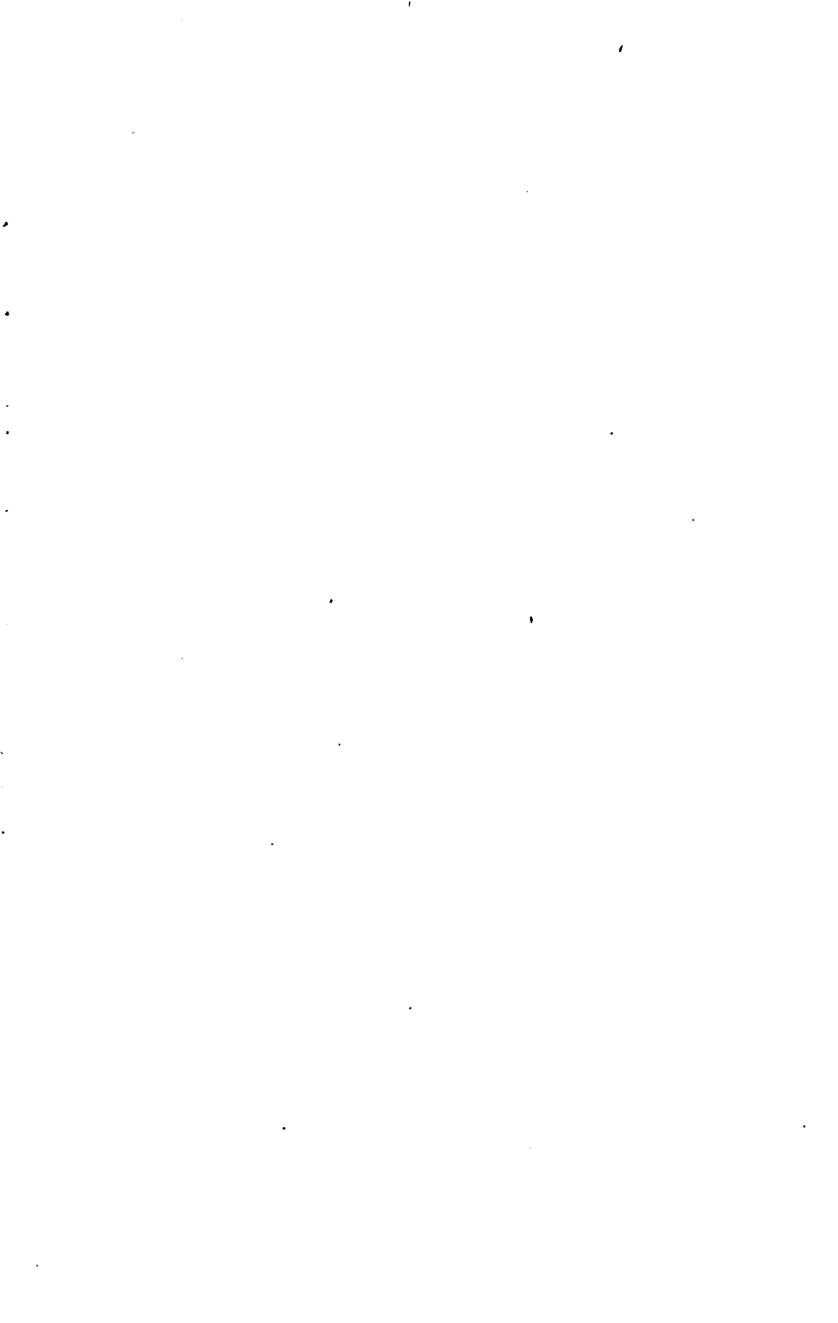
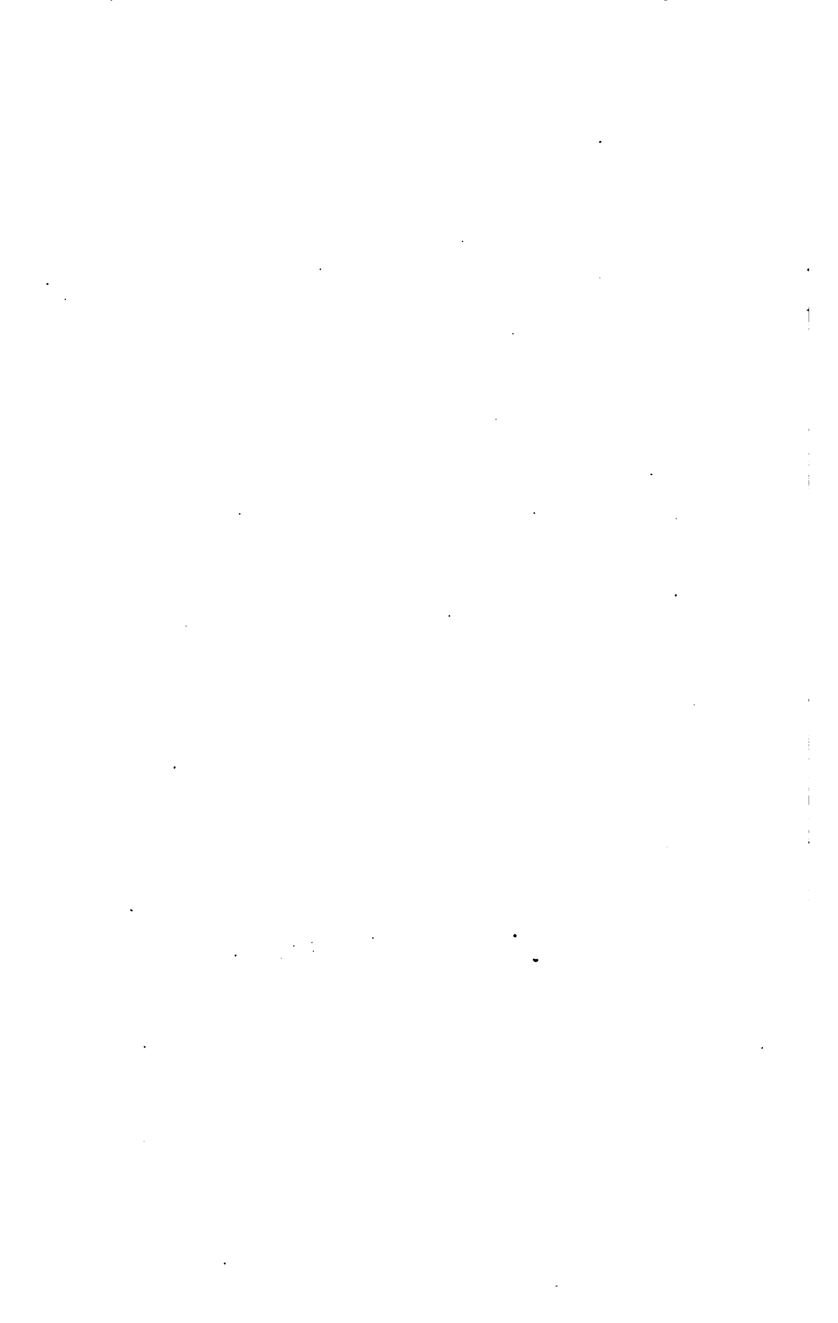








Die Dekadenten.



Die Dekadenten.

Psychologischer Roman

von

Gerhard Ouckama.

München 1898.
Piloty & Loehle.

Kgl. Hof- u. Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

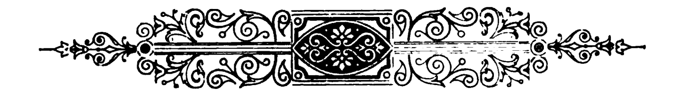
Wer ein Buch in die Welt hinausgiebt, nimmt anders Abschied als ein Vater, der seinen Sohn auf die Wanderschaft entläßt. Denn er kann nicht wie dieser auf eine in die Ferne wirkende Beeinflussung und auf die Rückkehr des Ausgereiften hoffen, sondern es ist von dem Augenblicke der Trennung an jedes Band zwischen ihm und seinem Produkt zerrissen.

Erfahrungen, Beobachtungen und Stimmungen, so manche unlösbare, doch unabweisliche Fragen verdichten sich rätselhaft zu einer Geschichte; man schreibt, um sich von dem Wust zu befreien und frischer zurückzukehren an die tägliche Sorge und Arbeit, das einzige, was im Leben eigentliche Bedeutung hat. Könnte dieses Büchlein auf vorgestimmte Leser in dem gleichen Sinne wirken und so gewissermaßen die Berechtigung selbst des Überspannten darthun, dann würde es seinen Zweck doppelt erreichen.

Diejenigen, die sich für allerhand Experimente interessieren, werden den Traum im vierten Kapitel nicht überschlagen wollen. Bekanntlich übt Musik auch

auf unmusikalische Gehirne dadurch Wirkung, daß sie sich in sichtbare Bilder umsetzt. Jener Traum ist nun eine solche aus Tönen erzeugte Anschauung; welches Musikstück ihm aber zu grunde liegt, das zu erraten sei dem Scharfsinn des wohlwollenden Lesers anheimgestellt!





Die Dekadenten.

I.

Ein bescheidenes Klublokal in einer Nebenstraße der inneren Stadt von Paris. Es besteht nur aus wenigen, engen und niedrigen Räumen; sogar ein Billard fehlt; die Tapeten sind alt und stark angeraucht. An der Wand hängen Pfeifen in großer Zahl; allerlei Trinkgefäße und wunderliche, zum Teil auch kindische Andenken stehen in den Ecken. Der Tabakdunst haftet zäh an allen Oberflächen, wiewohl die kleinen Fenster halb geöffnet sind. Das ist nicht der Sitz jener weltbekannten Vereinigungen, denen der Prinz von Wales die Ehre seines Besuches gönnt; und trotzdem wird man nicht an eine gemeine Kneipe erinnert. Hier haust lediglich die Jugend, eine Jugend aus guter Familie, die im übrigen wohl verwöhnt genug sein mag, aber zu glänzender Ausschmückung ihres intimsten Heims die Mittel nicht besitzt oder auszugeben für schade hält.

Der Klub feierte ein Bankett zu Ehren einiger seiner Mitglieder; man hatte abgegessen und sich in das

zweite Zimmer begeben, wo Kaffee, Cognac und Chartreuse in der Mitte eines großen ovalen Tisches aufgestellt war. Die Gesellschaft setzte sich um diesen Tisch, und sie fand so bequem Platz, denn sie übertraf nur um weniges die Zahl der Musen. Es waren lauter wohlgekleidete, allem Anschein nach lebenslustige junge Leute, die einander sehr glichen; unter ihnen fiel einer durch sein gebräuntes Gesicht und die halbmondförmige Blässe an der Stirn auf, die den Offizier kennzeichnet.

An der rückwärtigen Längsseite des Tisches unterschied sich ein kunstvoll gearbeiteter Sessel von den einfachen Stühlen; auf diesem Sessel thronte der Präsident des Klubs. Er mochte etwa um acht Jahre älter sein als die meisten seiner Genossen, denn er hatte die Dreißig erreicht; auch behandelte man ihn trotz aller übrigen Zwanglosigkeit mit einer auffallenden Achtung, wie sie sein aristokratisch-strenges Gesicht und die überlegen selbstbewußte Miene zu fordern schien.

Die Köpfe waren erhitzt, man redete laut und lärmend durcheinander; nur der Präsident bewahrte seine natürliche Ruhe, obgleich er häufiger als die anderen sich sein Cognacgläschen aufs neue füllte. Endlich rief ihn einer an: „Geben Sie doch ein paar neue Weibergeschichten zum besten! Ist Ihnen denn in der letzten Zeit nichts passiert? — Wir haben eigentlich schon bei Tisch darauf gewartet.“

Der Angeredete erwiderte mit kühlem Spott: „Kinder, was ich Euch erzähle, das könnt Ihr ja selbst erleben. Ganz mittellos ist doch keiner von Euch.“

„Nein, nein, Sie haben es immer mit den verheirateten Frauen," rief ein noch fast bartloser junger Mensch dazwischen, der jüngste in der Gesellschaft.

„Davon wißt Ihr ja schon manches; und wenn ich anderes nicht erzähle, so habe ich meine Gründe."

„Die verheirateten Frauen sind ein überwundener Standpunkt; Gontran hat sie auch schon aufgegeben."

Ein übermüdet aussehender, hübscher Jüngling an der Ecke des Tisches hob langsam seine etwas umschleierten Augen und sagte in gedehntem Tone: „Man hat seine Last damit. Sie sind viel zu leidenschaftlich und gar nicht amüsant."

Nun sprach der Präsident mit unverändertem Gesichtsausdruck, doch mit scharfem Spott in der Stimme: „Wenn irgend eine arme Hysterische oder ein weiblicher Vielfraß sich an Euch wagt — was bedeutet das? Vergnügen gibt es doch nur, wenn Ironie in der Sache liegt. — Vielleicht ist der Mann ein frischer, begehrenswerter Bursche oder ein hochgeknöpfter Prediger der Familienmoral. Vielleicht ist die Frau ein interessantes Opfer, das blindlings, gegen den eigenen Willen, ins Garn geht. — Dieses Schauspiel mag ich besonders gern. Denken Sie sich den zitternden Vogel; seine Federn sträuben sich, er kann keinen Laut hervorbringen: vor sich sieht er den geöffneten Rachen der Schlange; ein Flügelschlag würde ihn retten, aber er kann nicht; die Schlange wartet geduldig, und er stürzt sich in ihren Rachen, weil er muß, weil sie die Schlange ist und er der Vogel. — Dergleichen erlebt Ihr aber nicht."

„Wenn man ihn reden hört, sollte man an Wunder glauben,“ meinte der jüngste mit einer gezwungenen Keckheit.

„Ihr glaubt mir ja doch,“ erwiderte der andere ruhig, „es ist bekannt genug, daß ich nicht lüge, und daß ich über die Fanfaronnade des Lasters längst hinaus bin. — Ihr seid komische Leute. Weshalb habt Ihr mich zum Präsidenten gemacht, obgleich ich mich um Euren Klub fast nie bekümmere? Weshalb laßt Ihr Euch von mir alles sagen? — Ich imponiere Euch.“

Der Jüngling, der auf seine Familie stolz war, überwand sich zu einem halb verlegenen, halb brüsken Widerspruch. „Nun ja, der Graf von Haultbras ist vielleicht etwas Besonderes im Vergleich zu einem beliebigen Herrn Meunier oder Durand. Aber schließlich ist er nicht durchaus der einzige in seiner Art. Was sollte man denn sonst zu einem Prinzen von Croie, einem Prinzen von Luynes oder gar einem Orleans sagen, denen man doch auch wohl einmal begegnet?“

Der andere lächelte selbstbewußt. „Was Euch zur Verehrung zwingt, ist nicht der Graf von Haultbras, sondern es ist meine Person. Ich bin für Euch ein Sahib. Feige seid Ihr nicht, und Ihr würdet Euch vielleicht im Notfall mit Maitre Ponce selber schlagen; aber mir mag keiner entgegentreten.“

„Nein, feige sind wir nicht, das hat noch niemand zu behaupten gewagt — was meinen Sie mit dem Sahib?“ klang es durcheinander.

„Was ein Sahib ist, habe ich auf meiner Reise durch Indien mit Vergnügen kennen gelernt. Sie machen einen Spaziergang vor die Stadt und begegnen einem Eingeborenen; er wirft sich halb ängstlich, halb anbetend vor Ihnen auf die Kniee. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, aber in Ihrer kleinen menschlichen Eitelkeit innerlich gehoben, gehen Sie an ihm vorüber. Sie begegnen einem zweiten Eingeborenen. Auch er sinkt mit dem Ausdruck gutgläubigen Entsetzens vor Ihnen nieder. Und so der dritte, der vierte, das ganze Volk. Da gewahren Sie denn, daß Sie, der Fremde, der Sahib, allgemein als ein höheres Wesen anerkannt sind. — In Paris geht es mir nicht viel anders; ich bemerke, daß sich auch hier in Gedanken ein jeder vor mir auf die Kniee wirft!“

Diese gewaltige Anmaßung hatte denn doch eine etwas unbehagliche Stimmung in der Gesellschaft hervorgerufen. Ablenkend wies einer auf den jungen Offizier und sagte: „Das ist eine Devotion, zu der Edmund Veraine am leichtesten fähig wäre. Er hat eine gutmütige Hindunatur.“

Die jungen Leute suchten sich für eine Art innerer Beschämung durch übermütiges Necken des Offiziers zu entschädigen; man drängte sich um ihn und wollte ihn veranlassen, vor Haultbras zu knieen. Der Angegriffene wehrte entschieden, aber ungeschickt, ab; es wäre vielleicht zu einem Streite gekommen, wenn nicht Haultbras mit der Miene eines Erziehers die Ordnung wiederhergestellt hätte.

Indessen fuhr man fort, mit stichelnden und höhnischen Reden den unruhig darein schauenden Edmund Veraine

zu verfolgen. „Wie bist Du auf die Idee verfallen, Offizier zu werden? Du warst geschaffen zu einem Dichterjüngling mit langen Haaren und kurzen Hosen.“ — „Gontran, Du mußt Deinen Bruder erziehen!“

„Ich thue, soviel ich kann,“ erwiderte dieser, „aber es hilft nichts. Es ist, als wenn ein ganzes Damenkonvikt meiner Erziehung entgegenarbeitete.“

„Ja, wenn ein junger Mensch sich vom Wein und den Weibern zurückhält, dann kann nie etwas Ordentliches aus ihm werden. Davon kommt auch dieses läppische Erröten. Man denke, bei einem Artillerieoffizier!“

Edmund fühlte, wie sein Herz sich krampfhaft zusammenzog und dann plötzlich eine heiße Blutwelle ihm ins Antlitz stieg. Diese eigentümliche Schwäche hatte ihm schon manche Verlegenheit bereitet, er fürchtete sie beständig, und sie wuchs mit der Furcht. Trat sie einmal ein, so verwirrte sie alle seine Sinne, es war ihm, als würde ein brennendes Kainszeichen auf seiner Stirn sichtbar. — Wie nun die unleidliche Schwäche ihn wieder übermannte, war sein Geist völlig entmutigt, ja gelähmt. Er versuchte zu antworten, aber er brachte es nur zu stammelnden, unklaren Reden und reizte damit immer wieder das Gelächter der rücksichtslosen Freunde.

Zuletzt nahm sich Gontran seiner an. „Ihr müßt ihn nicht falsch beurteilen; die Menschen machen ihm wohl Angst, aber er ist sonst durchaus nicht weibisch. Wie um Weihnachten der große Eisgang auf der Seine war, setzte er sich in den Kopf, zwischen den Schollen herumzurudern. Man traf schon alle Rettungsanstalten; es ist ein Wunder,

daß es noch gut ging. — Vorigen Sommer war ich mit ihm in der Schweiz; er kletterte auf die gefährlichsten Spitzen, so daß der Führer nicht folgen wollte, und er trieb die Überanstrengung so weit, daß er zuletzt davon krank wurde. Mit seinem Velociped machte er Touren, für die jeder long distance racing man sich bedankt; — seinen Gaul allerdings schont er, als wäre der von Pappe."

Edmund hatte eine sonderbare Keuschheit des Gemüts, die es ihm unerträglich machte, sein Lob zu hören. Unter den Bemerkungen des Bruders nahm sein Erröten noch zu, und er fühlte sich gezwungen zu verlegenem Widerspruch.

„Seht den bescheidenen jungen Mann!" rief einer.

„Er hat doch Courage," warf ein anderer ein, „er hat soviel Courage, daß er es fertig bringt, nach Deutschland zu gehen, zwei Monate lang von Sauerkraut und Biersuppe zu leben."

Inzwischen hatte man noch Champagner kommen lassen. Das Knallen der Pfropfen, das Einschenken und Anstoßen der Gläser brachte einige Bewegung in die Gesellschaft; und die benützte Edmund, indem er heimlich von dannen schlich.

Er ging durch die winkeligen Quergassen gegen den Boulevard. Eine höchst unerquickliche Stimmung beherrschte ihn; zuerst hatte der schwere Wein seine Wirkung nicht verfehlt, und nun erregte ihn das Betragen der Genossen in umgekehrtem Sinne. So fühlte er sich wie in einem künstlich und gewaltsam unterdrückten Rausch

und viel verdrossener als in jenem natürlichen Katzenjammer, der stets noch einige frohe Erinnerung enthält.

Auf dem Boulevard angekommen, atmete er tief auf; der Kopf wurde ihm freier, wie ein wüster Traum entschwand ihm das soeben Geschehene. Unschlüssig, ob er sogleich nach Hause gehen sollte, mochte er sich von dieser heiteren Stätte nicht trennen, mehrere Male wandelte er die breite Straße auf und ab.

Es war eine herrliche Juninacht, der Mond leuchtete beinahe blendend aus einem reinen, warmen Himmel. Vor den Cafés herrschte noch ein reges und fröhliches Treiben, weibliche Gestalten in auffallendem Putz schlenderten auf dem breiten Trottoir, hin und wieder verfolgt von jungen Herren, deren Zylinder ebenso unzweifelhaft modern war, wie der Schnitt ihrer kurzen Sommerüberzieher. Einige Zeitungsverkäufer zogen müde mit ihren unverkauften Blättern umher und schienen zuweilen durch einen heiseren Ruf mehr sich selbst wecken als die Vorübergehenden aufmerksam machen zu wollen. Mitten auf der Straße zeigten sich dunkle, gebückte Gestalten, Lumpensammler, die nach weggeworfenen Zigarrenenden und ähnlichem Abfall suchten.

Edmund fühlte sich beruhigt, fast erheitert. Wie er nun an einem großen Café vorbeiging, überkam ihn die Lust nach einem Glase frischen Bieres. Er setzte sich an eines der Tischchen; da gewahrte er eine geschminkte, obwohl noch jugendliche Nachbarin, die Miene machte, ihm einen Haufen Untersatzteller zuzuschieben.

Er wendete sich ab; doch verstimmte ihn diese Gesellschaft nicht. Von dem kühlen Getränk erfrischt, von der ihn umgebenden leichtsinnigen Freude hingerissen, fühlte er sich ganz glücklich, wie in einem freundlichen Traum.

Endlich brach er auf; aber heimzukehren empfand er noch immer keine Lust.

Nun erinnerte er sich lebhaft und mit einer Art von Rührung seiner kleinen Freundin, die weitab wohnte, fast am äußersten Ende der Stadt, wo auch seine Kaserne lag. Er kannte sie erst seit kurzem, und sie war seinem Herzen schon so nahe! Sie hatte ihm erzählt, daß sie spät nachts daheim an ihren künstlichen Blumen arbeite, mit denen sie in der Fabrik nicht fertig geworden war; vermutlich traf er sie noch bei ihrem Lämpchen, so daß er ihr durch das Fenster eine gute Nacht wünschen konnte.

Rüstig schritt er durch die laue Nacht. Von den Laternen war schon ein Teil ausgelöscht, die Fenster alle lagen im tiefen Dunkel, die Strahlen des Mondes erhellten mit kühlem Glanze das Pflaster und die langen Häuserreihen, an jedem Vorsprung scharfe Schatten zeichnend. Die Straßen waren fast leer; hie und da kehrte ein fröhlicher Gast, leise vor sich hinpfeifend, von einem Gelage heim; einige Paare wandelten langsam in flüsterndem Gespräch; zuweilen tauchte ein später Fiaker auf, dessen Rollen auf weite Entfernung vernehmbar blieb.

Edmund war von einer sonderbaren Empfindung bewegt. Er glaubte, den befreienden und stärkenden Einfluß der Natur zu verspüren; es war ihm, als ginge die Natur in ihn über und er in ihr auf. — Und mit dieser

allgemeinen Empfindung vermischte sich das Bild Emmys, des armen Arbeitermädchens, das ihm nun als Verkörperung der unpersönlichen Natur erschien. Undeutlich erinnerte er sich der andern und ihrer frivolen Reden, es überkam ihn wie ein Mitleid für sie, die das Beste nicht kannten, welches er in seinem innersten Gemüte schweigend bewahrte.

Unter solcherlei Träumen hatte er die enge Straße erreicht. Er blickte durch das Fenster und sah die nur schwach brennende Lampe. Da die Vorhänge nicht herabgelassen waren, so konnte er in das Zimmer blicken — es war leer.

Ein sonderbares Gefühl erfaßte ihn. Er fand die Hausthüre unverschlossen, und so drang er in das Zimmer ein. Getäuscht hatte er sich nicht, es war leer, die Lampe war heruntergeschraubt worden.

Ihm wurde unheimlich, und zugleich auch hatte er Furcht, als müsse ein Unglück geschehen sein. Zwar suchte er sich diese Gedanken mit einer annehmbaren Erklärung auszureden und forderte sich selbst innerlich zum Rückweg auf. Jedoch dazu konnte er sich nicht entschließen, er setzte sich auf einen Stuhl und verharrte in zweifelndem Sinnen. „Warum ist sie nicht hier?“ wiederholte er sich beständig. — Dann ging ihm der Trost durch den Kopf: „Vielleicht ist ihre Mutter krank geworden. — Ihre Mutter?“ Und nun überlegte er angestrengt, ob er sie je von ihrer Mutter habe reden hören, bis er endlich zu dem Schlusse kam: „Nein, ihre Mutter ist gewiß tot.“

Da verfiel er auf ein anderes Bild. „Wahrscheinlich ist die Nachbarin niedergekommen — mir war es doch, als wenn sie ihre Entbindung erwartete — freilich, die arme Frau sah in der letzten Zeit schon recht leidend aus. Diese Leute sind mittellos und haben wenig Freunde; da hat man Emmy gerufen, um die Suppe zu kochen."

Er spann sich einen ganzen Roman aus; er sah die Aufregung, die Angst in der Nachbarwohnung, und wie dann plötzlich das Erscheinen des frischen Naturkindes alle Unruhe in Heiterkeit verwandelte. Bis ins einzelne wollte er sich die Szene ausmalen; das gelang ihm dann doch nicht, er wußte ja auch nicht, wie es in einer Wochenstube aussieht.

Nun kehrte das Gefühl der Enttäuschung wieder. Warum mußte Emmy gerade an diesem Abend fort sein? Der Zufall bedeutete wohl nur eine Kleinigkeit; aber glich es nicht einer Warnung des Schicksals, das jede freudige Hoffnung dämpfen wollte?

Edmund blickte sich um in dem engen Zimmer; er glaubte einen Hauch von Reinlichkeit und Geschmack zu gewahren, der den Raum erfüllte. Auf der braun angestrichenen Kommode lag ein Sträußchen künstlicher Blumen, von Emmys Hand gearbeitet. Er nahm den Strauß in die Hand und betrachtete ihn mit Rührung; er glaubte die emsigen Finger zu sehen und das Köpfchen, das halb aufmerksam, halb zerstreut sich über die bunten, gekräuselten Papierfetzen beugte. Wie lieb, natürlich und gesund erschien ihm dieses Wesen, so fern von der gleißenden Pracht, welche in einer stolzeren Gesellschaft

die innere Armseligkeit verhüllt! Ihm zogen Schilderungen der Dichter durch den Sinn — da öffnete sich die Thür.

Emmy blieb auf der Schwelle stehen; sie wechselte zwar die Farbe nicht, und die Augen behielten ihren starken Glanz, aber in ihren Zügen sprach sich Überraschung aus.

„Ich habe mich um Dich geängstigt," rief Edmund, dem ein sonderbares, halb schreckartiges Gefühl das Herz leicht zusammenzog.

Inzwischen hatte jene sich schon gefaßt; näher kommend, fragte sie verwundert: „Warum solltest Du Dich ängstigen?"

„Um diese Zeit bist Du doch stets zu Hause, und heute, wo ich Dich zufällig aufsuche, nicht; da muß ich annehmen, es könnte ein Unglück geschehen sein."

„Und weshalb kommst Du hieher?" erkundigte sich Emmy, die Sorgen ihres Freundes noch immer nicht recht begreifend.

Nun erzählte er ihr von dem Bankett, und wie es ihm in dem rauchigen, heißen Zimmer unbehaglich geworden sei; von seiner Wanderung über den Boulevard; von dem schönen Abend, der ihm den Gedanken eingegeben habe, noch hinauszuwandern und seiner Freundin eine gute Nacht zu wünschen.

„Du bist ein drolliger Mensch," rief sie lachend, „einen so weiten Weg machen, um mir gute Nacht zu sagen! — Aber das ist lieb von Dir." Damit fiel sie ihm um den Hals, herzte und küßte ihn auf das leb-

hafteste. „Du bist treu wie ein kleiner Hund, ich werde Dich nun immer mein Hündchen nennen, Freund!“

Edmund schwieg gerührt.

Nach einem Augenblick wiederholte er, noch immer eine milde Sorge im Ton: „Sag', warum warst Du nicht daheim?“

„O,“ redete sie mit heiterer Miene, „Ihr Männer denkt gleich an etwas Ungeheures, Mord, Feuersbrunst, oder was Ihr Euch sonst einbildet. Es ist nichts; meine Freundin feierte heute Geburtstag, und ich habe bei ihr Thee getrunken, zuletzt auch Punsch — ich bin wohl ganz rot im Gesicht.“ Und sie strich sich mit einem naiv-herausfordernden Ausdruck über die Wangen.

Er war nun völlig zufrieden und gewissermaßen dankbar. „Ach ja, es ist eine Thorheit, stets etwas Schlimmeres zu vermuten. Daß Deine Freundin Geburtstag feiert, ist viel wahrscheinlicher als eine plötzliche Krankheit, ein Todesfall und solcherlei Dinge; warum denke ich nur an die zuerst? — Ich hoffe, Du hast Dich gut amüsiert.“

„Ja,“ erzählte Emmy, „wir haben auch Karten gelegt; aber bei mir trifft es nie ein, was die Karten sagen.“

Eben schlug die Turmuhr in der Nachbarschaft. Edmund, dadurch an die späte Stunde erinnert, raffte sich auf und meinte gutmütig: „Du mußt jetzt schlafen nach dem Punsch und nach all dem vielen Schwatzen. Morgen hast Du ja auch früh in der Fabrik zu thun. Und ich muß nach Hause gehen, also — gute Nacht!“

„Ach," rief Emmy leichtsinnig, „die Fabrik! Ich bin immer zu rechter Zeit da, und wenn ich nicht ausgeschlafen habe, dann schlafe ich in der Fabrik an meinem Tischchen weiter. Ich sitze ganz in der Ecke. Die Aufseherin stört mich nicht; die denkt immer — kurz, sie ist eine gute Seele."

Dann fuhr sie noch ausgelassener fort: „Schade, daß ich hier nichts zu trinken habe, und daß alle Butiken in der Umgegend geschlossen sind. Du kommst mir so nüchtern vor! Das Bankett muß wohl recht trübselig gewesen sein. Weißt Du, ich mag Dich gern, wenn Du ein Glas zuviel in der Nase hast; dann redest Du so geschwätzig und so laut, gerade wie ein Kind. — Ach, Du bist mein großes Kind" — sie warf sich ihm an den Hals und bedeckte sein Gesicht mit lebhaften Küssen — „weißt Du, ich küßte Dich gern so in einemfort, Du bist so nett und so appetitlich wie ein frischgewaschener Junge."

Edmund war halb verlegen unter diesen stürmischen Liebkosungen, ihn beschäftigten seine Gedanken zu sehr, als daß er die äußere Wärme hätte finden können, mit welcher er gern die Wärme seiner Freundin erwidert hätte. — Aber ihn durchströmte ein mächtiges Glücksgefühl. Ein ungeheurer Reiz ergoß sich über ihn von diesem einfachen, gesunden, natürlichen Wesen, dessen schlanken und doch so festen Körper er in seinen Armen hielt. Ihm war, als spräche aus seiner kleinen Freundin die Stimme der Natur, ihn abrufend von all dem Erkünstelten und Erlogenen, das ihn sonst umgab.

Und mitten in diesem höchsten Gefühle des Glücks kam ihm plötzlich die Besinnung, daß der Eindruck sich nicht mehr verstärken könne. Er drängte zum Scheiden. Emmy suchte ihn mit Schmeichelreden zurückzuhalten; er widerstand nur schwach; doch dann verriet auch sie Müdigkeit.

In Edmunds letzter Umarmung lag eine zitternde Begeisterung; darauf riß er sich schnell los und eilte hinaus in die dunkle Nacht.

Draußen fiel ihm ein, daß er nicht weit habe zu seinem Zimmerchen in der Nähe der Kaserne. Doch da pflegte er nur zu übernachten, wenn des Morgens früh schon Dienst war, überdies hatte er sich zu Hause angemeldet; so entschied er sich denn für den weiten Rückweg.

Nirgend erblickte er einen Wagen, er mußte wandern bis zu den Champs Elysés, wo sein Vater in einer der Straßen wohnte, welche mit den Champs Elysés sich sternförmig vereinigen. Den weiten Weg machte er sonst fast täglich zu Wagen, zu Pferde oder am liebsten auf seinem Veloziped; jetzt vermißte er alle diese Hilfsmittel nicht; er schritt in überschwänglichen, doch nur halbbewußten Träumen, wie ein Nachtwandler, seinem Ziele zu.



II.

Im Hause des Herrn Veraine war zu später Stunde der Frühstückstisch noch nicht abgedeckt. Der thätige Mann hatte sich bereits entfernt, seinen geschäftlichen Besorgungen in der Stadt nachgehend; die Tochter war allein in dem geräumigen, wohlausgestatteten Zimmer zurückgeblieben. Sie hatte die Zeitung angeblickt, die sie jedoch schnell weglegte; dann sah sie nachdenklich vor sich hin, aber ihre unruhig spielenden Finger verrieten, daß der Mangel jeg=licher Beschäftigung ihr ungewohnt war.

Claire sann über die Unterredung nach, die sie mit ihrem Vater gehabt hatte. Von ihres Vaters Manier war sie verstimmt; sie tadelte ihn, weil er, stets seine ge=schäftlichen Pläne im Auge, sich um die notwendige Haus=ordnung nicht genug bekümmerte. Er hätte seine Söhne zum Ernst, zur Strenge ermahnen sollen; statt dessen ließ er, gleichgültig, sie gewähren und erwiderte auf Claires wohlgemeinte Vorstellungen nur, es sei nötig, daß junge Leute sich austoben.

Dieses Axiom aber widersprach Claires ganzem Wesen, wie es sich in ihrer Erscheinung ausdrückte. Die strenge Miene, der dunkle Morgenrock, das sorgfältig gescheitelte Haar gaben ihr ein weit älteres Ansehen, als es ihren Jahren zukam.

Es hätte eines geübten Menschenkenners bedurft, um durch die herbe Strenge dieses Gesichts auf den Grund der Seele zu schauen.

Claire war ein sonderbares Mädchen, Anlage und Erziehung vereinigten sich, sie von ihren Altersgenossinnen zu unterscheiden. Sie hatte eine große geistige Begabung und doch wenig Sinn für Alles, was das Leben verschönern mag. Eine gewisse Sprödigkeit des Gemüts schloß das Herzliche aus; doch bewahrte sie im Innern ein menschenfreundliches Wohlwollen, welches nützlich zu bethätigen ihr heißester Wunsch war. Wie alle jene, welche durch ihre eigene Beschaffenheit der Gesellschaft auffallen, war sie mißtrauisch gegen Personen ihres Kreises; dagegen fühlte sie sich zu den Armen und Niedrigen, sowie zu den Tieren stark hingezogen. In ihren Überzeugungen unerschütterlich fest, bestrebte sie sich, aus allen, die ihr nahe standen, ihr eigenes Ebenbild zu machen; und zumal richtete sich dieser Bekehrungseifer auf die Brüder. Denen gönnte sie keine Berührung mit dem Leichtsinn der männlichen Jugend; sie sollten, abgesondert von der frivolen, gedankenlosen Masse ihrer Kameraden, gänzlich jenem unverbrüchlichen Ernst huldigen, der sie selbst beherrschte.

Gontran zeigte unglücklicherweise gerade die entgegengesetzte Anlage; Edmund gab eher Hoffnung auf eine Entwickelung im Sinne seiner Schwester, doch war auf ihn kein Verlaß.

Nun waren beide in der letzten Zeit manchmal spät nach Hause gekommen; und diese für erwachsene junge Leute so entschuldbare Unregelmäßigkeit betrachtete Claire schon als ein gefährliches Abweichen vom rechten Wege. Da der Vater trotz ihrer Aufforderung zu entschiedenem Einwirken nicht geneigt schien, so wollte sie, um des eigenen

Gewissens willen, ihren Protest erheben. Beim Morgenkaffee mußte sie die Brüder treffen; und darum verweilte sie wartend in dem Frühstückszimmer, das sie meistens sehr schnell verließ, um die Zeit mit dem Studium oder irgend welcher nützlichen Beschäftigung auszufüllen.

Endlich kam Edmund, der erst am Nachmittage Dienst hatte und deshalb nach seiner nächtlichen Wanderung sich durch späteres Aufstehen entschädigen durfte.

Er war in einer lebhaft angeregten Laune, die letzten Eindrücke der verflossenen Nacht zitterten noch durch sein Gemüt wie ein nicht ganz überwundener Rausch. Ihn beherrschte ein ungewohnter Drang zur Mitteilung. — Claire verhielt sich nach ihrer Art stumm, doch achtete er nicht darauf, und nur ihre abweisende Handbewegung hinderte ihn an einer stürmischen Umarmung. — Dann plauderte er unter dem Kaffeetrinken wie ein aufgeregtes Kind, die Worte folgten sich in sprudelnder Fülle; er wußte nicht, was er sprach, es war ihm lediglich ein Bedürfnis zu schwatzen und seinem Herzen Luft zu geben. Wenn es auch den Grund seines Zustandes verriet, so deutete doch der Überschwang seines Herzens und seiner Rede eine ganz besondere Ursache an.

Claire hörte ihm ruhig zu, ohne irgendwie Erstaunen, Freude oder Mißbilligung zu zeigen. Und doch sah sie tiefer, als er es zu ahnen vermochte, in sein Gemüt. Freilich wußte sie nichts von Emmy, allein sie gewahrte wohl, daß etwas Ungewöhnliches ihren Bruder so stark erregt haben mußte; wobei sie denn nach ihrer besonnenen, ja mißtrauischen Art sogleich auf Bedenkliches verfiel.

Erst, nachdem er sich einigermaßen ausgesprochen hatte und die Lebhaftigkeit nachließ, bemerkte sie kalt: „Du bist sehr spät nach Hause gekommen; es hat gewiß lange gedauert im Klub.“

Dieses Wort berührte Edmund höchst unangenehm; „ach ja, der Klub,“ entgegnete er schnell und nicht ohne Verlegenheit, — „es war ganz amüsant, sie waren alle sehr aufgeräumt.“ Darauf fühlte er, daß ihm ein leises Erröten in die Wangen stieg.

Claire sah ihn mit einem prüfenden Blicke an; es lag darin Enttäuschung und ein stilles Bedauern. „Du bist wie die andern, die mir alle so sehr zuwider sind. Dich habe ich für ernster gehalten, für strenger, aber Du bist auch verdorben; sie haben Dich angesteckt mit ihrer Oberflächlichkeit, ihrem Leichtsinn.“

„Liebe Claire,“ beschwichtigte Edmund etwas kleinlaut, „Du bist so furchtbar konsequent. Kann man nicht das Leben ernst nehmen und doch auch einige Zerstreuung genießen?“

Er fühlte sich verwirrt und empfand Scham über seine Worte, die ihm wie eine Lüge vorkamen; nach dem Sinne seiner Überzeugung hätte er ganz anders, begeistert und selbstbewußt, sprechen müssen.

Claire aber meinte in kaltem Tone: „Es ist schlimm, daß Dir diese Zerstreuungen nicht zuwider sind. Sammeln soll man sich, wozu überhaupt Zerstreuung? Und wenn Du sie einmal nicht entbehren kannst, dann zerstreue Dich mit edleren Dingen!“

Edmund wurde mit jedem Worte unruhiger, er verteidigte sich ohne Kraft und mühsam nicht nur gegen die Vorwürfe der Schwester, sondern auch gegen die heimliche Stimme seines Gewissens.

Sie aber fuhr in ihrem Tadel hartnäckig fort. Das Gefühl der Ritterlichkeit gegen einen eingeschüchterten Gegner kannte oder übte sie nicht; je kleinlauter der Bruder wurde, um so mehr nützte sie ihren Vorteil aus, redete ihm dringend zu, entwickelte mit rücksichtsloser Deutlichkeit ihre strenge, herbe und trockene Auffassung des Lebens. Schließlich bemerkte sie: „Ich sage doch alles zu Deinem Besten. Willst Du auf mich hören, dann wird es mir lieb sein, folgst Du Deinen Freunden, so zähle ich Dich zu den andern, die ich verachte. — Siehst Du, Papa hat heute Gäste zu Tisch geladen, Doktor Deroge und leider auch den Grafen von Haultbras; dieser ist, wie man sagt, so recht einer von jenen eleganten jungen Leuten, die aller edleren Gesinnung bar sind; und meine Verachtung für seinesgleichen ist so groß, daß er trotz aller Stumpfheit sie mit Scham empfinden wird.“

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Gontran ist beinahe schon auf der Stufe dieses Grafen und seiner Genossen angekommen. Darum verkehre ich kaum noch mit ihm, ich muß mich zwingen, ihm noch einiges geschwisterliche oder, wenn Du willst, menschliche Interesse zu bewahren.“

Mit dieser Behauptung täuschte sie freilich sich selbst; denn hätte ihr Gontrans Wohl nicht am Herzen

gelegen, so würde sie sich weniger über seinen Leichtsinn ereifert haben.

Edmund, immer mehr in die Enge getrieben, gab jetzt einer natürlichen Feigheit nach, er verteidigte weder Haultbras noch seinen Bruder, gelobte Besserung in einem halbwegs reuigen Tone. Unterdessen hatte sich Claire in Anklagen erschöpft; zugleich besaß sie neben allem Scharfsinn und Mißtrauen eine eigentümliche Naivetät, die sich von einem nach ihrem Sinne gesprochenen Wort leicht überzeugen ließ.

Wie nun Edmund die versöhnlichere Stimmung seiner Schwester bemerkte, verfiel er klug auf eine Ablenkung. Nach einer Pause des Gesprächs fragte er: „Hast Du Ariel schon gesehen?“

Auf Claires strengem und klugem Gesichte zeigte sich ein Ausdruck harmloser Dankbarkeit. „Nein,“ erwiderte sie, „Du hast mich aufgehalten; aber ich gehe sofort in den Stall.“

Sie erhob sich, indem sie ein Stück Zucker aus der Dose nahm; Edmund bot ihr an, sie zu begleiten, und steckte ebenfalls ein Stückchen Zucker in die Tasche.

Auf dem Wege fragte Claire: „Warum reitest Du Ariel nicht öfter im Schritt spazieren, wie ich es Dich gebeten habe zu thun? Er muß Bewegung haben, und dem Kutscher traue ich nicht.“

Edmund bemerkte, das Pferd sei infolge hohen Alters gar zu unansehnlich, als daß er, ein Offizier, sich auf seinem Rücken zeigen könnte.

„Das ist Feigheit vor den Menschen — vor den Narren,“ versetzte Claire eifrig. „Wie kann man seinen treuesten Freund verleugnen, der unserm Vater das Leben gerettet hat?“

Sie hatten den Stall erreicht. Das kluge Tier kannte den Schritt der Herrin, es drehte den Kopf nach ihr um und wieherte freudig.

Und des jungen Mädchens Gesicht nahm einen sonderbar milden Ausdruck an. Sie ging bis an die Krippe, umhalste das vom Alter abgemagerte und steif gewordene Geschöpf, das seinen immer noch schönen Kopf vertraulich über ihre Schulter legte und mit den großen, braunen Augen sehnsüchtig auf ihre Hand herniedersah. Nun reichte sie ihm den Zucker. Das Tier zermalmte ihn mit einem Genusse, der beinahe vergeistigt schien; dann leckte es sich die Lippen und darauf die Hand der Geberin; zuletzt schnupperte es gierig an ihrem Kleide.

Edmund wollte sein Stück Zucker nun auch überreichen; aber Claire nahm es ihm in einer Anwandlung von Eifersucht ab und gab es selbst ihrem Liebling.

Und als der Schimmel auch dieses zweite Stück Zucker zerkaut hatte, da redete sie ihm zu: „Siehst Du, mein Alter, heute giebt es nichts mehr, das muß Dir nun genug sein.“

Er schien sie zu verstehen, er schnupperte nicht mehr, sondern krümmte dankbar und zuthunlich den Hals, um sich von seiner Herrin liebkosen zu lassen. Die aber küßte und streichelte ihn, redete zu ihm herzlich-kindisch, wie zu einem Kinde.

Edmund betrachtete diese Szene mit einiger Verlegenheit. Wie völlig erschien seine Schwester umgewandelt! Nachdem sie ihn, den Bruder, ihre Strenge, ja Härte hatte fühlen lassen, betrug sie sich wie eine sentimentale Mutter gegen ein unverständiges Tier! Er war beschämt, fast gekränkt; zugleich jedoch rührte ihn dieser Ausbruch einer tiefen Empfindung, die keinen näheren Gegenstand fand als einen alten, halblahmen Schimmel.

Wiederholt schon hatte er zum Fortgehen gemahnt; als nun endlich Claire ihm folgte, gingen sie stumm miteinander in die Wohnung zurück und trennten sich, um jedes sein eigenes Zimmer aufzusuchen.

Edmund hatte die Absicht gehabt, den freien Vormittag zum Briefschreiben und Lesen zu verwenden; allein er fühlte sich dazu außer stande. Ihm war der Kopf eingenommen von unbequemen Gedanken, die er nicht los werden konnte. Die Vorwürfe der Schwester hatten ihn empfindlich getroffen, und sein heimlicher Mißmut richtete sich gegen Claire. Hatte sie ein Recht, Vernunft zu predigen, da sie selber sich gebärdete wie ein Sonderling?

Dann wieder ergriff eine Stimme in ihm Partei für sie. Eine Art von Zwang trieb ihn an, über Claires Leben und ihre Natur nachzudenken, um daraus ihr Verhalten zu begreifen.

Alles was an Zärtlichkeit in ihr lag, äußerte sich in der Liebe zu dem treuen, alten Pferde. Aber immerhin hatte Ariel vor Jahren seinem Herrn das Leben ge-

rettet, indem er, einen nächtlichen Angriff früher als dieser bemerkend, rechtzeitig in gewaltigen Sätzen davongeeilt war. Claire, damals noch ein Kind, hatte dann bei dem Vater durchgesetzt, daß das treue Pferd bis zu seinem natürlichen Ende wie ein Hausgenosse unterhalten werden sollte, und seitdem gehörte es ihr; war da nicht ihr gewissermaßen mütterliches Gefühl ganz verständlich? — Und wer unter den Menschen gab ihr Gelegenheit, irgendwie zarte Neigungen zu bethätigen?

Edmund dachte das ganze Leben seiner Schwester durch. Die Mutter war früh gestorben, nahe Verwandte fehlten. Claire war im Hause erzogen worden und besaß also nicht jene geschwisterlichen Jugendfreundinnen, die das Kloster zusammenführt. — Zwar hatte sie in der Gesellschaft und bei gemeinsamem Unterricht junge Mädchen kennen gelernt, doch kaum einer sich etwas näher angeschlossen; sie mißfiel den meisten, weil sie zu ernst war. — Und ihr Drang nach Thätigkeit erschreckte die Mütter; sie unternahm es, Hilfe in die Häuser der Armen zu bringen, und überredete die anderen, desgleichen zu thun; ein paar Amerikanerinnen hielten mit ihr aus; aber die Pariser jungen Mädchen fanden ein solches Amüsement absurd, und diejenigen, die wohl einmal mitgingen, wurden nachher von ihren Müttern an so unschicklichen Unternehmungen gehindert.

Jedoch, zeigte sich nicht Claire als die tiefere und edlere Natur in diesem Gegensatz? Und Thoren waren doch diejenigen, die sie einerseits für emanzipiert hielten und dann wiederum ihre gesellschaftliche Ungewandtheit

bespöttelten! Denn daß sie still und in sich gekehrt war, deutete auf Tiefe, nicht auf Beschränktheit.

Nun erkannte Edmund auch die Schuld seines Vaters, der, stets nach äußerem Erfolge strebend, seine Tochter nicht ernst genug nahm und ihr durch Inkonsequenz schadete. Er haßte die bornierte Erziehung, die für vornehm angesehen wird, wünschte sich ein allseitig ausgebildetes, weltkluges und selbständiges Mädchen; zugleich aber verlangte seine Eitelkeit, daß sie in den Tugenden glänzen sollte, welche die vornehme Welt verehrt. Wie konnte in einem aufrichtigen Gemüt sich so Entgegengesetztes vereinigen? — Und Claires eigentümliche Schüchternheit vor der Welt war noch ein Glück, denn ohne diese hätte sie sich wohl oft zu einem gefährlichen Widerspruch gegen anerkannte Sitten und Vorurteile hinreißen lassen.

Immer bedeutender und schöner erschien dem jungen Offizier das auf den ersten Blick so reizlose Bild seiner Schwester.

Nun aber beunruhigte ihn ein plötzlich mit Gewalt aufsteigender Gedanke. So viel er sich auch wehrte, er mußte, er mußte einen Vergleich ziehen zwischen Claire und Emmy. Da wurde zu seinem Schrecken das frische, hübsche Naturkind gänzlich unbedeutend. Ihm war wie in der Erinnerung an eine banale, leicht ins Ohr fallende Weise, die einen Moment erfreuen kann, aber leer und gemein klingt, wenn man eine volle Symphonie vernommen hat.

Indessen schob Edmund diesen Eindruck lediglich auf seine Verstimmung. Er warf sich vor, daß er nicht mehr

im stande sei, die unendliche Größe im Einfachsten zu erkennen. Nun wollte er sich mit Anstrengung zu dieser Erkenntnis zwingen; jedoch es gelang ihm nicht. Er schalt ärgerlich auf seine verschrobene und lückenhafte Natur, an der trotz mancher halbentwickelten Fähigkeiten nichts Ganzes sei; er beneidete die anderen wegen ihrer abgerundeten Beschränktheit; es fiel ihm plötzlich die Szene des vorhergegangenen Abends ein, der Übermut seiner Kameraden und seine eigene Hilflosigkeit . . . . .

Herr Veraine saß unterdessen in seinem behaglichen, mit gediegenem Luxus ausgestatteten Arbeitskabinet, das ihm zugleich als Empfangszimmer für Herrenbesuche diente. Er hatte eben noch gearbeitet; nun legte er schnell die vielen Broschüren und anderen Papiere, die seinen Tisch bedeckten, wieder in Ordnung, schloß den noch nicht gesiegelten Brief in die Schublade ein und begab sich ans Fenster.

Die Hände in den Hosentaschen, blickte er auf die reinliche, stille Straße, auf die hübschen Nachbarhäuser mit schmiedeisernem, wappengeschmücktem Thore vor der Einfahrt; er sah deutlich im Geiste sein eigenes Besitztum von außen, und das leise Lächeln des befriedigten Ehrgeizes glitt über seine Züge; er spitzte ein wenig die Lippen und pfiff unhörbar vor sich hin Dann wendete er sich gegen das Zimmer, überflog mit einem schnellen Blicke die dunkeln, in strengem Stil gehaltenen Möbel, den schwellenden Teppich zu seinen Füßen und an den Wänden die wertvollen farbigen Skizzen, die er von einem berühmten Sportmaler um vieles Geld erstanden hatte.

Lange indessen vermochte der thätige Mann sich der Freude ruhigen Genießens nicht hinzugeben. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er im Zimmer auf und ab; ihn beschäftigten seine neuen Pläne, immer wieder mußte er an jenes Bergwerksunternehmen denken, in welches einzutreten man ihn aufgefordert hatte. Sonst lag Unentschlossenheit keineswegs in seiner Art; aber hier hielt sich Hoffnung und Besorgnis die Wage.

Da meldete ein Diener den Doktor Deroge.

Ein zartgebauter, etwa fünfundfünfzigjähriger Mann in dem weiten Gehrock und der weißen Kravatte des Arztes erschien auf der Schwelle. Der für den schlanken Körper etwas zu große Kopf, von üppigem weißem Haar umrahmt, richtete sich auf, das große Auge blickte ohne Suchen, gleichsam mit einer unbeirrbaren Intuition, auf Veraine. — Wunderbar war dieses Auge. Es hatte den eigentümlichen Glanz der Kurzsichtigkeit, dabei einen festen, klaren, unglaublich ruhigen Blick, der mit stiller Gewalt ins Innerste drang. Zugleich konnte man, wie in eine unendliche, doch klare Tiefe in dieses Auge hinabsehen; ein Schimmer kindlicher Unschuld lag sanftleuchtend auf wehmütig- ernst- geheimnisvollem Grunde.

Der Eintretende stockte einen Moment beim ersten Schritt; dann gingen die zwei Männer auf einander zu, schüttelten sich die Hände und begrüßten sich herzlich.

„Es ist mir unendlich leid,“ sagte Veraine, nachdem sie Platz genommen hatten, „daß ich schon so lange die Freude vermisse, Sie zu sehen. Die Überbürdung mit Geschäften hindert mich eben in meinen besten Absichten.“

„Ich weiß; unsere Wege gehen weit auseinander. Sie werden durch Geschäfte und Politik festgehalten, mich zwingt mein Studium zur Einsamkeit; da ist denn ein Zusammentreffen schwer.“

„Es ist doch schade, daß Sie Ihre Praxis völlig aufgegeben haben,“ bemerkte Veraine, um nur etwas zu sagen, und mit zerstreuter Miene.

„Ich überlasse meinen Platz jüngeren Kräften. An dem Helfen bin ich fast irre geworden, ich finde mehr Befriedigung im Lernen.“

Das Gespräch stockte bald. Deroge zeigte sich nicht beflissen zu reden; Veraine mangelte es an Gewandtheit nicht, aber nach dem, was er eigentlich zu wissen begehrte, mochte er sich nicht schon in der ersten Minute erkundigen, und es gab zwischen diesen beiden Männern im allgemeinen wenig Berührungspunkte, auf die eine Unterhaltung sich hätte gründen lassen.

Endlich fragte Deroge nach Edmund.

Veraine äußerte sich einigermaßen unzufrieden über seinen Sohn: er habe auch als Offizier sein träumerisches, zaghaftes und dann wieder unbesonnenes Wesen nicht abgelegt, scheine überhaupt keine jener Naturen, die sich in der Welt einen hervorragenden Platz erringen.

Darauf zitierte Deroge einen Ausspruch Schopenhauers: „An einem jungen Menschen ist es, in intellektueller und auch in moralischer Hinsicht, ein schlechtes Zeichen, wenn er im Thun und Treiben der Menschen sich recht früh zurechtzufinden weiß, sogleich darin zu Hause ist, und, wie vorbereitet, in dasselbe eintritt: es kündigt Gemeinheit

an. Hingegen bedeutet, in solcher Beziehung, ein befremdetes, stutziges, ungeschicktes und verkehrtes Benehmen auf eine Natur edlerer Art."

Veraine erwiderte nichts auf diese Bemerkung, doch über seine Züge glitt ein kaum verhehlter Ausdruck des Spottes.

Da wurde Haultbras angemeldet. In Gesellschaft dieses Weltmenschen atmete Veraine freier auf und knüpfte sogleich eine banale, aber lebhafte Unterhaltung an.

Nach wenigen Minuten führte er die Herren in den Salon. Die Damen waren schon da — Claire und Frau Frampois, eine entfernte Verwandte und Witwe eines höheren Beamten, welche dem Haushalt vorstand. Man tauschte ein paar nichts sagende Höflichkeitsphrasen aus, wobei Frau Frampois, die nach alter Manier in dergleichen beschlagen war, vornehmlich das Wort führte. Bei solchen Gelegenheiten fiel sie dem Hausherrn oft lästig mit der übergroßen Eitelkeit auf ihre Person und ihrem gezierten Wesen. Er fühlte sich dadurch beengt, und es krittelte ihn, daß vor Fremden seine Tochter in einer affektierten Züchtigkeit gehalten wurde, deren sich freilich zu jeder anderen Zeit das selbständige Mädchen erwehrte. — Dennoch liebte er vor Gästen, ihr seine Hochachtung zu erweisen, um so im voraus den Verdacht zu widerlegen, als urteile er wie ein engherziger und stolzer Geldmensch. Im übrigen war er ja auch mit ihrem Wirken durchaus einverstanden; wohlerzogen und an das Leben in strengen Kreisen gewöhnt, verlieh sie nicht ohne Geschick dem Hauswesen eine Art von ari-

stokratischem Schimmer. Innerlich lächelte er zwar über ihre sorgsam durchgeführte Komödie, zum Schein eine geringe Miete zu zahlen, die ihr auf andere Weise hundertfach ersetzt wurde — doch machte er sich nie in Gegenwart anderer darüber lustig.

Inzwischen war auch Edmund erschienen, während Gontran sich mit einer Einladung entschuldigt hatte.

Man begab sich in den Speisesaal; Frau Frampois bot mit vieler Grandezza Deroge den Arm, den dieser etwas unbeholfen nahm, während Haultbras mit höflicher Entschiedenheit das junge Mädchen zu führen nicht zögerte. Er bemerkte wohl in dem Arm ein leises, widerwilliges Zucken; sein ruhiges Antlitz veränderte sich nicht, aber es blitzte eine kaum sekundenlange, selbstbewußte und spöttische Heiterkeit darin auf.

Bei Tisch wollte sich zuerst kein rechtes Gespräch entwickeln; Frau Frampois störte die Behaglichkeit durch ein affektiert oberflächliches Plaudern, mit welchem sie vor dem Grafen distinguiert zu erscheinen wünschte, sowie durch eine übertriebene Rücksicht auf das junge Mädchen. Haultbras blieb in seiner selbstgewissen Sicherheit; wohl wissend, daß sein Rang der zurückhaltenden Dame imponierte, gefiel er sich darin, sie mit einer Art von überlegener Offenherzigkeit zu necken.

Die Rede kam aufs Theater, wiewohl Claire als junges Mädchen eigentlich nichts davon hätte wissen sollen. Es war nämlich nach Art der beliebten Weihnachtsstücke ein Ostermärchen aufgeführt worden, für welches

man sich in einem Teile der Gesellschaft sehr interessierte, und welches auch die Töchter anzuhören in fast allen Familien die Erlaubnis hatten. Frau Frampois sprach ganz gewandt über den Reiz dieser Dichtung und die prächtigen, stimmungerweckenden Dekorationen.

Während die anderen Herren sich bei diesen Reden langweilten, ging Haultbras heiter darauf ein. „Ja," sagte er, „ich kenne das Stück, es spielt im Zuschauerraum. Eine herrliche Komödie, unser Pariser Publikum einem Märchen lauschend! Ich konnte mich kaum satt daran sehen. Was für Mühe die jungen Damen und die alten Douairièren sich gaben, den Mummenschanz schön zu finden, sich mit ernstem Gesichte ein Märchen vorspielen zu lassen! Und noch dazu eines, das mit vieler Kunst so unglaubhaft gemacht ist, wie nur irgend ein Ding unglaubhaft sein kann In jedem Worte hört man die Qual der armen Pflastertreter des Boulevard, die ihre Natur zur Begeisterung verrenken möchten."

Die alte Dame schwieg und wagte doch nicht, sich zu ärgern über die Frivolität in dem Munde eines Grafen von Haultbras; Claire blickte jetzt, zum erstenmale, erstaunt auf den Mann, der ihr in allem entgegengesetzt, ja zuwider sein sollte, und dessen Rede doch so leicht und sicher ihre eigenen Gedanken aussprach.

Weil sie sich nun schämte, wie ein verschüchtertes Kind stumm zu bleiben, so erwähnte sie die Großartigkeit und Schönheit der Idee von dem befreienden Erwachen aller Kreatur, die ihr in Wagners Nibelungen aufgefallen war. Sie hatte die Trilogie nämlich in London gesehen;

zu spät erst bemerkte sie der Frau Frampois verzweifeltes Augenzwinkern.

Haultbras machte sich lustig über die Wagnermanie, die in Paris Mode geworden sei, und er verglich die für den deutschen Musiker begeisterten eleganten Damen mit jenen kleinen Buben, die aus einer mächtigen Zigarre Genuß zu saugen sich einreden. „Allerdings,“ fuhr er fort, „kann ich über Musik nicht mitsprechen; denn ich bin absolut unmusikalisch.“

Dieses unumwundene Geständnis erstaunte zugleich Claire und Frau Frampois, nur freilich je in sehr verschiedenem Sinne. Wenn diese darin eine Kühnheit erblickte, wie sie nur ein gesellschaftlich überaus hochstehender Mann sich erlauben darf, so war Claire trotz ihres absichtlichen inneren Sträubens angenehm berührt. Denn sie selbst hatte keinen Sinn für Musik und bemerkte oft mit Widerwillen, wie andere, die in dem gleichen Falle waren, solchen erheuchelten.

Edmund hatte gegen seinen Willen, und gewissermaßen einem inneren Zwange unterthan, die plaudernde Gruppe betrachtet. Sein Gehirn war noch erfüllt von verwirrenden und beängstigenden Zweifeln; als er nun Haultbras in seinem Selbstbewußtsein gewahrte, da erfaßte ihn ein bitterer, niedriger Neid, zusammen mit einer schmerzlichen Verachtung seiner selbst. Er mußte sich gestehen, daß der hochmütige Aristokrat ihm imponierte; nun kam ihm in den Sinn, wie jener sich als Sahib bezeichnet hatte, und er erkannte in ärgerlicher Selbstquälerei die Berechtigung dieses Ausspruchs an. In seiner

Verstimmung blickte er schweigend auf den Teller; der Vater zeigte ein mißbilligendes Gesicht, die übrigen verbargen ihr Erstaunen.

Haultbras wandte sich unterdessen an den Wirt und sagte: „Die Liebhabereien unserer Gesellschaft werden immer sonderbarer. Jetzt ist die gesuchteste Person in Paris Madame de Liardi — Sie haben wohl von ihr gehört?"

„Eine Wahrsagerin, wenn ich nicht irre."

„Eine Wahrsagerin nach vorwärts und nach rückwärts. Zu der fahren jetzt die eleganten Damen, lassen sich für schweres Geld ihre Vergangenheit ebenso wie die Zukunft weissagen; sie kann nicht einmal die Menge der Klienten bewältigen. Nun, wenigstens wird jemand reich dabei."

„Verzeihen Sie, die Dame ist meine Freundin," warf plötzlich, nicht ohne sichtbare Erregung, Deroge ein.

„O, ich wollte der Dame durchaus nicht zu nahe treten; aber Sie als Arzt werden zugeben, daß diese Manie auf die Intelligenz unserer Gesellschaft nicht das beste Licht wirft."

„Madame de Liardi empfängt Besucherinnen mit vorsichtiger Auswahl und nur zu deren eigenem Besten; sie nimmt nicht mehr als einen Franken, den sie dann den Armen gibt," sagte Deroge, seine Lippen bebten leise.

„Sie ist wohl von ihrer Wissenschaft fest überzeugt," meinte Veraine, „und wie sollte sie das nicht sein, da man es ihr alle Tage aufs neue einredet? Aber

vernünftige Menschen können an dergleichen schwerlich glauben.“

„Ich glaube daran,“ erwiderte Deroge, noch immer stark bewegt; dann bezwang er sich und fuhr ruhiger fort: „Mit diesen schweren und dunkeln Fragen muß sich jeder abfinden, wie er es vermag; es ist nicht möglich, überzeugende Erklärungen zu geben.“

Veraine sprach nun halb ablenkend von den vielen Streichen, welche die Phantasie den Menschen spiele, und wie ein phantasievoller Geist im Leben überall anstoße und nie recht vorwärts komme. Er dachte dabei an seinen Sohn, der dann auch die Beziehung fühlte und stumm auf seinen Teller sah.

Deroge aber, einmal aus seiner Ruhe gebracht, vermochte nicht zu schweigen. „Phantasie ist im Gegenteil die Urheberin aller großen Leistungen. Nicht nur der Künstler in seinen Konzeptionen, sondern auch der Arzt, der eine frühzeitige Diagnose stellt, der Kaufmann, der eine ferne Konjunktur voraussieht, der mit unfaßbaren Wahrscheinlichkeiten rechnende Diplomat, sie alle werden von der Phantasie geführt, ehe sie zu einem bewußten Thun gelangen.“

„Daß gerade Sie die bloße Einbildungskraft so sehr verteidigen, wundert mich,“ entgegnete Veraine. „Denn Sie hatten als Arzt den Ruf, vor allem logisch exakt zu sein.“

„Wissen Sie, daß ich eigentlich gegen meinen Willen Arzt geworden bin?“ sagte Deroge, infolge des ungewohnten Sprechens schon nicht mehr Herr über seine Rede.

„Es wäre wohl interessant, Ihre Lebensgeschichte zu hören," bemerkte Edmund, etwas unsicher.

Jener erzählte: „Ich studierte auf den Wunsch meiner Eltern, vernachlässigte aber mein Studium, weil ich mich zum Dichter berufen glaubte. In der That hatte ich Gedanken und Empfindung; auch die Form lernte ich bald bewältigen. Unter meinen alten Papieren befinden sich manche Gedichte, die ich noch jetzt mit Freude lese. — Leider wurde diese angenehme Beschäftigung unterbrochen, ehe sie einen äußeren Erfolg hervorbringen konnte. Mein Vater starb, ich war mit einem Schlage völlig mittellos. Nun mußte ich, durch Not getrieben, das Versäumte mit Gewalt nachholen und noch unter dem Lernen eine elend bezahlte Assistentenstelle übernehmen. Allmählich fand ich Geschmack an meiner Wissenschaft, das Glück war mir günstig, und ich kam früh zu einer bequemen, einträglichen Praxis. — Da wollte ich denn die Mußestunden mit der Fortsetzung meiner literarischen Übungen verschönern. Aber es ging nicht mehr. Alle Auffassungs- und Ahnungsfähigkeit war in eine andere Richtung gedrängt. Ich dichtete in Diagnosen. — Nun reizten mich immer schwierigere Aufgaben, am liebsten bewegte ich mich auf jenem Gebiete, wo körperliche und seelische Zustände zusammenfließen. Und zuletzt war mir auch das nicht genug, ich strebte weiter, über alle Grenzen der Medizin hinaus;" — der Erzählende brach ab, als wenn er schon zuviel gesagt hätte.

Unterdessen hatte Haultbras mit den Damen eine andere Konversation begonnen; und man verließ diese

ernsthaften Erörterungen, die zu der Anwesenheit eines jungen Mädchens nicht recht paßten.

Nach dem Essen begaben sich die Herren in das Arbeitskabinet, um bei einer Zigarre Kaffee und Likör zu nehmen.

Jetzt verfolgte Veraine den eigentlichen Zweck seiner Einladung. Der Plan zu dem Bergwerksunternehmen ging von einem ihm wenig bekannten Parlamentarier und Eisenbahnaktionär aus; nun wollte der Zufall, daß gerade Deroge und Haultbras über diesen Mann genauere Auskunft erteilen konnten. Er ging die beiden nach einander an; mit Deroge war er bald fertig, während Haultbras infolge seiner Kenntnis mancher Details ihn länger beschäftigte.

Des Vaters eingehende Unterhaltung mit Haultbras gab Edmund Gelegenheit, den Arzt, seinen väterlichen Freund, allein zu sprechen. — Zwischen beiden bestand ein eigentümliches Verhältnis. Edmund fühlte sich mit seiner besonderen Natur im Hause vereinsamt, daher hatte ihn schon früh eine starke Neigung zu dem wohlwollenden, teilnehmenden Arzte erfaßt. Dieser interessierte sich lebhaft für den klugen und, wie er glaubte, verkannten Knaben; da er viel im Hause verkehrte, so gewann er auf ihn einen dauernden Einfluß als Freund, Vertrauter und gewissermaßen Erzieher. — Seit geraumer Zeit hatte dieser häufige Verkehr zwar aufgehört; aber Edmund besuchte noch manchmal den alten Herrn in seiner Wohnung; und er hatte sich eben zu entschuldigen wegen eines längeren Ausbleibens, das jener ihm freundlich vorhielt.

Inzwischen hatte Haultbras seine Erklärungen beendigt; man plauderte noch eine Weile, dann verabschiedete sich der Graf.

Deroge ging auch bald, und Edmund begleitete ihn; denn er hatte den nächtlichen Wachdienst in der Kaserne.

Durch die ruhigen Straßen schritten die beiden ihren Weg mit einander. Deroge äußerte Ärger und Selbstvorwürfe, weil er sich vor kalten Menschen zur Preisgebung seiner Überzeugung habe verleiten lassen. „Seit ich einsam lebe, kann ich mich vor anderen gar nicht mehr beherrschen.“

Darauf wußte Edmund nur in allgemeinen Phrasen zu erwidern, doch gab ihm diese Offenheit Mut, seinerseits das auszusprechen, was ihm auf der Seele lag.

Er äußerte, im Anfang zaghaft, dann immer leidenschaftlicher, seine Unbefriedigung, seine geistige Isolierung. „O,“ rief er, „wie sehr verstehe ich nicht diejenigen, die zum Priester kommen mit dem jammernden Geständnis: ich kann nicht glauben! die in stiller Kammer händeringend unter heißen Thränen Gott anflehen, er möge ihnen Einfalt und zum Glauben Kraft schenken! — Mir geht es in weltlichen Dingen nicht anders. Wenn ich mich an dem allgemeinen Maßstab messe, so muß ich mich verwerfen, — sehen Sie, ich thue kein Böses und habe im ganzen einen menschenfreundlichen Sinn; aber das moralische Gefühl fehlt mir, ich kann mich eher über das Recht als über einen Frevel entrüsten. Sie mögen sich die Qual vorstellen, mit der ich über einen Deserteur zu Gericht sitze, dessen Feigheit ich aus tiefstem Herzen ver-

abscheuen soll, während eine innere Stimme mir sagt: er hat recht, wenn er zurückstrebt nach seinen Bergen, nach seiner Braut; und wir begehen an ihm wissentlich eine Sünde wider sein besseres Teil."

„Du stehst also recht einsam unter Deinen Kameraden?"

„Wie redlich habe ich mich gequält, mich den andern gleichzustellen; aber es ist nicht möglich; gegen meinen Willen muß ich die Leere ihres Wesens und die Hohlheit ihrer Urteile durchschauen."

„Jeder begabtere Mensch ist wohl in dem Falle. Nur zwei Wege führen aus dieser Wirrnis. Du mußt Dich mit Gewalt in die allgemeinen Formen zwingen oder Dich ganz in die Einsamkeit zurückziehen."

Diese strenge Alternative erschreckte den jungen Mann. „Mein Gott, wer recht sucht, dem bietet die Welt wohl auch manche Befriedigung und manches stille Glück — leider muß man solche Funde verheimlichen." Er fühlte eine große Versuchung, von Emmy zu reden, aber er brachte die Worte nicht über seine Lippen.

Deroge bemerkte seinen stillen Gedanken nicht; „schweigen ist die erste, und wie ich leider sehe, auch die schwerste Tugend des Weisen," sprach er lächelnd.

„Es muß doch möglich sein," fuhr Edmund wie zu seinem eigenen Troste fort. „Ich befinde mich zwar als Offizier in einer besonders schwierigen Lage. Doch wollte ich gern die vorgeschriebenen Pflichten erfüllen und thue es ja auch; das müßte genügen. Arbeit ist nötig. Wenn ich nun mein nicht immer leichtes Tagewerk vollbracht

habe, dann könnte ich ein freier Mann sein, und so wäre ich glücklich."

„Bist Du dessen sicher?" fragte Deroge mit einem prüfenden Blick; „und was hindert Dich, frei zu sein?"

„Der geistige Druck, der durch Lehre und Vorschrift, sowie durch das Beispiel der anderen ausgeübt wird. — Ich bin an einen Haufen Menschen gefesselt, deren Gedankenwelt mir wie eine Seifenblase hohl und gewichtlos erscheint. Ich bin wie ein Ungläubiger in einer exaltierten Gemeinde, oder wie ein Gesunder im Irrenhause."

„Kann man Dich zu Meinungen zwingen?"

„Man will, daß ich sie mit Überzeugung zur Schau trage. Ich soll finden, daß wir, bei Lichte besehen, um Sedan eigentlich nicht geschlagen sind. In allen Franzosen soll ich Brüder erkennen und die Ausländer über die Achsel ansehen, während es doch unter uns nicht weniger Lumpen gibt als unter irgend einer anderen Nation. Ich soll ein hübsches Mädchen grotesk finden, wenn ihr Geburtsschein mit einem Adler gestempelt ist. Die Fahne ist mir nur ein unnützes Stück Tuch, und ich soll sie mit jener sentimentalen Andacht verehren, die, auf das Höhere gerichtet, dem allgemeinen Spotte zum Gegenstande dient. Ich soll —

„Genug, genug," unterbrach Deroge. „Ich verstehe Dich wohl, aber ich kann Dir jetzt nicht raten. Du hast die seltene und verhängnisvolle Gabe der grübelnden Wahrheitsliebe. Das Suchen nach Wahrheit ist die Quelle aller Irrtümer wie auch des einzig wahren Glücks, und ich denke, es wird Dich weitertreiben bis an den Punkt,

wo Du ein selbständiges Dasein wählen kannst. Jetzt bist Du noch nicht so weit. Du hängst noch zu sehr an der Welt und an den Vorteilen, welche nur eine engere Gemeinschaft bietet. Vielleicht wird auch die Welt Dich ganz gewinnen. Du wärest der erste nicht, dessen innerer Stolz sie gebrochen hätte.“

Sie kamen an eine Ecke, wo sie sich trennen mußten; Edmund mietete einen Fiaker, um seinen noch weiten Weg fortzusetzen. Ihm klangen Deroges letzte Worte beinahe wie eine Unfreundlichkeit in den Ohren nach. Er wiederholte sich bitter seine eigenen Klagen und wollte verzweifeln an seinem Schicksal. — Aber dann kam ihm der Gedanke an manche mit Emmy heiter verlebte Stunde; er blickte auf die Schnüre seiner Uniform, er gefiel sich selbst. Die Macht und der Reiz des Lebens drangen auf ihn ein; immer noch in zweifelnder und zerrissener Stimmung, war er doch weit entfernt von aller Lust am Entsagen, als er der dunkeln Mauern seiner Kaserne ansichtig wurde.

III.

Es war Samstag Abend. Emmy hatte die Arbeit verlassen und sich zu Hause umgekleidet. Sie tändelte und trödelte nun unruhig im Zimmer und wußte nichts anzufangen in jener langweilig-unbehaglichen Stimmung, mit der man sich verspätende Freunde erwartet. — Endlich klopfte es stark an die Thür, und sie rief aufatmend froh

herein! Ein junger Mann in Unteroffiziersuniform trat langsam und gewichtig über die Schwelle.

Emmy begrüßte ihn lebhaft mit stürmischer Umarmung, er aber zeigte sich mürrisch und kalt. Auch ließ sie sogleich von ihm ab, denn sie fühlte, daß er im Begriffe war, sie zurückzustoßen. Er machte einige Schritte nach rückwärts und maß sie, die wie angewurzelt stehen blieb, mit einem strengen, prüfenden, harten Blick. Das war der Blick, mit welchem er junge Rekruten in den ersten Tagen einzuschüchtern pflegte; und der versagte auch auf das wenig sensible Kind der Pariser Vorstadt nicht seine Wirkung.

Der Unteroffizier Triban diente in der gleichen Kompagnie mit Leutnant Veraine. Er war ein gutgebauter, wenn auch nicht eben hübscher Mensch: die Uniform paßte ihm prächtig, sein wohlgewichster Schnurrbart wurde von der ganzen Kompagnie mit Eifersucht betrachtet. Seine kleinen, scharfen Augen gaben dem Gesicht einen intelligenten Ausdruck; die harte Stirn war dafür ein wenig nieder und das Kinn ein wenig vorstehend, zu stark entwickelt.

„Bist Du fertig?“ fragte er kurz.

„O, ich habe Dich längst mit Ungeduld erwartet.“

Emmy nahm ihren Hut, und sie begaben sich auf die Straße.

In gleichmäßig raschem Schritte verfolgte der Unteroffizier schweigend seinen Weg, Emmy mußte sich anstrengen, um sich an seiner Seite zu halten; so unbequem

ihr das eilige Gehen war, äußerte sie doch keinen Widerspruch.

Endlich waren sie vor einer kleinen Kneipe angekommen. Triban ging voraus und setzte sich sogleich an den ersten Tisch in einer Ecke nahe der Thür.

„Aber es zieht hier schrecklich," wagte Emmy zu bemerken.

„Unsinn, wenn ich den Zug vertragen kann, dann macht er Dir auch nichts. Ich will ein bißchen abseits sitzen."

Das Lokal war noch fast leer; nahe an dem Tresen des Wirts saßen ein paar Maurer, die sich beim Wein über Streikangelegenheiten unterhielten und dabei öfters mit der Faust kräftig auf den Tisch schlugen. In einer entfernten Ecke flüsterte ein ungeschlachter, verlegener Rekrut mit seiner Freundin. Die Thüre ging auf, ein zahnloser, gebrechlicher Greis, der an einer grünen, über die Schulter geschlagenen Schnur eine Guitarre trug, blickte in den Saal, zog sich aber sogleich wieder zurück, als er bemerkte, daß er zu früh gekommen war.

Ein schmutziger Kellner hatte dem Unteroffizier Absinth und Wasser, dem Mädchen ein Glas schales Bier gebracht.

„Hörst Du," sagte Triban leise, aber eindringlich und befehlend, „Du mußt mit dem Chef recht freundlich thun, ich habe ihn nötig."

Nun regte sich Emmys Trotz. „Ach was, Dein Chef! Ich mag ihn nicht, den versoffenen Kerl."

Tribans Zornader schwoll an; er beherrschte sich indessen und sprach noch leiser: „Ich sage Dir, Du wirst mit ihm höflich sein. Wenn Du es nicht bist, dann weißt Du, was es morgen gibt.“

Emmy biß sich in die Unterlippe, sie schien noch trotzen zu wollen, fand aber oder wagte keine Worte. Es trat eine Pause ein, während welcher der Unteroffizier sich sein Getränk bereitete.

Nachdem er einen starken Schluck gethan hatte, wischte er sich mit seinem Taschentuch den Mund ab, blickte auf Emmy und sagte langsam, mit Nachdruck: „Du bist eine Hundeseele. Hinter meinem Rücken gibst Du Dich mit dem Leutnant Veraine ab.“

Emmy zeigte sich nicht erschrocken, sie erwiderte schnell: „Was hast Du schon wieder? Ich kenne Deinen Leutnant gar nicht.“

Über diese Lüge entrüstete wiederum der andere sich nicht. Er meinte gelassen: „Das ist unnütz. Ich weiß es ja ganz genau; willst Du, daß ich Dir — “

„Nein, ich will gar nichts. Was geht's Dich an, wenn er mir gefällt?“

Die Züge des Begleiters verfinsterten sich; er ballte die Faust und drückte sie stark auf den Tisch. „Ich werde es nicht leiden — und ich warne Dich.“

„Für mich kann ich thun, was ich will, und wenn es Dir nicht recht ist, dann gehe ich nach Hause.“

Die beiden hatten sich erhitzt und gewahrten nicht, daß die Maurer neugierig zu ihnen herüberblickten; ein heftiger Streit drohte auszubrechen.

In diesem Augenblicke kam der Sergeantenchef. Er hatte den Unteroffizier sogleich gewahrt; die beiden Militärs begrüßten sich förmlich, der Eintretende reichte Emmy die Hand.

Triban war mit einem Schlage wie umgewandelt; er gab sich heiter, zugleich devot und freundschaftlich. Der Kellner brachte einen zweiten Absinth, Triban holte zwischen seinen Uniformknöpfen eine Zigarre hervor, die der andere mit spitzen Fingern ergriff.

Der Sergeantenchef betrachtete zwinkernd Emmys frisches Gesicht, aus welchem der Mißmut noch nicht verschwunden war. Dann äußerte er einige galante Redensarten; obgleich er sich dabei ziemlich ungeschickt benahm, hatte sie an solcher Rücksicht doch ihre Freude und antwortete mit einer natürlichen, halb unbewußten Koketterie.

Dazwischen trank jener in langen Zügen; bald wendete er sich von dem Mädchen ab und redete wichtig mit seinem Untergebenen. Emmy konnte nicht recht verstehen, was sie sich sagten, so leise und geheimnisvoll redeten sie; doch begriff sie wohl, daß es sich um Klatschgeschichten aus der Kaserne handelte, sowie um Winke, wie hier ein geriebener Mann im dritten Jahre abzufassen, dort ein Vorgesetzter leicht zu täuschen sei.

Der Chef mißfiel ihr nun aufs äußerste. Er hatte helle, an den Rändern gerötete Augen und eine rote Nase; dazu jedoch straffe Haltung und ein scharf markiertes, männliches, hartes Gesicht. Sie fühlte instinktiv, daß er für die Frauen wenig Sinn hatte, und das machte ihn ihr unsympathisch.

Das Gespräch der beiden Männer wurde immer eifriger und geheimnisvoller, der Kellner kehrte immer häufiger wieder mit neuem Getränk.

Aus langer Weile ließ Emmy sich ein zweites Glas Bier geben, obgleich es ihr nicht schmeckte. Dann blickte sie zerstreut in dem nun vollbesetzten Saale umher. Ein dicker Tabaksqualm erfüllte die Luft, verworrenes Reden und Lachen klang durcheinander; der alte Bänkelsänger war inzwischen wiedergekommen und sang piepsend irgend ein frivoles Lied; doch hörte man seine Stimme kaum in der entfernten Ecke.

Es war spät geworden, Emmy erinnerte sich, daß Triban nur bis Mitternacht Urlaub hatte; und sie hörte den Chef sagen: „Heute hat Delamare die Runde, da muß man aufpassen.“

Triban zahlte denn auch und erhob sich. Sein Vorgesetzter schüttelte ihm nun mit großer Freundlichkeit die Hand, während er dem Kellner um ein neues Glas zunickte.

Auf dem Heimwege sprach Triban wiederum nur wenig, aber er schien bei besserer Laune. Als man sich in der Nähe der Kaserne trennte, sagte er: „Morgen früh komme ich wieder; wir gehen mit einander nach St. Cloud.“

Emmy war furchtbar müde geworden.

Sie schlief daher am nächsten Tage ziemlich lange und war noch nicht bereit, als Triban zu ihr ins Zimmer trat. Doch schalt er nicht, wie sie gefürchtet hatte, vielmehr zeigte er sich freundlich und aufgeräumt.

Sie wollte ihn in seiner günstigen Stimmung bestärken, indem sie sich wegen des Verschlafens demütig-naiv entschuldigte. Doch er erwiderte: „Das schadet nichts, wir haben heute ja Zeit. Ich setze mich, und Du kannst Dich in Ruhe ganz fertig machen und auch Deinen Kaffee trinken, wenn Du willst.“

Er nahm an dem kleinen Tische Platz und drehte sich eine Zigarette. Nach einigem Räuspern begann er: „— Weißt Du, mit dem Leutnant Veraine — das war nicht so schlimm gemeint.“

„Ach, der Edmund ist ein Kind,“ warf Emmy dazwischen.

„Jawohl, ein Mann ist er nicht, auch im Dienst nicht — ich sehe das alle Tage.“

„Aber er ist doch ganz nett, und zuweilen mag ich ihn wohl sehen,“ versetzte Emmy mit neckischem Widerspruch.

Triban ärgerte sich keineswegs, er nahm vielmehr das Wort sehr günstig auf. „Ich habe mich besonnen; warum sollst Du eigentlich nicht mit dem verkehren? Bedeutung hat es ja doch nicht. — Und Veraine kann uns dafür nützen; er ist mein Leutnant und ein reicher Mann.“ —

„Ach, reich ist er auch?“ fragte Emmy. „Ich glaubte, mit den Leutnants sei es nicht weit her.“

„Nun, weißt Du,“ fuhr der Unteroffizier bedenklich fort, „ich will nicht, daß die Leute über mich lachen. Wenn Du mit Veraine zu thun hast, dann muß es ganz geheim bleiben, keiner darf davon wissen.“

„Das ist doch kaum möglich; warum sollte er es verheimlichen?“

„Du mußt sagen, daß er Dich in Ungelegenheiten bringt, und dergleichen; dann macht ihm das Geheimnis selbst Vergnügen. — So sind diese Leute,“ fügte er mit überlegener Miene hinzu.

Emmy hatte eine kindische Freude an diesem Plan. „Ach ja, das ist nett; ich will ihm recht den Kopf verdrehen. Und dafür muß er mir dann allerhand Schönes schenken, nicht wahr?“

„Daß er vor allem nichts merkt; Du bist manchmal ein wenig täppisch.“

„O nein, Du sollst sehen, ich bin ganz schlau.“

„Passe nur gut auf! Mir merkt er schon nichts an. Ich komme ja alle Tage auf dem Kasernhofe mit ihm zusammen; und dann sehe ich schon, wie es sich mit ihm macht.“

„Das ist herrlich,“ rief Emmy, „wir wollen gleich morgen anfangen.“

Aber plötzlich besann sie sich. „Wenn er nun nicht wiederkommt? Er ist jetzt schon einige Zeit nicht bei mir gewesen, vielleicht hat er keine Lust mehr; oder er hat von Dir gehört und mag darum nicht.“

„O, er wird schon wiederkommen; und thut er es nicht von selber, dann finde ich wohl Mittel und Wege, daß er uns ins Garn geht.“

Emmy fiel ihrem Freunde um den Hals. „Was für ein kluger Mensch bist Du! Edmund ist ja ganz nett, aber ein bißchen dumm; Du bist ein gescheiter Kerl!“

Inzwischen war sie fertig geworden; man begab sich auf den Weg.

Spät am Abend kehrten die beiden von St. Cloud zurück. Vor Emmys Hausthüre nahmen sie ermüdet und schläfrig Abschied. Im letzten Augenblicke warnte Triban noch einmal: „Daß er nur ja nichts merkt, Du mußt es ganz allmählich anfangen.“

„Ich will es ganz allmählich anfangen,“ wiederholte Emmy mechanisch, und dabei fielen ihr fast die Augen zu.

Emmy wartete nun ungeduldig auf Edmunds Erscheinen.

Aber mehrere Tage vergingen, ohne daß er sich blicken ließ.

Sie war ärgerlich auf den eigensinnigen Mann, der ihr so die Freude verdarb; denn ohne recht zu wissen, was sie thun sollte, erwartete sie sich mit ihm ein lustiges Spiel. Am Ende suchte sie ihn in der Nähe der Kaserne auf, verfehlte ihn aber, und das war gut; denn in ihrer getäuschten Hoffnung hätte sie ihm wahrscheinlich eine Szene gemacht. Auch erinnerte sie sich nachträglich an die Pflicht der Heimlichkeit und war zufrieden, Triban nun keine Ursache zum Zorn gegeben zu haben.

Edmund hatte unterdessen in einer wunderlichen Stimmung gelebt. Jenes Gespräch mit Deroge beschäftigte seinen Geist noch lange; aber er kam zu keinem Resultat. Im Grunde blieb lediglich das große Dilemma: Du mußt wählen zwischen einer so völligen Einsamkeit, wie sie nur in ganz besonderen Fällen möglich ist —

und zwischen Anpassung an die Welt. Was war anders zu thun, als sich für diese zu entscheiden?

Und wie der Entschluß zur wohlbegriffenen Notwendigkeit wurde, erschien er Edmund auch wieder ausführbar. Die Umstände zeigten sich günstig. Im Hause herrschte Ruhe, der Vater war von freudiger Hoffnung erfüllt; die dienstliche Mühe aber war Edmund seit der letzten Diensteverteilung durch des Obersten besondere Gunst sehr erleichtert worden.

Nun hatte es sich getroffen, daß ein soeben erst eingestellter blutjunger Leutnant über Edmund in dessen Abwesenheit sich wegwerfend äußerte; das war dem Obersten zu Ohren gekommen, ein furchtbares Donnerwetter und strenge Ermahnung zur Kameradschaft die Folge gewesen. Also hörten, ohne daß Edmund den Grund wußte, die früher so häufigen Neckereien der Kameraden auf.

Es wurde dem jungen Mann leichter zu Sinne, er fühlte sich wieder normal und das Leben ihm angemessen; ja, er schämte sich insgeheim der momentanen Schwäche, die er vor Deroge an den Tag gelegt.

Nur von Emmy hielt ihn anfangs noch eine gewisse Scheu zurück. Vielleicht wirkte der Vergleich zwischen ihr und seiner Schwester unbewußt im Gehirn nach, obwohl er sich mit Erfolg bemühte, solche störenden Gedanken zu vergessen.

Allmählich jedoch ergriff ihn Sehnsucht nach dem Verkehr, der ihm schnell zur Gewohnheit geworden war. Er wollte Emmy aufsuchen, bemerkte dann, daß ihm noch

der Mut fehle, und hielt sich darauf nach seiner in sich gekehrten Art alle die Gründe vor, die für eine Annäherung bestimmend sein sollten. Sich selbst über die Sentimentalität seiner Empfindung hinwegtäuschend, meinte er, ein Mann und zumal ein Soldat habe Ablenkung durch die Nähe eines Weibes nötig; Emmy als unerzogenes Naturkind lasse ihn wenigstens zu Zeiten die vielfachen konventionellen Schranken der Gesellschaft vergessen, deren Enge ihm lästig war. Auch sei die Flucht vor einem Weibe immer Feigheit und die Überwindung dieser Furcht eine treffliche Stählung des Charakters.

Wie es vor jedem größeren Entschlusse zu geschehen pflegt, daß die Erwägungen des Für und Wider so lange mit einander streiten, bis die Neigung Zeit gefunden hat, ihr unbeeinflußtes Votum abzugeben: so eilte Edmund eines Tages zu seiner kleinen Freundin, nicht durch jene Sophismen, wie er glaubte, geleitet, sondern durch das lebhaft wiedererwachte Verlangen.

Emmy that einen Freudenschrei, als sie ihn sah. Im ersten Augenblicke dachte sie nicht an ihr hinterlistiges Vorhaben, sondern freute sich der Nähe des frischen, feinen und guten jungen Mannes, der ihr auf seine Art immer gefallen hatte.

Dann erinnerte sie sich, daß sie mit ihm besonders freundlich sein und dafür Vorteile erpressen mußte. Sie ward immer zuthunlicher und herzlicher; Edmund zeigte sich dankbar gerührt, und dadurch wurde sie zu erneuter Herzlichkeit angeregt.

Nachdem sie einige Zeit geplaudert hatten, bemerkte Emmy ganz unvermittelt: „Du bist eigentlich ein geiziger Liebhaber; denn Du bringst mir niemals etwas mit.“

Ihm fiel das Wort auf die Seele, und er war beschämt; denn in der That, er hatte bei aller geistigen Überschwenglichkeit an Geschenke noch nicht gedacht. Einigermaßen verlegen entschuldigte er sich: „Natürlich, ich hätte Dir gern eine Freude bereitet; aber es ist so schwer, das Richtige zu treffen; ich weiß nicht recht, was Dir fehlt, und was Du Dir wünschest.“

„Mir fehlt Vieles,“ entgegnete Emmy, „ich habe nicht einmal eine Uhr. — Nicht wahr, die feinen Damen tragen eine ganz kleine goldene Uhr, so groß, wie ein Zwanzigsoustück?“ erkundigte sie sich neugierig.

„Edmund war erfreut, daß sich sogleich ein passender Gegenstand bot, er versprach, die Uhr noch an demselben Tage auszusuchen.

Das wilde Mädchen streichelte und küßte ihn mit einer stürmischen Dankbarkeit; er fühlte sich glücklich und pries sein Geschick, welches durch diese gesunde Freundin alle die störenden und verwirrenden Einflüsse seines Lebens korrigierte.

Auf dem Heimwege surrte es ihm im Kopf von freudigen Gedanken, er schritt leicht über die Straße und fühlte den Boden kaum, bemerkte auch nicht die Soldaten, die mit flüchtigem Gruße vorübergingen; eine fast übermächtige Stärkung des Gehirns machte ihn schwindeln. „O, wie einfach ist doch das Leben,“ dachte er bei sich, „wenn man es von dem richtigen Standpunkte aus er-

faßt! Welche Thorheit, das Unfaßbare, das Undefinierbare ergreifen zu wollen! Ich verlange nach Freiheit, nach Selbständigkeit, nach Anerkennung meiner Individualität, und könnte kaum ausdrücken, was ich damit meine. Ihr Wunsch geht auf eine goldene Damenuhr! Wie erfüllbar sind solche Gaben, wie wenig Enttäuschung bergen sie in sich! Die Weisheit dieser naiven Beschränkung möge mir Vorbild und Muster sein."

Er eilte zu dem besten Uhrmacher, von dem er wußte. Das Verlangte legte man ihm in großer Auswahl vor, er entschied sich für ein ganz kleines, goldenes Ührchen. „Eben das Zarte, das winzig Niedliche gefällt ihr, in seinem Besitz fühlt sie sich den vornehmen Damen gleich. — Und sie soll ihnen in diesem Betracht gleich sein, da sie so wenig von dem ungeheuren inneren Schatze weiß, der sie unendlich reicher macht als jene."

Mit glücklichem Herzen überreichte er am nächsten Tage sein Geschenk.

Emmy that einen Freudenschrei, umarmte, küßte und liebkoste den freigebigen Freund auf das herzlichste. „Ach, wie niedlich," wiederholte sie ein- über das anderemal, indem sie den winzigen Gegenstand zwischen ihren Fingern drehte und von allen Seiten betrachtete.

Dann wollte sie den Preis wissen.

Edmund lächelte über dieses naive Verlangen und bemerkte, daß eine solche Nachfrage sich eigentlich nicht schicke.

„Warum nicht?" meinte sie. Das Ding hat vielleicht nur fünf Franken gekostet; Gold ist ja auch nicht

immer echt; man kann das nur nicht auf den ersten Blick sehen."

Heiter versetzte er: „Diese Uhr ist aus dem besten Magazin und kostet zweihundertfünfundzwanzig Franken."

„Zweihundertfünfundzwanzig Franken!" rief sie jubelnd und verdoppelte ihre Zärtlichkeit; „Du bist ein lieber Mensch, da Du soviel für mich ausgiebst."

Er nahm ihre Dankbezeugungen mit einer Art von stolzer Befriedigung entgegen und warnte dann gutmütig vor Unbedachtsamkeit beim Aufziehen der Uhr. Die Uhr stand noch, er zog sie vorsichtig auf und stellte sie nach der seinigen.

Sie kamen dann in ein lebhaftes Plaudern, unterdessen sah Emmy jeden Augenblick auf das Zifferblatt und ärgerte sich, daß der Minutenzeiger so langsam fortrückte. Dann hielt sie es sich ans Ohr. „O, wie leise das tickt, man hört es kaum;" und Edmund mußte ebenfalls auf den kaum vernehmbaren Schlag horchen.

Es war eben eine Viertelstunde verflossen, Emmy wollte die Uhr schon wieder aufziehen; der Schlüssel bewegte sich jedoch nur um den Bruchteil einer Umdrehung. „Wie langweilig, daß es nicht öfter geht," bemerkte sie mit einem kindisch schmollenden Aufwerfen der Lippen.

Edmund freute sich über die herzige Einfalt; er sprach dann väterlich von dem Eindruck des Neuen, von der Gewöhnung, und wie die Besitzerin vielleicht bald vergessen werde, ihre Uhr dann aufzuziehen, wenn es nötig sei.

faßt! Welche Thorheit, das Unfaßbare, das Undefinierbare ergreifen zu wollen! Ich verlange nach Freiheit, nach Selbständigkeit, nach Anerkennung meiner Individualität, und könnte kaum ausdrücken, was ich damit meine. Ihr Wunsch geht auf eine goldene Damenuhr! Wie erfüllbar sind solche Gaben, wie wenig Enttäuschung bergen sie in sich! Die Weisheit dieser naiven Beschränkung möge mir Vorbild und Muster sein."

Er eilte zu dem besten Uhrmacher, von dem er wußte. Das Verlangte legte man ihm in großer Auswahl vor, er entschied sich für ein ganz kleines, goldenes Ührchen. „Eben das Zarte, das winzig Niedliche gefällt ihr, in seinem Besitz fühlt sie sich den vornehmen Damen gleich. — Und sie soll ihnen in diesem Betracht gleich sein, da sie so wenig von dem ungeheuren inneren Schatze weiß, der sie unendlich reicher macht als jene."

Mit glücklichem Herzen überreichte er am nächsten Tage sein Geschenk.

Emmy that einen Freudenschrei, umarmte, küßte und liebkoste den freigebigen Freund auf das herzlichste. „Ach, wie niedlich," wiederholte sie ein- über das anderemal, indem sie den winzigen Gegenstand zwischen ihren Fingern drehte und von allen Seiten betrachtete.

Dann wollte sie den Preis wissen.

Edmund lächelte über dieses naive Verlangen und bemerkte, daß eine solche Nachfrage sich eigentlich nicht schicke.

„Warum nicht?" meinte sie. Das Ding hat vielleicht nur fünf Franken gekostet; Gold ist ja auch nicht

immer echt; man kann das nur nicht auf den ersten Blick sehen."

Heiter versetzte er: „Diese Uhr ist aus dem besten Magazin und kostet zweihundertfünfundzwanzig Franken."

„Zweihundertfünfundzwanzig Franken!" rief sie jubelnd und verdoppelte ihre Zärtlichkeit; „Du bist ein lieber Mensch, da Du soviel für mich ausgiebst."

Er nahm ihre Dankbezeugungen mit einer Art von stolzer Befriedigung entgegen und warnte dann gutmütig vor Unbedachtsamkeit beim Aufziehen der Uhr. Die Uhr stand noch, er zog sie vorsichtig auf und stellte sie nach der seinigen.

Sie kamen dann in ein lebhaftes Plaudern, unterdessen sah Emmy jeden Augenblick auf das Zifferblatt und ärgerte sich, daß der Minutenzeiger so langsam fortrückte. Dann hielt sie es sich ans Ohr. „O, wie leise das tickt, man hört es kaum;" und Edmund mußte ebenfalls auf den kaum vernehmbaren Schlag horchen.

Es war eben eine Viertelstunde verflossen, Emmy wollte die Uhr schon wieder aufziehen; der Schlüssel bewegte sich jedoch nur um den Bruchteil einer Umdrehung. „Wie langweilig, daß es nicht öfter geht," bemerkte sie mit einem kindisch schmollenden Aufwerfen der Lippen.

Edmund freute sich über die herzige Einfalt; er sprach dann väterlich von dem Eindruck des Neuen, von der Gewöhnung, und wie die Besitzerin vielleicht bald vergessen werde, ihre Uhr dann aufzuziehen, wenn es nötig sei.

„O, das ist doch das Hauptvergnügen,“ rief Emmy und setzte wiederum den Schlüssel an. Er rührte sich nicht, etwas ungeduldig gebrauchte sie mehr Kraft, ein leises Bersten wurde vernehmlich, und der Schlüssel drehte sich ohne Hindernis.

Emmy drehte ihn ein paarmal; sie bemerkte dann wohl, daß etwas nicht in Ordnung war, betrachtete die Uhr und fand, daß sie nicht mehr ging, daß auch das Ticken aufgehört hatte. „Du hast mir einen rechten Schund gekauft,“ warf sie ihrem Freunde vor.

Er überwand den Widerwillen, welchen alle rohe Behandlung zarter Gegenstände in ihm erregte, und sagte ruhig: „Schund ist das nicht; aber Du verstehst noch nicht damit umzugehen. Künftig wirst Du Dich in acht nehmen.“

„Was ist zu thun?“ fragte sie.

„Gib sie mir mit, ich lasse sie reparieren.“

Aber sich von dem glänzenden Dinge zu trennen, hatte Emmy keine Lust. Wenn sie auch Edmund nicht mißtraute, so hatte sie doch wie jeder Naturmensch die Empfindung, daß, was man einmal aus der Hand gegeben, für immer verloren sei.

Edmund begnügte sich zu äußern: „Gut, so besorge ich es Dir ein andermal.“

Dann ging er fort in einer sonderbaren Laune; seine Erregung zitterte noch nach, und zugleich war er auch verstimmt; es war ihm, als hätte er einen flüchtigen Blick hinabgeworfen in die tiefe Kluft zwischen seiner Empfindung und dem Wesen dieses Proletarierkindes.

Emmy war dagegen sehr froh; sie hatte mit jenem Geschenke einen Erfolg erzielt, für den Triban sie beloben sollte.

Am nächsten Tage hatte sie mit dem Unteroffizier eine Zusammenkunft. „Siehst Du, wie weit ich es schon gebracht habe,“ rief sie stolz und reichte ihm die Uhr hin.

Er fragte nach dem Preise, und sie nannte ihn mit vieler Zufriedenheit. Darauf betrachtete er prüfend die Uhr. „Sie mag wohl soviel gekostet haben; dann kann man sie für hundert Franken versetzen. Aber jetzt darfst Du das nicht gleich thun, es würde ihn beleidigen.“

Emmy machte eine schmollende Miene; das schöne Stück herzugeben, war sie durchaus nicht geneigt.

Triban, dem ihre Gedanken nicht entgingen, meinte tröstend: „Wenn Du eine Uhr nötig hast, so thut es auch eine für fünfzehn Franken; ist es nicht anders, so schenke ich sie Dir.“ Nach einer Pause bemerkte er wichtig: „Du hast es verkehrt angestellt. An Geschenken liegt nichts, Geld brauchen wir.“

„Gut, ich will ihn das nächstemal um Geld bitten.“

„Noch nicht, noch nicht,“ fiel Triban hastig ein. „Er giebt es Dir vielleicht — wohl auch noch öfter; aber wenn er zuletzt von seinem Vater nichts mehr bekommt, geht er Dir aus dem Wege.“

„Was soll ich denn thun?“

„Man muß ihn erst in Angst jagen.“

Emmy schüttelte verwundert den Kopf. „Vor mir hat er schwerlich Angst, er ist gewiß stärker als ich.“

„Nun will ich Dir sagen, wie man's macht. Du mußt ihm die Meinung beibringen, daß er Dich ins Unglück stürzt. Deine Verwandten sind unzufrieden, oder Du hast einen Bräutigam und schämst Dich vor dem — das mußt Du ihm ordentlich weis machen, er glaubt es Dir leicht."

„Wahrhaftig?"

„Ja, ja, ich kenne diese Leute; und dann — das andere verabreden wir nachher."

Emmy fragte nicht nach dem eigentlichen Zweck dieser Lügen, und sie erfaßte auch nicht recht den Zusammenhang. Der andere aber bemühte sich, ihr, wenn auch nicht seine Absichten, doch das Verhalten, welches sie beobachten sollte, klar zu machen. Edmund müsse vor allem das Gefühl haben, die Vertraulichkeit mit ihm bringe ihr schwere Gefahr. Sie müsse erzählen, daß ihre Familie streng und der Bräutigam furchtbar eifersüchtig sei.

Zwar begriff Emmy nicht gut, aber sie lernte leicht; und so konnte sie bald ziemlich genau wiederholen, was der andere ihr vorgesagt hatte. Sie fand ein kindisches Vergnügen an dieser Lektion, umsomehr, weil sie sich einen Spaß, einen kleinen Unfug davon erwartete.

Schon für den nächsten Tag wurde der Beginn dieser Komödie festgesetzt. Emmy erinnerte sich sehr gut alles dessen, was Triban ihr eingelernt hatte, und sie brannte darauf, ihr Können zu erproben.

Allein in der Ausführung fand sie manche Schwierigkeit. Zwar begegnete sie Edmund nun alle Tage; er kam regelmäßig mit einer Art von Eigensinn, so daß

es ihrer stets erneuten Aufforderung für den nächsten Tag eigentlich nicht bedurfte.

Jedoch die Komödie fiel ihr schwer. Sie sah wohl, daß er ihr alles glaubte; um so komischer erschien ihr nun das ganze Spiel; und sie konnte manchmal ihre Rede nicht beginnen, weil sie im Gedanken daran das Lachen überwältigte. — Im übrigen hatte sie freilich zur Lüge Talent; war sie einmal in Fluß, dann erfand sie geläufig weiter. Widersprüche entschlüpften ihr häufig genug, und daß Edmund die gewahrte, entging ihr nicht; doch gab er sich mit jeder, auch der einfältigsten Erklärung zufrieden.

Da er sie früher niemals nach ihrer Verwandtschaft gefragt hatte, so konnte sie jetzt davon erzählen, was ihr gefiel. Sie spann also die Geschichte einer von den Eltern betriebenen Verheiratung aus, schilderte ihren Zukünftigen als einen braven Menschen, dessen Namen und Stand sie jedoch nicht angeben wollte.

Diese Reden verwirrten Edmund. Einen Augenblick ging ihm der Gedanke durch den Kopf, selbst Emmy zu heiraten, um sie sich zu sichern. Dann tröstete ihn wieder die Hoffnung, daß die Pläne der Familie sich noch zerschlagen könnten.

In unbewußter Klugheit ließ ihn Emmy dabei; und so blieb alles beim alten, nur daß Edmunds Interesse für das Mädchen durch die verworrene Situation auf das höchste gesteigert wurde.

Einmal schlug er ihr, an einer großmütigen Idee sich begeisternd, völlige Trennung vor und versprach ihr

eine Aussteuer. Dadurch brachte er sie in Verlegenheit. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie weinte; dieses Weinen aber genügte, um ihn ihr wiederzugewinnen.

Triban ließ sich von Zeit zu Zeit Bericht erstatten. Im ganzen lobte er Emmy; da er jedoch in ihre Konsequenz und Achtsamkeit nur ein mäßiges Vertrauen setzte, so gedachte er die Ausführung seines eigentlichen Planes schleunig zu betreiben.

„Weißt Du, das ist nur der Anfang,“ sprach er, „nun mußt Du Dich noch zu einer kleinen Szene hergeben.“

„Ja, ja, gerne.“

„Wenn er das nächste Mal kommt, mußt Du ihm wieder recht viel von Deinem Unglück erzählen und ihm vorwerfen, daß er an alle dem schuld ist — Deine Eltern haben Dich geprügelt, Dein Bräutigam hat etwas gemerkt — und dazu mußt Du ordentlich heulen.“

„O ja, ich will es ihm schon recht schön vormachen,“ rief Emmy, vergnügt in die Hände klatschend.

„Gut; dann gehst Du mit ihm fort; wenn ihr nahe beim Kai seid, rennst Du davon und springst ins Wasser. Ich warte an der Ecke und hole Dich wieder heraus.“

Emmy erschrak. „Ins Wasser? Nein, das thue ich nicht.“

„Du wirst ein wenig naß, und was schadet das bei dieser Wärme? Gefahr ist doch nicht.“

„Aber was soll die Dummheit nützen?“

„Du wirst es sehen. Das ist ein famoses Mittel, diese Leute zu fangen mit ihrer Angst vor dem Skandal. Ich habe in der Zeitung solch einen Fall gelesen.“

Emmy sträubte sich; die Vorstellung eines Sprunges in die Seine war ihr lächerlich, zugleich beängstigend. Daß sie nicht umkommen würde, glaubte sie wohl; jedoch sie hatte eine schreckliche Furcht vor dem kalten Wasser!

Triban redete ihr dringend, aber vorsichtig und freundlich zu. Es kochte zuletzt in seinem Innern; doch so rücksichtslos er seinen Zorn gewöhnlich äußerte, so bezwang er ihn diesmal; denn er mußte befürchten, daß Emmy, gereizt, sein uneingestehbares Vorhaben verraten werde. Schließlich sagte er: „Thue, was Dir gefällt, aber wenn Du mir nicht zu willen bist, dann haben wir uns heute zum letzten Male gesehen.“

Diese Drohung machte Eindruck auf das Mädchen. Die gleichen Worte, von Edmund ausgesprochen, würde sie verlacht haben; bei Triban glaubte sie an den Ernst der Absicht; und sie hatte Furcht vor seinem Scheiden, weil sie anfing, ohne ihn sich verlassen zu fühlen. So sagte sie denn alles zu und ließ sich auf sein dringendes Bitten sogar zu einem förmlichen Versprechen herbei.

Schon am nächsten Tage sollte der Plan ausgeführt werden; zwischen vier und fünf Uhr wollte Triban bei der Straßenecke, nahe am Kai, warten.

Mit einer ungewohnten Bewegung empfing Emmy denn ihres Freundes Besuch. Sie sagte sich schnell noch alles vor, was Triban ihr eingeschärft hatte; sie war auch entschlossen, sich an die Verabredung zu halten, und doch warf sie sich ärgerlich die Thorheit ihres Versprechens vor.

Edmund gewahrte an ihr eine besondere Stimmung; er zeigte sich deshalb sehr freundlich und suchte sie zart aufzuheitern.

Und sie fand an ihm wieder ein lebhaftes Gefallen; war er doch so viel bequemer als Triban! Einen Augenblick dachte sie, daß es doch eigentlich viel schöner sein würde, nur ihn zu kennen und nicht diesen.

Dann ärgerte sie sich wieder über ihn: war er doch die letzte Ursache aller gegenwärtigen Unannehmlichkeit! Sie sollte ins Wasser gehen und mochte nicht — und er saß da, unschuldig und dumm wie ein Kind, ohne zu begreifen, was er angerichtet hatte!

So mischte sich aus Lust und Unwillen ein sonderbares Gefühl. Sie gab sich kosend mit ihm ab, sie spielte mit ihm — aber sie spielte, wie die Katze mit der Maus spielt. Sie fand Lust ihn zu quälen; er blieb nicht gleichgültig; und das reizte sie zu erneuter Grausamkeit an.

Inzwischen verging die Zeit. Emmy hörte vier, und sie hörte halb fünf Uhr schlagen; sie dachte an den draußen wartenden Triban und an das kalte Wasser, ein Schauder lief ihr über die Haut. Sie konnte nicht, nein, sie wollte nicht! — Wenn doch Edmund gar nicht gekommen wäre! Er war so ungeschickt und so dumm-rücksichtslos!

Immer heftiger wurde ihr Ärger gegen ihn, nichts an ihm war ihr recht, sie spottete über seine Kleidung, über seine Ausdrucksweise. — Dann drehte sie seinen Schnurrbart und rief: „Weißt Du, er könnte wohl größer sein.

Ich möchte probieren, wie Du ohne Schnurrbart aussiehst — nur auf einer Seite.“

Sie griff nach der Schere und wollte die Haare abschneiden.

Er fiel ihr in den Arm, bat sie dringend und flehentlich, von ihrem thörichten Wunsch abzustehen, trug ihr vor, wie unmöglich es für ihn als Offizier sei, eine solche Verstümmelung zu dulden. — Wie überhaupt bei jeder noch so unbedeutenden Gemütsbewegung, so errötete er auch jetzt.

Dadurch wurde Emmys Übermut abgelenkt; sie ließ die Schere schnell fallen, stellte sich mit auf die Hüften gestemmten Armen vor ihn hin und fragte: „Warum wirst Du jetzt wieder rot? Du wirst überhaupt immer rot, wenn man nur irgend ein Wort mit Dir redet.“

Diese Erwähnung der Schwäche vermehrte wiederum die Schwäche selbst. Der junge Mann entschuldigte sich stammelnd mit einem Nervenleiden, das sich so sonderbar ausdrücke, mit seinen Gedanken übrigens nichts zu thun habe.

Emmy schaute einen Augenblick nachdenklich auf ihn und sprach bedächtig: „Es heißt, daß Leute leicht erröten, wenn sie zu wild gelebt haben. Bist Du so kaput, mein armer Freund?“

Er fand schon keine Entschuldigung mehr; sie amüsierte sich über seine Verlegenheit und zeigte am Ende jene oberflächliche Sympathie, die dem Mitleid einigermaßen ähnlich sieht. — Sie liebkoste und herzte ihn wieder; er tröstete sich wie ein Kind, das eben geweint hat.

So verging ferner die Zeit. Emmy hörte sechs Uhr schlagen. „Es ist nun zu spät,“ dachte sie vergnügt; dem gefürchteten kalten Bade war sie entronnen.

IV.

Am Tage nach seiner letzten Begegnung mit Emmy hatte Edmund in aller Frühe Dienst, er war nämlich an Stelle eines anderen Leutnants mit der Instruktion der Leute beauftragt. So beschloß er dann, die Nacht in seinem kleinen Zimmer nahe der Kaserne zu verbringen.

Nachdem er in der Offiziersmesse gespeist hatte, ging er früh zu Bett. Aber der Schlaf stellte sich lange nicht ein, soviel Mühe der junge Mann sich gab, ihn mit Gewalt herbeizuführen.

Denn eine sonderbare Stimmung drückte ihn nieder. Er hatte in Emmys Betragen etwas Auffallendes gefunden, das ihn beängstigte, und das er sich selbst doch nicht genau zu bezeichnen vermochte. In dem Bestreben, sich das undeutlich Empfundene klar zu machen, wurde er einer eigentümlichen Gedankenflucht inne; er konnte seine Ideen keinen Augenblick fixieren, und dabei dauerte die Verstimmung unvermindert an.

Endlich entschlummerte er unter diesen vergeblichen Bemühungen, die ihn eigentlich doppelt wach hätten erhalten sollen.

Er schlief unruhig, und dann hatte er einen wunderlichen, wirren Traum.

Er sah das Meer, wie es von Flut und Sturm gepeitscht, brandend an die Felsen schlägt. Allmählich zog es sich zurück, die Wogen wurden zu sanften Wellen und ihr brausender Lärm ging über in ein geheimnisvolles Rauschen. — Aber der Ton wuchs wieder, die ungeheure Fülle des Wassers wälzte sich langsam, gewaltig, wie der Körper einer Riesenschlange, dem Lande zu. Land und Meer prallten mit einem Schlage auf einander, das Tosen erbrauste wie ein ungeheurer Weheruf des Alls, ein dichter Gischt verhüllte den Kampf der rasenden Elemente.

Und dann zog das Wasser sich wiederum zurück und lag still wie ein See; das silbergraue Licht am Horizont wurde gelber und färbte des Wassers Oberfläche gelb, — und plötzlich breitete sich vor dem Schlafenden die unendliche, stille Wüste aus. Himmel und Boden, zwei glatte Flächen, sich nähernd und erst im Unendlichen sich vereinigend, zwischen und auf ihnen das fahle, unheimliche, gelbe Licht. Da stieg vom Horizont ein brennend rotes Leuchten auf, und es breitete sich weiter über den Himmel; und dann erhob sich schweigend aus dem Nichts die Sonne, ein glühendroter, strahlenlos in sich selbst leuchtender Ball.

Plötzlich war die Ebene lebendig geworden; im Sande waren Fußstapfen, und niedrige Sträucher zogen sich längs ihres Weges hin. Langsam, gedehnten Schrittes, näherte sich eine Karawane. Die Kamele waren mit kostbaren Tüchern behangen, sie trugen auf ihrem Rücken Weihrauch, Gold und Myrrhen, und weißgekleidete Männer

thronten über den Herrlichkeiten. Sie hatten eine Höhe erreicht; die Männer hielten ihre Hände vor die Augen und schauten in die Ferne; und in der Ferne erglänzten die Zinnen einer Stadt.

Da zerrann das Bild; und nun schlummerte in einem Winkel des dichtesten Waldes versteckt ein einsamer Weiher; die Sonne lag brütend auf seiner Oberfläche, die Bäume standen im schwarzen Schatten unbeweglich, an das Ufer waren die Libellen geflüchtet und schliefen.

Und nun erhob sich wieder jene wunderbare Stadt. Vor den Thoren lag das Volk im Staube, die Mäntel waren mit Staub erfüllt und von ihm nicht zu unterscheiden. Das Volk lag auf den Knieen und hob die Arme gen Himmel, und es ertönte ein Wehegeschrei. Die Menschen jammerten um ihren Führer, der von ihnen genommen war und sie zurückgelassen hatte in den Armen des Verderbens.

Die Thore der Stadt versanken, und mit ihnen versank das Volk. An ihrer Stelle breitete sich eine heitere Lichtung aus, umgeben von ragenden, hochkronigen Bäumen, die doch von einander so frei standen, daß zwischen ihnen die Sonne den Grund erreichte. — Auf dem glatten Boden der Lichtung aber bewegte sich eine tummelnde Schar. Es waren Faunenkinder, die zum Ringeltanz sich an den Händen hielten. Sie hüpften und sprangen lustig im Kreise umher; abseits, wo ein sprudelnder Bach sich an dem Fuße der Eichen hinzog, saß ein junger Hirte und blies auf der Schalmei süße, selige Töne. Weiter zurück schritt ein Jäger durch den

Wald. Froh und kräftig, wie das Glück des Lebens, ließ er sein Horn erschallen, denn er ging nicht auf Beute aus. Plötzlich stürmte die Gesellschaft der Erwachsenen in den heiteren Kreis, Faunen und Bacchanten und Mänaden, und die Kinder mischten sich unter sie, und alle tanzten und jubelten in bewegtem Durcheinander.

In diesem Augenblicke wurde Edmund geweckt. Er wußte zuerst nicht, wo er war, und glaubte sich noch in dem Lande seines Traumes; eine unendliche, ja fast unerträgliche Seligkeit erfüllte sein Herz. So lag er mit offenen Augen, doch seiner selbst nicht bewußt, wie in einer krankhaften Verzückung.

Der zu seinem Dienst befohlene Bursche kam jedoch wieder, weckte ihn aufs neue und schüttelte ihn am Ende.

Edmund stand rasch auf, wusch sich und kleidete sich an, immer noch kaum wissend, was er that.

Erst als er die Mannschaft vor sich erblickte, kam er einigermaßen zur Besinnung. Er mußte sich zusammennehmen; die Leute waren verschlafen und träge, manche zeigten auch üblen Willen.

Indem nun Edmund seine Gedanken, deren er kaum Herr war, in eine bestimmte Richtung zwingen mußte, wurde ihm die Überreizung des Gehirns fast zu stark. Ihn ärgerten die Kerle, die ihn gleichgültig angafften, ihn ärgerte seine nichtssagende Beschäftigung, seine Person, die ganze Welt. Er hätte weinen mögen vor ohnmächtiger Wut; — und er fühlte sich völlig erschöpft, als endlich die Stunde aus war.

Nun ging er in das Kasino, nahm Kaffee und ein Gläschen starkes Getränk zu sich.

Darauf eilte er nachhause, denn vormittags hatte er keinen Dienst mehr.

Es war immer noch früh, ein heiterer, frischer Morgen; er bestieg sein Veloziped und fuhr schnell durch die wenig belebten Straßen. Die Bewegung erfrischte ihn; als er zuhause ankam, war er verstimmt, aber er konnte sich beherrschen.

Eine unerquickliche Leere hatte zuletzt sein Gehirn eingenommen, nun fing er wieder an zu denken.

Da wurde er denn die Erinnerung an Emmy nicht los. Verbarg sie ihm nicht etwas? Oder war sie nicht doch anders, als sie ihm erschien? Oder hatten wirklich unbekannte fremde Einflüsse sich in sein Verhältnis zu ihr gemischt? — Diese Fragen, die er sich nicht beantworten konnte, verfolgten ihn mit lästiger Hartnäckigkeit.

Er hielt es deshalb nicht aus in seinem einsamen Zimmer und begab sich, kaum umgekleidet, hinab in den Frühstückssaal. Wie er erwartet hatte, so traf er denn auch schon seine Schwester Claire. Er hoffte auf ein ablenkendes, zerstreuendes Gespräch; aber Claire zeigte sich unzufrieden und mißmutig. Gleich nach der ersten Begrüßung sagte sie: „Mit Gontran kann es nicht so weitergehen.“

„Was ist?“ fragte Edmund erschreckt und doch heimlich froh, daß sich eine andere Sorge bot.

„Man beklagt sich bitter über ihn, es ist schon soweit gekommen, daß er in guten Familien kaum noch verkehren kann.“

„Das mag Klatsch sein.“

„Es ist kein Klatsch, wie Du selber wohl weißt. Im übrigen gibt es Zeugen und Beweise für alles, was man ihm vorwirft.“

„Hat er gespielt?“

„Er spielt hoch, verliert an die routinierten Lebemänner, von denen er noch zu lernen hat, und hält sich damit schadlos, daß er unerfahrene, wohlhabende junge Leute zu dem Laster verführt, deren Väter sich dann über ihn beschweren. Überdies lebt er nicht nur sehr unregelmäßig, sondern sogar auf eine Art, die öffentlichen Anstoß erregt; und er verkehrt mit der allerschlechtesten Gesellschaft.“

„Du weißt, daß ich niemals mit ihm ausgehe,“ erwiderte Edmund, „es ist mir daher nicht genau bekannt, was er treibt; aber wenn er sich zu einem unwürdigen Benehmen hinreißen läßt, so geschieht das wohl nur bei gelegentlichen Exzessen des Übermuts oder des Rausches.“

„Nein, es ist alle Tage so. Ich habe Gontran schon fast aufgegeben; man muß trotzdem versuchen, was sich thun läßt. — Ich bitte Dich also, stelle ihn streng zur Rede; mache ihm Furcht und drohe ihm, daß wir uns vollständig von ihm abwenden, wenn er so fortfährt. Für mich wenigstens sprichst Du damit gewiß die Wahrheit.“

Der Bruder war von dieser Aufforderung keineswegs erbaut. „Es wäre doch zunächst Sache des Vaters, das Betragen seines Sohnes zu korrigieren,“ meinte er zögernd.

„Unser Vater hat seine Autorität verwirkt," sagte sie hart. Und als Edmund sie überrascht anblickte, fuhr sie fort: „Wer einen andern zurechtweisen will, der muß moralisch über ihm stehen. Darum hat in unserer Familie der Vater nicht das Recht, seinen Sohn zu tadeln. — Du siehst ja auch, daß er es kaum zu thun wagt, so sehr er den Schaden für die Familie empfindet."

Edmund wußte nichts zu entgegnen. Als die Schwester ihn nun aber erneut aufforderte, wies er auf den geringen Altersunterschied hin, der seinen Reden den Wert der Erfahrung und bessern Einsicht benehme.

Davon wollte Claire jedoch nichts wissen. „Es gibt nur eine Überlegenheit, die der Tugend. Ich besitze sie vor Gontran; nur kann ich mit ihm nicht gut über jene Laster sprechen, von denen ich nichts verstehen darf." — „Höre, Du hast ein schlechtes Gewissen," sagte sie ganz plötzlich mit einem prüfenden Blick.

Edmund wurde rot, wie immer, sobald man sich an seine Person wendete; er stammelte einen unsicheren Widerspruch und versprach in seiner Beklommenheit alles, was die Schwester von ihm begehrte.

Diese ließ ihn sein Versprechen wiederholen und heftete ihn gleichsam an sein Wort.

Nachher empfand Edmund einiges Unbehagen; Moral zu predigen war sein geringstes Talent.

Er wollte jedoch seinem Worte nicht untreu werden und zwang sich zu einer Unterredung mit Gontran. Im voraus merkte er sich, was er sagen wollte; so trug er

denn in fließenden Sätzen, auf sehr gemäßigte Art, die Beschwerden und Ermahnungen vor.

Der erstaunte Bruder ließ ihn im Anfang ruhig reden; dann unterbrach er ihn mit der Frage: „Ja, höre, was soll das bedeuten?“

„Es ist meine Pflicht, Dich zu warnen; wenn Du auf mich hörst, wirst Du Dich und uns vor großem Schaden bewahren.“

Gontran schlug ein Gelächter an. „Das ist vortrefflich! Mich warnen, mir Moral predigen! Aber, Verehrtester, kehre doch vor Deiner eigenen Thür! Glaubst Du ein Heiliger zu sein, weil Du über jeden gewagten Witz erröteſt und Dich von anderen hänseln läßt? — Laß erst Deine schmutzige Dirne laufen und dann hilf dem guten Geschmack anderer Leute auf die Beine!“

„Was meinst Du?“ fragte Edmund verwirrt und fast tonlos.

„Na, ich bin kein Sittenrichter, gib Dir nicht die Mühe, Dich zu verstellen. Schließlich, wenn Dir's Vergnügen macht — aber meine Liebhaberei wäre es nicht, mich mit einer gemeinen, dummen und verlotterten Dirne abzugeben, sie in ihrem elenden Zimmer zu besuchen, nachdem die halbe Kompagnie schon da gewesen ist.“

Edmund ertrug diesen Schimpf nicht, ohne ein Wort der Erwiderung schlich er von dannen.

Und nun war er in einer verzweiflungsvollen Unruhe. Die Worte des Bruders lasteten ihm zentnerschwer auf dem Herzen; eben weil sie von dieser Seite kamen, hatten sie doppeltes Gewicht. Er konnte keine Theorie,

keine Voreingenommenheit für das absprechende Urteil verantwortlich machen; wenn es nicht gänzlich aus der Luft gegriffen war, dann gründete es sich auf genaue Kenntnis der Dinge.

Wie aber hatte Gontran von Emmy erfahren? Edmund glaubte sich so vorsichtig zurückgehalten zu haben, daß selbst ein mißtrauischer Beobachter sein Geheimnis nicht erraten hätte. Und nun wußte sogar der Bruder darum, der doch stets gleichgültig seiner Wege ging! — Zwar, genau konnte er doch nicht unterrichtet sein. Er sprach von Vertraulichkeit mit der halben Kompagnie. Das war nicht möglich, dergleichen hätte einem täglich empfangenen Freunde nicht entgehen können. — Ja, hätte er einen einzelnen Namen genannt! Das wäre ein Grund zum Mißtrauen gewesen. — Aber so war alles, was er von Emmy sagte, wohl nur leere Redensart.

Edmund suchte leidenschaftlich nach Trost in solcherlei Erwägungen, und in gewissem Grade fand er ihn auch; aber dann kehrte der Zweifel wieder. Und der Zweifel wandte sich gegen die eigene Person, erst zögernd, darauf immer entschiedener, zuletzt völlig verneinend.

Edmund litt schrecklich.

Trotzdem überwand er diese scharfe Krisis schnell.

Er hatte im Dienst mehrere Tage lang viel und an ungewohnter Stelle zu thun. Die Pflicht zwang ihn, sich mit Gewalt zusammenzunehmen, und verhinderte so eine völlige Selbstzersetzung des Geistes.

Ja, Edmund behielt genug Kraft, seiner Schwester über den angeblichen Schritt zu berichten und Gontrans

hochmütige Abweisung auf den unverbesserlichen Leichtsinn zurückzuführen.

Aber wenn auch der heftige, gefährliche Anfall der Selbstverneinung bald vorüberging, so blieb eine dauernde Zerrissenheit zurück. Diese unglückliche Stimmung wurde um so quälender, je mehr Edmund sie zu bekämpfen sich Mühe gab. Seine Einsamkeit kam ihm nun recht zum Bewußtsein. Er hielt sich alles vor, was er von dem befreienden und kräftigenden Einfluß der Freundschaft gelesen hatte; und er sah unter all den Menschen um ihn nicht einen, der seine Klagen auch nur hätte anhören mögen. Das Gefühl der allgemeinen Teilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit machte ihn schaudern; an Emmys Liebe glaubte er immer noch, doch wagte er nicht, sich ihr zu nähern; der Zweifel, der nun einmal in sein Herz gedrungen war, flüsterte ihm beständiges leises Warnen vor Enttäuschung zu.

Nun blieb ihm als einziger, dem er sich mitteilen konnte, Deroge. Seit dem letzten Gespräch, von dem ihm gewissermaßen ein Gefühl der Abweisung zurückgeblieben war, hatte er heimlich Furcht vor dem eigenartigen Manne; er betrachtete ihn wie einen König, den man verehrt und liebt, und dem man doch nicht ohne Zagen ins Antlitz blickt.

Das Bedürfnis nach Mitgefühl besiegte am Ende die Scheu; aber auch als Edmund fest entschlossen war, jenem sein Herz auszuschütten, zögerte er noch einige Tage mit seinem Besuch.

Seine allzu erregbare Phantasie erhob sich inzwischen an dem Bilde des segenspendenden Mannes. Er sah sich von ihm getröstet, ermahnt, mit neuer Erkenntnis begabt, aus welcher eine mächtige Stärkung des Selbstbewußtseins entspringen mußte. So tröstete ihn denn im voraus einigermaßen der Trost, den er erst zu suchen gedachte.

Vielleicht hätte er sich überhaupt mit diesen freundlichen Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft begnügt, wenn er nicht, eben durch solches Träumen noch empfindlicher geworden, stets von neuem in die bittere Stimmung versunken wäre. Jedes strenge Wort eines Vorgesetzten, jedes Ungeschick seiner Soldaten kränkte ihn bis zur Verzweiflung; an Emmy wollte er nicht denken, unterlag aber trotzdem einem wunderlichen Zwang, beständig über ihr Verhalten nachzusinnen. — Und alles, was ihn von außen beunruhigte, machte ihn noch mehr irre an sich selbst als unzufrieden mit der Welt.

Nachdem er so eine Woche in immer sich steigernder Verwirrung zugebracht, wandte er sich mit einem plötzlichen Entschluß an seinen würdigen Freund.

Deroge war eben an seinem Arbeitstisch beschäftigt. Er empfing den Ankommenden sehr freundlich, lobte sein gesundes Aussehen und äußerte lebhaften Dank für die unerwartete Visite. Mit keiner Silbe verriet er jedoch, daß er jene Hilflosigkeit und flehende Bitte gewahrte, die sich in Edmunds Zügen spiegelte.

Nach den ersten begrüßenden Redensarten trat schon eine Pause ein; Deroge fand nicht sogleich ein ablenkendes

Gesprächsthema; Edmund fühlte den dringenden Wunsch, sich auszusprechen, und eine Mutlosigkeit, welche ihm die Kehle zusammenschnürte.

Endlich begann er in unsicherem Tone seine Klagen. Er wußte aber nur das vorzubringen, was er vor einigen Wochen schon gesagt hatte. Und er schämte sich seines kindischen Jammerns, der Ausdruck fehlte ihm, seine Stimme stockte.

Deroge betrachtete ihn ernst, doch nicht ungeduldig. „Was ist zu thun?“ sagte er. „Die Welt wird sich so bald nicht ändern, und daß Du Dich mit einem Schlage völlig änderst, ist auch nicht möglich. Du mußt durch die Schule der Enttäuschung gehen. Sie wird Dir einen Weg weisen. Und stehst Du dann vor einer Entscheidung, deren Sinn Du begriffen hast, so kann ich Dir vielleicht helfen, mit gestärkter Überzeugung das Rechte zu erfassen.“

Edmund blickte traurig, entmutigt zu Boden. „So weit werde ich ja nie kommen,“ sprach er leise, während seine Augen feucht schimmerten. — Dann plötzlich stieg eine Erregung in ihm auf. „Also ist es ganz aus mit mir, und Sie geben mich auch verloren! Mir bleibt nur die Pistole — und wenn mir der Mut fehlt, loszudrücken“ —

Beruhige Dich, mein Freund,“ sagte der andere mild.

Jener aber fuhr mit leidenschaftlicher Beredsamkeit fort: „Nein, niemand kann meine Not verstehen, auf Sie habe ich auch vergebens gehofft! Es gibt auch keinen Rat, keine Hilfe, kein Ändern; mein Unglück ist, daß ich bin! Hinabgestoßen in diese Welt, fühle ich, daß ich

nicht recht zu ihr gehöre. — Sehen Sie, ich bin gesund und kräftiger als manche, das Schicksal hat mich an einen günstigen Platz gestellt und mir die gemeinen Sorgen des Lebens erspart; ich weiß, daß ich an geistiger Begabung wenigen nachstehe. Und doch, wenn ich auf die anderen blicke, die ich im stillen verachte — o, welch einen ohnmächtigen, fressenden Neid empfinde ich dann! Sie gehen ihren Geschäften und ihren Vergnügungen nach wie Maschinen, von einer fremden Kraft getrieben; jede ihrer Handlungen läßt sich im voraus berechnen; Ärger und Freude berühren sie nur auf der Oberfläche ihres Wesens, nichts erstaunt, nichts beirrt sie; als zweifellos berechtigte und notwendige Glieder der Allgemeinheit leben sie dahin in einer gedankenlosen Sicherheit, es liegt etwas Selbstverständliches in ihrem Denken, Handeln und Sein. — Und ich irre unter diesen Menschen, denen alles leicht zu fallen, alles zu gelingen scheint, wie ein Verlassener. Kein Unternehmen ist so gering, daß es mich nicht schreckte, mir fällt das Einfachste schwer, auf jedem Schritte sehe ich mich von der Natur zurückgesetzt. Furcht beherrscht mich überall, ich kann zu dem ersten besten nicht anders sprechen, als wie zum Sieger der Besiegte. Was für ein Leben, niemals frei zu sein, sondern stets im Banne der Beunruhigung, des Zweifels, der Beschämung — nein, ich bin zu nichts tauglich, ich habe nicht das Recht, in dieser Welt zu atmen, von der ich mich doch nicht losmachen kann. O, ich hätte nie geboren sein sollen!“

Deroge legte dem Jüngling sanft seine Hand auf die Schulter.

„Armer Junge!“ sprach er und schwieg dann. Aber unter dem Schweigen ging durch die bloße Anwesenheit des Freundes einige Stärkung in Edmunds Seele über.

Der väterliche Freund bemerkte ruhig: „Wie Dir zu Mute ist, weiß ich seit langem. Und damit Du Dir nicht unnütze Vorwürfe machst, will ich Dir jetzt den Grund Deiner Verstimmung sagen: Du bist zwar nicht krank, aber auch kein normaler Mensch.“

„Kein normaler Mensch,“ wiederholte Edmund mechanisch; die Worte trafen ihn wie ein vernichtendes Urteil, das doch eine Auszeichnung in sich enthielt.

„Du brauchst nicht zu erschrecken,“ tröstete der Arzt. „Zwar gehörst Du zu den Entarteten, aber Entartung ist nicht stets, noch für immer ein Unglück. Du teilst Dein Übel mit einem Drittel der zivilisierten Menschheit; und wie wenige Personen gibt es wohl hier in Paris, die völlig normal sind?“

„Warum soll ich denn gerade mehr als andere davon zu leiden haben?“ fragte Edmund.

„Es gibt nur eine Natur, aber tausend Abweichungen davon. — Die Bedingungen des Lebens sind heutzutage fast über Menschenkräfte erschwert, sie erfordern eine beständige, gewaltsame Anspannung, welche durch die verminderte Ruhe nicht ausgeglichen wird. — Vor hundert Jahren noch gab es kaum künstliche Beleuchtung; wir haben der Natur die Macht gestohlen und büßen dafür.“

„Aber diese Schädlichkeiten treffen alle Menschen ungefähr in gleichem Maße.“

„Nicht alle haben dagegen den gleichen Widerstand, und nicht alle verschlimmern sie in gleichem Grade durch selbstverschuldete Aufregung. — Die allgemeinste und mächtigste Leidenschaft ist der Ehrgeiz. Die meisten stecken sich das Ziel ihrer Thätigkeit zu hoch. Viele bleiben auf dem Wege; manche kommen an, doch nicht, ohne Schaden zu nehmen. — Die Umformung, welche ihre eigene Natur erlitten hat, findet sich doppelt stark, wenn auch nicht immer ähnlich, in den Kindern wieder."

„Unsere Familie" — murmelte Edmund.

„Von Deiner Familie wollte ich eben sprechen; ich habe sie seit langem genau beobachtet — Dein Vater ist der Mann, der sich zuviel zumutete; er selbst kann aber noch für leidlich gesund gelten. Bei der Tochter hat eine Verschiebung der geistigen Fähigkeiten stattgefunden, wenn auch diese der Art nach und in ihrer Summe normal sein mögen. An ihr kann das Schicksal ungeheuer viel Gutes oder Böses stiften, indem es entweder die allzu verschiedenartig entwickelten Tendenzen ausgleicht, oder die vorhandenen Einseitigkeiten bis zur krankhaften Manie steigert. — Anders ist es mit Gontran. In seinem Wesen bleibt ein Defizit. Er besitzt Mut und Gewandtheit, sein Geist mag sehr lebhaft erscheinen, weil er, des Gegengewichts ermangelnd, allzu beweglich oszilliert. Eben dieses Gegenwicht ist der nicht auf Temperament, sondern auf Einsicht beruhende Ernst. Gontrans Leichtsinn ist die Folge seiner Unfähigkeit, in gewissen Richtungen ordentlich zu denken. Du kannst ihn Dir bildlich vorstellen als einen Menschen, mit einem sehr entwickelten

Gehirn, in welchem jedoch eine Partie verkümmert wäre; während Deine Schwester ein ganz vollkommenes Gehirn hätte, nur daß durch eine Art von elektrischer Leitung alle Wirkung der einzelnen Teile auf wenige bestimmte Punkte gelenkt würde."

„Und ich?" fragte Edmund, den die Größe des Gegenstandes mehr erhob, als die Gefahren ihn beängstigten.

„Du bist ein Degenerierter höherer Gattung, wenn ich so sagen darf. Wille, Mut, überhaupt alle geistigen Gaben, die der Mensch mit dem Tiere gemein hat, sind bei Dir verkümmert, an ihrer Stelle hat sich die Sensibilität übermäßig entwickelt. Ich kann mir wohl eine Welt denken, in der Du Dich recht zuhause fühlen würdest; nur leider ist es nicht unsere bestehende Welt."

„Eine Bestätigung meines eigenen Urteils," versetzte Edmund; „und was folgt daraus?"

„Das ist schwer zu sagen. Lebten wir im Mittelalter, so würde Dir das Kloster eine Stätte nützlichen Daseins bieten. Vielleicht findet sich auch so Raum für Dich. Nur muß erst die Empfindung, die jetzt blind wuchert, sich zu einem organischen Ganzen verwachsen."

„Zuletzt bin ich noch am schlimmsten daran."

„Sage das nicht; es gibt eine Entartung nach vorwärts und eine Entartung nach rückwärts. Die Natur hat für Dich das bessere Teil gewählt. Sieh Dir einmal diejenigen an, die auf dem entgegengesetzten Ende der Stufenleiter stehen; wir begegnen ihnen häufig genug in den Gerichtssälen, in den Höhlen des Lasters, unter der Menge, die zu einer Hinrichtung Beifall klatscht.

Sie haben den Weg der Vervollkommnung nicht mitgemacht, den die Menschheit durchlaufen mußte. Der Sinn für Recht und Unrecht, Scham und Würde fehlt ihnen ganz. Sie sind wie die Tiere, und sie können gleich diesen sehr anziehend sein durch ihre grenzenlose Naivität, durch eine Art idiotischer Unschuld. Man kann sie weder gut noch böse nennen, man kann sie sogar reizend finden, wenn sie sich in ihrer besten Laune zeigen. — Aber wehe, wenn sie in eine Lage kommen, wo Selbstbeherrschung vonnöten wäre! Da ergießen sich wie ein schmutziger Strom die schrecklichen Instinkte, von keinem Damm der Gesittung aufgehalten. Schrecklich ist der Blick, der sich in dem Ursprung unseres Geschlechts eröffnet. Man möchte diese armen Brüder verleugnen und kann sie doch nicht schuldig nennen. Das grausam pedantische Kinderspiel der Justiz ist ein Verbrechen an diesen Stiefkindern der Natur; aber man sollte sie so sanft als möglich aus einer Welt entfernen, in die sie nicht hineingehören."

Edmund hatte plötzlich an Emmy denken müssen; und so sehr er sich sträubte, zwang ihn eine innere Gewalt, diese Worte auf sie zu beziehen. Er war heftig erschüttert.

Deroge bemerkte seine Erregung wohl, und ohne nach ihrem Grunde zu forschen, sagte er: „Halten wir uns bei diesem schrecklichen Bilde nicht lange auf. Was geht es uns auch an? D e i n e Schwäche befindet sich in ganz anderer Richtung. In dem, was Dich von dem durchschnittlichen Menschen unterscheidet, liegt eine Art

von Schönheit und Größe. — Ich kenne eine Natur, die Dir verwandt ist, nur weit mehr ins Übertriebene, ja, nahe an den völligen Wahnsinn. Und gerade sie läßt mich im Wahnsinn etwas Göttliches vermuten."

Von den vorhergehenden Eindrücken noch stark ergriffen, wollte Edmund sich mit Gewalt davon befreien. Er fragte nach jener merkwürdigen Person.

„Es ist ein junger Mann, ein Dichter; ich erwarte ihn eben, und er kann jeden Augenblick kommen. — Wenn Dir zum Handeln die Kraft gebricht, so versagt ihm selbst die Sprache; Du kannst Dir denken, wie hilflos er sich in der schaffenden Menschheit findet, da selbst die Poesie ihm zuviel Handwerk enthält."

Edmund, ganz erfüllt von alle dem, was er über sich und seine Familie vernommen hatte, hörte doch auch jetzt seinem Freunde aufmerksam zu. Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, jener junge Mensch müsse ihm sehr ähnlich, eine Art von Bruder sein; und wenn dem mit seiner Geistesbeschaffenheit irgend ein Erfolg in der Welt zu teil werde, dürfe er selbst auf ein Gleiches hoffen.

„Hat er Talent?"

„Ja, eigentlich zu viel, obgleich er beim Militär nach vielem vergeblichen Quälen und Strafen wegen allgemeiner Dummheit entlassen wurde. — Seine Empfindung ist so unendlich verfeinert und dabei so unendlich ins Weite strebend, daß sie sich nur mit der gewicht- und körperlosen Natur des Weltäthers vergleichen läßt, welcher die Leere des Firmaments erfüllen soll. — Eine

so überaus flüchtige Gedankenmaterie läßt sich nicht formen; der junge Mensch ringt wie ein Verzweifelter und müht sich vergebens ab, sie soweit zu verdichten, daß sie sich in eine, wenn auch lose und weiche Form bringen ließe. Gelingt ihm das nun einmal, dann ist es ihm doch nicht möglich, das geistige Bild in verständliche Rede zu übertragen. Denn unsere Sprache ist nur für das gewöhnliche Bedürfnis geschaffen; über eine gewisse Grenze hinaus, im Extravaganten, hat sie keine Bedeutung mehr."

„O, das kann ich wohl nachempfinden," warf Edmund ein.

In diesem Augenblicke wurde geläutet.

Gleich darauf trat ein ärmlich gekleideter, blasser junger Mann ins Zimmer. „Herr Felix Rodart," stellte Deroge ihn vor.

Der unbeschreiblich tiefe, fast bis zum Irrsinn vergeistigte Blick des Jünglings richtete sich langsam und voll auf Edmund; ein leichtes Gefühl des Schreckens durchrieselte den jungen Offizier. — Rodarts Gesicht, wie eine bloß geistige Hülle, spiegelte alle leichtesten Bewegungen des Gemüts wieder. Man sah, wie er sich anstrengen mußte, aus entlegenen Gedanken sich völlig in die körperliche Umgebung zu versetzen. Unwillkürlich suchte er Deroges Blick.

Und dieser kam ihm sehr wirksam zu Hilfe; der junge Mann fand sich allmählich zurecht, er zeigte keine Verlegenheit vor dem Offizier. Deroge suchte ihn sogleich durch ein naheliegendes Gespräch zu beschäftigen; „mein

Freund, Sie sehen schlecht aus," sagte er, „wahrscheinlich haben Sie nicht ordentlich gegessen."

„Hunger empfinde ich nicht," erwiderte der andere mit völliger Natürlichkeit, ohne alle Verlegenheit vor Edmund. „Freilich, wenn ich Geld hätte, würde ich nach ärztlichem Rat wohl etwas reichlicher leben; aber es liegt mir nichts daran."

„Nun, wir müssen uns noch einmal ernstlich besinnen, wie Sie zu Gelde gelangen können," bemerkte Deroge. — „Übrigens sollen Sie auch viel spazieren gehen. Das ist Ihrem Geiste nicht weniger nützlich als dem Körper; die Natur bietet eine normale Anregung, gibt den Ideen Grundlage und Halt."

„Die Natur ängstigt mich," antwortete der junge Mann mit einer naiven Offenheit, ganz uneingedenk der Sonderbarkeit oder des Scheins von Affektation, welche dieser Ausdruck haben konnte. „Die natürlichen Gegenstände treten mir alle zu nahe und erhalten mich in beständiger Aufregung. Wenn man zwischen hohen Bergen sich erdrückt und vernichtet fühlt, so wird man doch auch von Häusern, Bäumen und Feldern beunruhigt und durch die fortwährend wiederholten Stöße der Körperlichkeit am Ende wie gelähmt."

Edmund horchte aufmerksam. „Das kann ich vollkommen verstehen!" rief er.

„Und so wenige Menschen begreifen es," sagte Rodart, dem eine kindliche Freude aus den Augen leuchtete.

Deroge machte ein bedenkliches Gesicht. „Sie müssen sich doch gewöhnen. Sehen Sie, Ihr letztes Gedicht,

das die Revue aufgenommen hat, ist nur deshalb fertig geworden, abgerundet und verständlich, weil es aus einer körperlichen Beobachtung hervorgeht. Ein Kirchhof im Schnee — dergleichen kann ein Mensch sich vorstellen, und von da aus dann auch zu allerhand Betrachtungen den Weg finden."

„Ach, reden wir nicht von diesen Versen; sie sind kalt und leer, darum hat man sie auch gedruckt."

Edmund sprach sein Bedauern aus, sie nicht gelesen zu haben; dann fügte er halb entschuldigend hinzu, er müsse wohl wenig Sinn für Poesie besitzen, da er an Versen nicht leicht Geschmack finde. Ihn störe darin immer etwas Hartes und Triviales.

„Sie haben das rechte Verständnis!" rief der junge Mann mit einer schnellen Begeisterung, die ihm in den Augen und auf den Wangen glühte. „Ja, unsere Sprache ist ein armseliges und rohes Werkzeug; sie bietet nur unbehauene Klötze, mit denen eine zarte Harmonie nicht zu erreichen ist. Sie ist so plump-deutlich! — Alles Große aber wirkt durch unfaßbar geringe Abstufungen, durch ein Geheimnisvolles, das nach Verknüpfung und Ursprung sich nicht erkennen läßt. Sehen Sie die Venus von Milo an! Generationen von Enthusiasten mögen von ihr Begeisterung empfangen, und immer wird ihr Inhalt nicht erschöpft sein; sie bleibt ein ewiges Rätsel, das jeder sich nach seinem Sinne deuten mag, — wie die Welt, wie der Tod. Wer diese Göttlichkeit von dem zerbrechlichen Steine ablösen, in bleibende Zeichen fassen könnte, der wäre unsterblich!"

Edmund war hingerissen von den Reden des Jünglings; aber zu äußern wußte er nichts. Beide sahen einander an; eine stumme Gemeinsamkeit der Empfindung verband sie; in den beiden Herzen stieg gleichzeitig das Gefühl einer ganz eigenen Sympathie, einer brüderlichen Zusammengehörigkeit auf.

Jedoch so bedeutende Stimmungen können nur einen Augenblick dauern; während man noch in Schweigen verharrte, trat eine Ernüchterung, eine Art von Verlegenheit ein.

Edmund begriff plötzlich das Wunderliche eines solchen Gefühlsausbruchs beim ersten Zusammentreffen; er sagte sich, daß die beiden persönlichste Angelegenheiten zu besprechen haben mußten, bei denen seine Anwesenheit nicht passend war.

Auf ein Zeichen Deroges nahm er Abschied.

Die jungen Leute reichten sich die Hand; sie hofften beide auf ein Wiedersehen und nähere Bekanntschaft; aber sie sprachen den Wunsch nicht aus.



V.

Als Emmy Clarisse das letzte Mal von Edmund Abschied genommen hatte, verblieb sie in einer gelangweilten Stimmung. Sie hatte Lust zu einer fröhlich-derben Zerstreuung und wünschte sich Triban herbei, an dessen vergebliches Warten sie schon nicht mehr dachte.

Er blieb jedoch aus.

Dafür kam er am folgenden Tage. Schon wie er ins Zimmer trat, bemerkte Emmy seine strenge, zornige Miene; nun fiel ihr plötzlich ein, daß sie es an Rücksicht gegen ihn hatte fehlen lassen. Um ihn zu versöhnen, warf sie sich ihm lebhaft an den Hals; er aber stieß sie zurück.

„Bleib stehen!" rief er sie mit harter Stimme an; sie gehorchte.

Er richtete einen Blick auf sie, der ihr Furcht machte, und dem sie doch nicht auswich. „Du hast mich gestern zwischen vier und fünf Uhr umsonst warten lassen," sagte er herrisch. „Hast Du dafür eine Entschuldigung?"

Emmy, die sonst um Worte nie verlegen war, vermochte nur ein leises, verschämtes Nein hervorzubringen.

Da erhob sich seine Hand, langsam, in einer wohlbedachten Bewegung. Emmy hielt still, die Hand fuhr klatschend auf ihre Wange herab. Der Unteroffizier aber blieb ruhig in seiner Haltung; „nun hast Du wohl begriffen," sagte er kalt.

Und sie hatte begriffen. Unterwürfig, wie ein gezüchtigtes Tier, näherte sie sich dem strengen Manne, bat ihn schmeichelnd um Verzeihung, versprach alles zu thun, was er nur je begehren möchte. Mit unversöhnter Miene ließ er sie einige Zeit gewähren; dann erst bequemte er sich zu einer hochmütigen Nachsicht, indem er die Bemerkung beifügte: „Du mußt Dir verdammte Mühe geben, wenn ich ganz zufrieden sein soll."

Der Plan wurde nun aufs neue verabredet, man konnte jedoch keinen Tag bestimmen, da Edmund sich wieder zurückzuhalten schien. Triban hatte seinen Leutnant im Dienste scharf beobachtet und die Zeichen innerer Unruhe an ihm gefunden. Er teilte dem Mädchen diese Beobachtung mit, aber er verschwieg seine heimliche Befürchtung, Edmund möge irgendwie den Anschlag gewittert und sich zur Vorsicht entschlossen haben. „Kommt er einige Zeit nicht, dann kannst Du ja versuchen, ihn zu fangen; aber zuerst muß man ihn noch in Ruhe lassen, dann zieht es ihn wohl von selber zu Dir.“

Triban hatte richtig geurteilt, der junge Offizier befand sich wiederum in einer völligen Zerrissenheit des Herzens. Aber jetzt beunruhigte ihn nicht das Mißverhältnis zu der Allgemeinheit, sondern die Kluft, die ihn von auserlesenen Geistern trennte. Deroges Darlegungen über die Ent- oder Umartung hatten ihm gewissermaßen geschmeichelt; er konnte sich in höherem Sinne als ein Begünstigter vorkommen. So war ihm denn auch die Begegnung mit dem jungen Dichter eine große Freude gewesen; die schnell entflammte Sympathie deutete ihm an, daß er seinesgleichen getroffen habe.

Wie er von jener Begegnung heimgekehrt war, erfüllte ihn noch ein hoher, seliger Stolz. Sehr bald aber schlug die Empfindung um. Im Vergleich mit dem überzarten, übergeistigen Jüngling kam er sich plump, roh, gemein vor. „Nein,“ rief er, „zu diesen Veredelten gehöre ich nicht, sondern zu der gewöhnlichen, stumpfen Masse.“

Er wollte sich gewaltsam eines andern belehren, er las überspannte Gedichte, die sonst eine Art von hysterischer Aufregung in ihm erzeugt hatten.

Aber gerade nun, wo er dieser Erregung zu seinem Troste bedurfte, blieb sie aus. Es stellte sich vielmehr Mißbehagen und ohnmächtiger Ärger ein.

Edmund fühlte sich vollkommen verlassen, unfähig, nach irgend einer Richtung Anschluß zu finden. Er wußte selbst nicht, was er von der Bekanntschaft mit einem Wesen wie Rodart eigentlich erwartet hatte, aber tief und kränkend empfand er die Enttäuschung. — Nun wollte er sich ganz der Trivialität ergeben.

Er zeigte einen streberischen Eifer im Dienst; jedoch daraus erwuchs ihm keine Befriedigung, und er ahnte wohl, daß er darin nicht lange würde verharren können. Überdies dankte es ihm keiner, die Kameraden spotteten oder nahmen eine mißbilligende Miene an. Keinen Augenblick mit sich selbst in Übereinstimmung, wurde er, dem man stets eine gutmütige Nachsicht vorgeworfen hatte, gegen seine Soldaten hart, ja roh. Es kam sogar zu einer Beschwerde, und wenn die auch keine weiteren Folgen hatte, so vermehrte sie doch seinen beständigen, krankhaften Ärger.

Jetzt begann er wieder an Emmy zu denken, deren er sich einige Zeit kaum erinnert hatte. Aber sie erschien ihm nun als ein völlig anderes Bild, er war gezwungen, sie mit den Augen Gontrans und Deroges zu betrachten. Daran jedoch fand er eine verzweiflungsvolle Freude. Er übertrieb sich ins äußerste die Verzerrung der Züge;

er wollte nur das wüste, hohnlachende Laster sehen, und er redete sich ein, dieses sei für ihn die letzte, einzige Zuflucht; in den Armen des zum Tiere rückgebildeten Weibes könne ihm diejenige Kraft zufließen, die im Gewühl des Lebens ausschließlich von Bedeutung sei: die Kraft der Gemeinheit.

Schnell entschlossen eilte er um die gewohnte Zeit zu Emmy; doch er traf sie nicht daheim.

Am nächsten Tage kam er schon sehr früh wieder; denn es war Sonntag, und Emmy arbeitete nicht in der Fabrik.

Mit lebhafter Freude empfing sie ihn. Er war also doch wiedergekehrt, allen Befürchtungen zum Trotz! Sie empfand eine Art von Erkenntlichkeit, und in ihren Küssen lag aufrichtige Wärme.

Edmund erfreute, begeisterte sich sogar an dieser Aufnahme; in seiner Verbitterung dachte er: hier bin ich bei meinesgleichen, und in dieser Gesellschaft will ich der Welt trotzen! — Ihm vergingen einige Stunden in taumelnder Zerstreuung; er dachte und wußte nichts; einzig erinnerte er sich der Absicht, daß er sich wie ein Regenwurm in die Erde einbohren wollte.

Aber während er noch bei Emmy verweilte, überkam ihn eine unerquickliche Ernüchterung, er empfand Ekel, Scham und Zorn vor sich selber.

Und dann änderte sie plötzlich ihr Betragen. „O, mein Gott, mein Gott, Du machst mich unglücklich!“ rief sie aus.

Er wollte sich gewaltsam eines andern belehren, er las überspannte Gedichte, die sonst eine Art von hysterischer Aufregung in ihm erzeugt hatten.

Aber gerade nun, wo er dieser Erregung zu seinem Troste bedurfte, blieb sie aus. Es stellte sich vielmehr Mißbehagen und ohnmächtiger Ärger ein.

Edmund fühlte sich vollkommen verlassen, unfähig, nach irgend einer Richtung Anschluß zu finden. Er wußte selbst nicht, was er von der Bekanntschaft mit einem Wesen wie Rodart eigentlich erwartet hatte, aber tief und kränkend empfand er die Enttäuschung. — Nun wollte er sich ganz der Trivialität ergeben.

Er zeigte einen streberischen Eifer im Dienst; jedoch daraus erwuchs ihm keine Befriedigung, und er ahnte wohl, daß er darin nicht lange würde verharren können. Überdies dankte es ihm keiner, die Kameraden spotteten oder nahmen eine mißbilligende Miene an. Keinen Augenblick mit sich selbst in Übereinstimmung, wurde er, dem man stets eine gutmütige Nachsicht vorgeworfen hatte, gegen seine Soldaten hart, ja roh. Es kam sogar zu einer Beschwerde, und wenn die auch keine weiteren Folgen hatte, so vermehrte sie doch seinen beständigen, krankhaften Ärger.

Jetzt begann er wieder an Emmy zu denken, deren er sich einige Zeit kaum erinnert hatte. Aber sie erschien ihm nun als ein völlig anderes Bild, er war gezwungen, sie mit den Augen Gontrans und Deroges zu betrachten. Daran jedoch fand er eine verzweiflungsvolle Freude. Er übertrieb sich ins äußerste die Verzerrung der Züge;

er wollte nur das wüste, hohnlachende Laster sehen, und er redete sich ein, dieses sei für ihn die letzte, einzige Zuflucht; in den Armen des zum Tiere rückgebildeten Weibes könne ihm diejenige Kraft zufließen, die im Gewühl des Lebens ausschließlich von Bedeutung sei: die Kraft der Gemeinheit.

Schnell entschlossen eilte er um die gewohnte Zeit zu Emmy; doch er traf sie nicht daheim.

Am nächsten Tage kam er schon sehr früh wieder; denn es war Sonntag, und Emmy arbeitete nicht in der Fabrik.

Mit lebhafter Freude empfing sie ihn. Er war also doch wiedergekehrt, allen Befürchtungen zum Trotz! Sie empfand eine Art von Erkenntlichkeit, und in ihren Küssen lag aufrichtige Wärme.

Edmund erfreute, begeisterte sich sogar an dieser Aufnahme; in seiner Verbitterung dachte er: hier bin ich bei meinesgleichen, und in dieser Gesellschaft will ich der Welt trotzen! — Ihm vergingen einige Stunden in taumelnder Zerstreuung; er dachte und wußte nichts; einzig erinnerte er sich der Absicht, daß er sich wie ein Regenwurm in die Erde einbohren wollte.

Aber während er noch bei Emmy verweilte, überkam ihn eine unerquickliche Ernüchterung, er empfand Ekel, Scham und Zorn vor sich selber.

Und dann änderte sie plötzlich ihr Betragen. „O, mein Gott, mein Gott, Du machst mich unglücklich!“ rief sie aus.

Er wollte sich gewaltsam eines andern belehren, er las überspannte Gedichte, die sonst eine Art von hysterischer Aufregung in ihm erzeugt hatten.

Aber gerade nun, wo er dieser Erregung zu seinem Troste bedurfte, blieb sie aus. Es stellte sich vielmehr Mißbehagen und ohnmächtiger Ärger ein.

Edmund fühlte sich vollkommen verlassen, unfähig, nach irgend einer Richtung Anschluß zu finden. Er wußte selbst nicht, was er von der Bekanntschaft mit einem Wesen wie Rodart eigentlich erwartet hatte, aber tief und kränkend empfand er die Enttäuschung. — Nun wollte er sich ganz der Trivialität ergeben.

Er zeigte einen streberischen Eifer im Dienst; jedoch daraus erwuchs ihm keine Befriedigung, und er ahnte wohl, daß er darin nicht lange würde verharren können. Überdies dankte es ihm keiner, die Kameraden spotteten oder nahmen eine mißbilligende Miene an. Keinen Augenblick mit sich selbst in Übereinstimmung, wurde er, dem man stets eine gutmütige Nachsicht vorgeworfen hatte, gegen seine Soldaten hart, ja roh. Es kam sogar zu einer Beschwerde, und wenn die auch keine weiteren Folgen hatte, so vermehrte sie doch seinen beständigen, krankhaften Ärger.

Jetzt begann er wieder an Emmy zu denken, deren er sich einige Zeit kaum erinnert hatte. Aber sie erschien ihm nun als ein völlig anderes Bild, er war gezwungen, sie mit den Augen Gontrans und Deroges zu betrachten. Daran jedoch fand er eine verzweiflungsvolle Freude. Er übertrieb sich ins äußerste die Verzerrung der Züge;

er wollte nur das wüste, hohnlachende Laster sehen, und er redete sich ein, dieses sei für ihn die letzte, einzige Zuflucht; in den Armen des zum Tiere rückgebildeten Weibes könne ihm diejenige Kraft zufließen, die im Gewühl des Lebens ausschließlich von Bedeutung sei: die Kraft der Gemeinheit.

Schnell entschlossen eilte er um die gewohnte Zeit zu Emmy; doch er traf sie nicht daheim.

Am nächsten Tage kam er schon sehr früh wieder; denn es war Sonntag, und Emmy arbeitete nicht in der Fabrik.

Mit lebhafter Freude empfing sie ihn. Er war also doch wiedergekehrt, allen Befürchtungen zum Trotz! Sie empfand eine Art von Erkenntlichkeit, und in ihren Küssen lag aufrichtige Wärme.

Edmund erfreute, begeisterte sich sogar an dieser Aufnahme; in seiner Verbitterung dachte er: hier bin ich bei meinesgleichen, und in dieser Gesellschaft will ich der Welt trotzen! — Ihm vergingen einige Stunden in taumelnder Zerstreuung; er dachte und wußte nichts; einzig erinnerte er sich der Absicht, daß er sich wie ein Regenwurm in die Erde einbohren wollte.

Aber während er noch bei Emmy verweilte, überkam ihn eine unerquickliche Ernüchterung, er empfand Ekel, Scham und Zorn vor sich selber.

Und dann änderte sie plötzlich ihr Betragen. „O, mein Gott, mein Gott, Du machst mich unglücklich!“ rief sie aus.

Er erwiderte gereizt: „Ach was, Du hast gar nicht soviel Empfindung, um unglücklich sein zu können.“

Über diese unerwartete Abweisung war Emmy betroffen, sie fürchtete, daß jener ihr entschlüpfen wolle. Doch wußte sie sich keinen andern Rat, als in verstärkten Klagen fortzufahren. „O, mein Bräutigam — ich hab' ihm gestern noch geschworen — er wird mich totschlagen, wenn er es erfährt — und meine Mutter weiß es schon und sagt es ihm gewiß.“

Sie brach in heftiges Schluchzen aus; Edmund aber sah sie kalt an; er glaubte, die Kraft der Gemeinheit, die er suchte, könne er nun schon erproben.

Emmy, die allmählich in wirkliche Aufregung geriet, wandte sich mit Vorwürfen gegen ihren Liebhaber, wußte dann jedoch nur unter Thränen und Seufzern zu wiederholen: „Du bist schuld, Du bist schuld.“

Aber dieses Mal machte sie auf ihn keinen Eindruck; er hatte sich zu sehr festgerannt in jene Stimmung, die zu all seinem früheren Betragen in so schroffem Gegensatze stand.

Emmy, immer ängstlicher werdend, fand jetzt Worte zu leidenschaftlichen Anklagen und drohte, sie werde sich töten; da erhob sich in ihm ein eigensinniger Trotz; „langweile andere mit Deinen sentimentalen Reden, Du bist ja doch nur eine — Dirne,“ rief er, nach seinem Hute greifend. Sie wollte ihn zurückhalten; er aber widerstand ihr, bitterer Zorn gegen sich selber und gegen das Mädchen drängten ihn zu einem wütenden Entschluß, der ihn selbst im Grunde leiden machte. Ohne Abschied eilte er fort.

Während Edmund in unzufriedener, zerrissener und selbstquälerischer Stimmung seines Weges ging, blieb Emmy enttäuscht, gekränkt. Wie konnte es sein, daß er gegen alle vernünftige Erwartung forteilte?

Eben wollte sie sich mit der Erwägung trösten, daß sie nun zum zweitenmale dem kalten Bade entronnen war. Da trat Triban herein. Er hatte Edmunds Flucht bemerkt und fragte verwundert. „Was ist geschehen?“

„Er ist verrückt,“ erwiderte Emmy achselzuckend.

Triban ließ sich sogleich über die vorausgegangene Unterredung berichten. Als Emmy ihre unruhige, mit mancherlei ärgerlichen Ausrufen vermischte Erzählung beendigt hatte, sagte er: „Jetzt muß etwas geschehen, bevor es zu spät ist. Ich gehe voraus; in zehn Minuten kommst Du mir nach zum Kai und springst ins Wasser. Halte Dich nahe an der Treppe!“

Emmy sträubte sich, aber sie gab den herrischen Blicken nach, und jener verließ das Haus.

Kurze Zeit darauf wanderte sie langsam, zögernden Schrittes, zum Kai.

Die Furcht lähmte ihren Entschluß. An der Ecke aber gewahrte sie ein wohlbekanntes Gesicht, und ein Paar harte Augen richteten sich auf sie mit einer strengen Aufforderung.

Verwirrt stürzte sie nach vorwärts. Sie befand sich ganz nahe am Flusse, und, wie ihr jetzt erst deutlich wurde, vor einer Treppe, die in das Wasser hinabführte. Blindlings rannte sie über die feuchten Stufen; auf der

Mitte des Weges glitt sie aus und rutschte schreiend in die Flut.

In demselben Augenblicke war ein Mann vom Kai aus in den Fluß gesprungen; er erreichte schwimmend die langsam Untergehende und stieß sie bis an die Treppe zurück. Dann schwang er sich auf die erste Stufe und zog das halb ohnmächtige Mädchen heran. Er nahm sie in seine Arme und brachte sie auf die Straße, wo inzwischen eine Volksmenge sich versammelt hatte.

Auf den mutigen Retter ertönten laute Hochs; er aber wies klagend auf das bewußtlose Mädchen, das er seine Braut nannte, und jammerte, seine Hilfe sei nun doch wohl zu spät gewesen. Die Umstehenden wollten einen Wagen beschaffen, er aber trug seine halblebendige Last, von fortwährenden Hochs begleitet, zu der nahe gelegenen Wohnung; ein schnell herbeigerufener Heilgehilfe folgte ihm . . . . .

Als Edmund am nächsten Tage zur Kaserne ging, empfand er Reue wegen seiner barschen Behandlung des Mädchens, gegen das er sich einiger Schuld dunkel bewußt zu sein glaubte.

Im Kasino erfuhr er von einer Gruppe plaudernder Kameraden, sein Unteroffizier Triban habe tags vorher eine junge Person aus der Seine gezogen. Das Mädchen sollte die Braut des Retters sein; man munkelte von Treulosigkeit, von Verführung.

Edmund, der bei den ersten Worten ahnend begriffen hatte, mußte alle Kräfte anstrengen, um sich nicht zu

verraten; etwas erleichtert atmete er auf, als er sah, daß der Name des Verführers nicht bekannt geworden war.

Also Triban war jener Bräutigam! Das kam ihm jetzt nach der ersten, starren Verwunderung, die nur einige Sekunden währte, ganz natürlich vor, und er konnte sich kaum vorstellen, wie er nicht eher daran gedacht habe.

Er brachte es bis zu der Überwindung, mit anzustoßen auf das Wohl des braven Troupiers, der den gallischen Geist der offenen Tapferkeit und leichtsinnig heiterer Hilfsbereitschaft so trefflich bewähre, darum auch zugleich der Stolz und die Hoffnung des Vaterlandes sei.

Wie krampfhaft aber zog sich ihm das Herz zusammen, als er auf dem Exerzierplatz Triban gegenüber stehen mußte! Ihn anzusehen fand er lange nicht den Mut.

Dann bemerkte er, daß Triban genau so war wie sonst, stets dieselbe korrekte Haltung bewahrend, die anderen Unteroffizieren als Muster vorgeführt wurde, übrigens in keiner Weise auf die Anwesenheit des Vorgesetzten acht gebend. Allmählich wagte Edmund die Augen zu erheben; er sah in Tribans Miene den Ausdruck völliger Unbefangenheit; keinen Moment schielte der Unteroffizier zu ihm herüber oder verriet durch ein lächelndes Zucken um die Mundwinkel, daß er irgend einer auffälligen Beziehung eingedenk sei. — Zuerst war er tief beschämt von der Vorstellung, daß der andere ihn schone, dann über-

redete er sich, Triban habe doch wohl von seiner Bekanntschaft mit Emmy nichts erfahren.

Beim Verlassen des Exerzierplatzes wollte er dem vielbelobten Retter persönlich seinen Glückwunsch abstatten und dessen Miene dabei beachten. Jedoch er gewann es nicht über sich.

Mit allerhand Unwahrscheinlichkeiten halb getröstet, kam Edmund in die väterliche Wohnung. Zufällig begegnete er sogleich Gontran. „Na," rief dieser, „in Deiner Kompagnie herrscht ja ein sehr melodramatischer Ton; ich höre, Unteroffiziere springen ins Wasser und fischen ihre ertrinkenden Bräute heraus. Sag, sollte es sich etwa gar um Eure berühmte Allerweltsbraut handeln?"

Edmund empfand auf seinem Gesichte eine Totenblässe und gleich darauf eine heftig nachschießende Blutwelle. Glücklicherweise war das Zimmer halb verdunkelt, und er stand gegen das Licht gekehrt, so daß der Farbenwechsel nicht auffällig bemerkbar sein konnte. — Er räusperte sich rauh, dann erklärte er in zerhackter, schwerfälliger Rede, von nichts zu wissen.

Er fürchtete nun, sein Bruder habe alles erraten, und dieser Gedanke lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen; wenig bedeutete dagegen der Trost, Gontran werde dergleichen gar nicht so lange im Sinne behalten, bis er Zeit finde, vor anderen davon zu reden.

Am Abend blickte Edmund zerstreut in seines Vaters Zeitung. Da fand er den Vorfall ausführlich beschrieben; Triban wurde in schwülstig-phrasenhaftem Tone gelobt, und es fehlte nicht die Andeutung, ein gewissenloser junger

Herr aus der besseren Gesellschaft sei die Ursache des Selbstmordversuchs gewesen.

Diese Zeilen vermehrten seine Unruhe; das Mißtrauen war nun einmal öffentlich ausposaunt, und man mußte befürchten, die Zeitung werde am nächsten Tage noch genauere Nachrichten bringen.

Edmund hatte eine schlaflose Nacht; immer wieder kaute er sich die gleichen Gedanken vor, ohne der Beruhigung oder irgend einem Entschlusse damit näher zu kommen.

Tags darauf versammelte der Oberst das ganze Regiment und ehrte den glücklichen Retter durch eine Ansprache, welche mit der Verleihung der Rettungsmedaille schloß.

Dann frühstückten die Offiziere im Kasino.

Der im allgemeinen als streng und eigensinnig gefürchtete Oberst war bei der trefflichsten Laune. Er hatte eine sonderbare Vorliebe für Edmund; ihm konnte er nicht nur nichts abschlagen, sondern er drängte ihm Bevorzugungen auf, unterhielt sich gern mit ihm und legte dabei eine Milde, ja eine Schwäche in seinen Ton, die man sonst an ihm nicht kannte. Auch nun wieder wandte er sich mit solcher Freundlichkeit an den jungen Offizier. War diesem die ungewollte Auszeichnung schon zu jeder anderen Zeit peinlich gewesen, so verwirrte sie ihn jetzt völlig. Der Oberst aber, der Mangel an Selbstbeherrschung und an Geistesgegenwart immer auf das schärfste rügte, hatte an seines Lieblings Verwirrung ein wunderliches Gefallen.

Mit seiner dringenden gegenwärtigen Not beschäftigt, verfiel Edmund gar nicht mehr auf jene allgemeinen Ideen, die früher seinen Geist beschwerten. Er mußte für den Augenblick denken. Jeden Moment erwartete er ein überraschendes Wort oder eine Zeitungsnotiz; mit der größten Ängstlichkeit aber betrachtete er Triban, der sich immer noch verhielt, als wenn nichts geschehen wäre. Edmund fühlte sich unruhig wie ein Schulknabe, der einen verfänglichen Streich in Heimlichkeit begangen hat und vor der Entdeckung zittert. Er wußte auch, aus dieser Unruhe könne nichts erlösen, als eine Art von Verjährung; er ergab sich mit täglich erneuter Überwindung in die fortdauernde Pein.

So vergingen zwei unendlich lange Wochen; der junge Offizier lebte sehr zurückgezogen und verrichtete ohne Lust, aber mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit seinen Dienst. Allmählich gewöhnte er sich sogar wieder an Triban, dessen unbeirrbar korrektes, dienstgemäßes Verhalten zu keiner Minute irgend welchen Verdacht aufkommen ließ ...

Das Bataillon kam von einer Felddienstübung zurück. Die Mannschaften waren schon entlassen, und Edmund ging über den Hof nach der Offiziersmesse. Plötzlich kam Triban auf ihn zu, als habe er eine Meldung zu machen. In straffer Haltung und die Hand am Käppi sagte er leise: „Herr Leutnant, Emmy Chavisse ist von dem Sturz ins Wasser krank geworden; sie kann nicht arbeiten, und es fehlt an Geld.“ Seine Stimme zitterte wie die Hand eines auf den unwahrscheinlichsten Gewinn setzenden Spielers. Gar zu unsinnig schien es, daß jener sich sollte in

Schrecken jagen lassen durch einen Zwischenfall, der ihn eigentlich nicht anging. Doch hatte Triban mit Gewalt solche verständige Bedenken überwunden; denn sein Phantasie hielt an dem Bilde des Erfolges hartnäckig fest.

Die plötzliche Mitteilung nach dem langen vorausgegangenen Schweigen aber traf Edmund wie ein Donnerschlag; er fühlte, daß seine Kniee wankten, und konnte sich nur durch äußerste Anstrengung des Willens aufrecht erhalten. Mit bleichen Lippen stammelte er: „Gut, gut, ich werde Geld schicken.“ — „Hundert Franken sind vorläufig hinreichend,“ bemerkte der andere, durch den Eindruck seiner Worte überrascht, aber zugleich ganz sicher geworden, und entfernte sich mit dienstlichem Gruß.

Es schwirrte Edmund vor den Sinnen, als er nach Hause ging. In aller Hast, gleichsam fürchtend, daß seine Kraft nicht mehr lange ausreichen würde, schickte er das Geldpaket an Triban.

Dann hielt er es nicht mehr aus. Er gab sich zu gewaltsamer Zerstreuung auf einen Spaziergang durch die entlegensten und stillsten Teile der Stadt, wo sein verstörtes Wesen weniger auffallen mochte. Es war ihm dumpf im Kopf; nur das Eine stand deutlich, unwiderruflich vor dem Bewußtsein, daß er nun in den Händen des furchtbaren Unteroffiziers war. Mit seiner Zukunft konnte der spielen wie mit einem Ball. Die einzige Rettung lag in schleuniger Flucht; er mußte das militärische Verhältnis lösen, ehe es ihn vollkommen erdrückt hatte.

Als er sich dem väterlichen Hause wieder näherte, war er entschlossen, dem Vater seinen Abschied als Offizier anzukündigen. Er beschleunigte seine Schritte, wie wenn er dem Zufall nicht Zeit lassen wollte, die Kraft seines Entschlusses zu erschüttern.

Der Diener meldete, Veraine sei ausgegangen, aber ein fremder Herr warte im Arbeitszimmer. Edmund wollte vorbeischlüpfen; im Korridor begegnete er Deroge; dieser, sehr erfreut, zog ihn in das Arbeitszimmer. „Deinen Vater habe ich nicht angetroffen,“ sprach er lebhaft, „Du kannst ihm wohl mitteilen, was ich zu sagen hatte.“

Edmund, mit seinen Gedanken abwesend, nickte stumm; der andere fuhr eifrig fort: „Vor vielen Wochen erbat Dein Vater von mir Auskunft über einen reichen, unternehmenden Herrn. Ich konnte diesen als Person in geschäftlichen Dingen empfehlen, auch wußte ich, daß sein Besitz groß und gesichert sei. Inzwischen nun habe ich erfahren, was alles Vertrauen zu ihm erschüttern muß; er ist in den Händen eines jener Weiber, die unter den Pariser Narren Berühmtheit genießen. Sie zeigt im Bois de Boulogne den schönsten Wagen und die prächtigsten Kleider — und besitzt dazu die gemeinste Seele; eine jener Verderberinnen, deren Beruf es ist, Männer zu ruinieren. Für verloren halte ich ihn schon jetzt.“

Plötzlich an sein eigenes Geschick erinnert, fragte Edmund tonlos: „Muß er darum verloren sein?“

„Ja, solchen Schlingen entwinden sich nur die niedrigsten Naturen oder diejenigen, bei denen ein über-

aus mächtiger Wille bloß für kurze Zeit sich vergessen hatte.“

Edmund sank in den Sessel. „Also bin ich auch verloren!“

„Mein Gott, auch Du? Ich fürchtete es und konnte es doch nicht glauben.“

Der Ältere legte seinem jungen Freunde die Hand auf die Schulter. „Rede, rede, vertraue Dich mir!“

Und dieser redete, erzählte alles — erst mit stockender Stimme, dann mit fliegendem Atem.

„Eine gräßliche Gefahr,“ murmelte Deroge. „Das Weib ist in seiner tierischen Natur ein Basilisk, und wer ihrem Blicke einmal erlegen, bleibt ihm für immer unterworfen.“

„Was thun?“ fragte Edmund ächzend.

„Fort, fort aus Deiner Umgebung! Quittiere den Dienst, gehe aufs Land, wohne bei den Bauern und arbeite! Mache Dir auf den Feldern zu schaffen oder suche Dir geistige Arbeit; aber ununterbrochene, aufreibende Mühe darfst Du nicht scheuen so lange, bis Du Dein ganzes früheres Leben vergessen hast. — Und wenn Du dann als ein anderer Mensch zurückkehrst, kannst Du etwas Neues ergreifen. Studiere Medizin, Du bist noch jung genug dazu. Du sollst mein Schüler werden. O, ich trage Ideen mit mir herum — ich kann sie nicht bewältigen; Du wirst meine Erbschaft übernehmen, das Gebäude ausbauen und es in herrlicher Vollkommenheit der Nachwelt überliefern.“

In der äußersten Niedergeschlagenheit wird der Mensch zwar unempfindlich gegen ferneres Unglück, aber er setzt auch einem phantastischen Troste nur geringen Widerstand entgegen. Edmund erhob sich und rief in plötzlicher, überströmender Dankbarkeit: „Sie sind mein Retter! Von Ihnen will ich mich ganz leiten lassen. Heute noch bringe ich es zur Entscheidung, und dann will ich Ihnen mit jedem Schritte folgen.“

„Gibst Du mir die Hand darauf?“ fragte jener, und er fuhr fort, als Edmund einschlug: „Nun, rede sogleich mit Deinem Vater! Aber von dem Mädchen sprich zu keinem, sie würden Dich alle nur verwirren.“

Deroge entfernte sich; wenige Minuten danach ging aufs neue die Hausthür, und Edmund, der im Arbeitszimmer unruhig gewartet hatte, stand vor seinem Vater.

Dieser war von Geschäften ermüdet und eben nicht in der besten Laune. Edmund trug ihm die Mitteilung Deroges vor, gleichsam als Anlauf zu dem, was er dann sagen wollte.

Der andere hörte nur zerstreut zu und meinte mit einem halbwegs spöttischen Lächeln: „Diese Gelehrten sind komische Menschen. Mit ihrer Gewissenhaftigkeit kommen sie immer zu spät und überdies an der unrechten Stelle.“

Durch eine solche Vorbereitung war Edmunds Zuversicht nicht eben erhöht worden. Er überwand sich doch, konnte aber nur in stockender Rede melden: „Papa, ich habe Dir etwas zu sagen. — Ich sehe, daß ich zum

Offizier nicht tauglich bin, und will darum meinen Abschied nehmen.“

Veraine war auf diese unerwartete Mitteilung zuerst ganz starr. Dann rief er: „Was fällt Dir ein? Was für verrückte Grillen hast Du Dir wieder in den Kopf gesetzt?“

Doch der Sohn blieb fest. „Das sind keine Grillen. Ich habe mir alles wohl überlegt. Wahrhaftig, viel würde ich darum geben, ein tüchtiger Offizier sein zu können; aber es ist nicht möglich, es verträgt sich nicht mit meiner Natur. An der rechten Stelle könnte ich Brauchbares leisten, aber hier bin ich nicht an meinem Platz; unter den Kameraden der mindest Begabte, diene ich den andern zum Gespött. Das kann ich nicht mehr ertragen, und ich werde ein Ende machen.“

Veraine war völlig unfähig, sich in solche Empfindungen zu versetzen. Was seines Sohnes plötzlichem Entschlusse zu Grunde lag, konnte er sich nicht sogleich klar machen; und wie es in dergleichen Fällen zu gehen pflegt, vermutete er lediglich eine Albernheit. Durch den vorhergegangenen Ärger des Tages schon gereizt, verfiel er nun in einen heftigen Zorn. „Du hättest das sagen sollen, ehe man Dich in die Uniform steckte, nun ist es zu spät. — Oder in einigen Jahren, wenn Du irgend welche Erfolge aufweisen kannst, dann komme mir mit solchen Reden! Aber jetzt! Glaubst Du, ich habe Lust, Dich und mich vor aller Welt zu blamieren? Ich habe Dich nicht aus Begeisterung für das Handwerk Offizier werden lassen; meine Gründe waren ernstlich genug, sie

haben mir jetzt noch die gleiche Geltung — und Du willst aus bloßer Laune meine Absichten durchkreuzen, mir das Leben schwer machen?“

Er redete sich in immer größere Aufregung; mit harten, ungerechten Vorwürfen wechselten zum Schlusse Schimpfworte ab.

Edmund hatte eine verbissene innere Wut, er konnte weder Gedanken noch Worte finden. Daß er dem Vater nichts zu erwidern vermochte, wo es so vieles zu erwidern gab, erfüllte ihn mit einer schmerzlichen Selbstverachtung; zugleich aber bäumte sich sein Trotz auf, er wollte sich wenigstens nicht überzeugen lassen, wenn er schon auf Entgegnung verzichten mußte.

Kaum wartete er, bis sein Vater geendigt hatte, und begab sich mit zerrissenem Herzen fort.

Nun wollte er sich erst recht in seinem Entschlusse befestigen und sich unmittelbar an den Obersten wenden.

Damit mußte er freilich sich gedulden bis zum nächsten Tage.

Als er nun vor dem Obersten stand, war die siedende Hitze seiner Aufregung geschwunden; er mußte bereits seine Kräfte zusammennehmen, um den einmal gefaßten Vorsätzen mit Ueberzeugung treu zu sein.

Der strenge Mann zeigte eine freundliche Miene, wie Edmund ihm eröffnete, er komme nicht im Dienst, sondern lediglich als Rat und Beistand Suchender.

„Das passiert mir manchmal mit unseren jungen Leutnants; meistens handelt es sich dann um eine unbedeutende Liebesaffaire.“

Diese Worte verwirrten den jungen Mann ein wenig; er dachte errötend an Emmy und hielt sich zugleich vor, daß er von ihr schweigen müsse. In wohl vorbereiteter Rede wiederholte er nun ungefähr, was er dem Vater schon gesagt hatte. Zwar vermied er, von den Neckereien der Kameraden zu sprechen; um so feuriger schilderte er seine eigenen Zweifel und stellte es fast als eine patriotische Notwendigkeit hin, daß das Heer von so ungeeigneten Elementen gesäubert werde. Zum Schluß sprach er die feste Absicht aus, den Dienst zu quittieren; schon am nächsten Tage werde sein Gesuch dem Obersten zukommen.

Der hatte ihn ruhig ausreden lassen; dann legte er ihm seine Hand auf die Schulter und sprach mit einem wohlwollenden Lächeln: „Ja, so seid Ihr jungen Leute! Wissen Sie, den Abschied bekommen Sie so leicht nicht. Ich werde Ihr Gesuch trotz aller Reglements nicht weiter befördern."

Edmund machte diese freundliche und doch bestimmte Abweisung aufs neue ratlos. Der andere aber fuhr ruhig fort: „Ja, ja, ich sehe wohl, daß Sie ein dummes Gesicht dazu machen. Was Sie wollen, wissen Sie selbst nicht; das sind Launen. Und wegen einer Laune soll ich Sie ziehen lassen? — Nein, ich halte Sie, Sie sind ein hübscher Kerl, der mir gefällt."

„Ich habe mich geprüft," murmelte Edmund.

„Erlauben Sie, daß ich auch meinerseits prüfe. Solche Abschiedsgelüste sind Blasen Ihres Gehirns. Die kommen von einer ganz verkehrten Lebensweise. Soll

ein junger Offizier den Stubenhocker und den braven Sohn spielen? — Es ist ein Fehler, daß Sie bei Ihrem Vater wohnen. Halten Sie sich zu den Kameraden, trinken und flanieren Sie! — Außerdem sind Ihnen Weiber nötig. Das Regiment ist kein Seminar, Ihre strenge Zurückhaltung verträgt sich nicht mit dem Beruf. Amüsieren Sie sich, laufen Sie von einer zur andern; nur um Gotteswillen nicht an Eine Ihr Herz hängen, das geht nicht, das ist schädlich — da müßte ich mein Veto einlegen," rief er mit einem etwas fremdartigen Lachen.

Edmund wußte nichts zu entgegnen. Er wiederholte nur unsicher: „Meine Natur, meine Natur" —

„Die wird sich ändern; befolgen Sie nur mein Rezept! So kommen Sie am besten über diese Jahre, die in der militärischen Karriere doch nichts bedeuten. — Also, wie gesagt, von Abschiedsplänen will ich nichts mehr hören; richten Sie sich nach meinen Ratschlägen und danken Sie es mir später!"

Edmund war entlassen, er konnte nicht länger auf seinem Anliegen bestehen. Wie er zur Thüre hinausging, setzte er sich noch einmal vor, trotz alledem am nächsten Tage sein Gesuch einzureichen.

Aber es kam nicht dazu.

Edmund diente weiter und zu seiner Verwunderung fand er mit den Verhältnissen sich leidlich ab. Der Gedanke an Deroge beschämte ihn oft, doch er vergaß ihn immer wieder.

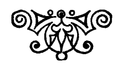
Näher beunruhigte ihn Triban. Dem hatte er noch einmal hundert Franken zugesteckt, die Aufforderung nicht erwartend; durch öftere Beschäftigung mit der heiklen Angelegenheit unempfindlicher geworden, beschloß er, sich mit einer größeren Zahlung von dem lästigen Verfolger loszukaufen.

Nach einigem Zögern brachte er es übers Herz, tausend Franken zu bieten und sich dafür völlige Enthaltung von jedweder Bitte um Geld versprechen zu lassen.

Der Unteroffizier ging leicht darauf ein, er gab die Versprechung in feierlicher Form, da man doch ein Schriftstück über die Sache nicht wohl aufsetzen konnte.

Er fuhr dann auch fort, im Dienste stets die gleiche musterhafte Haltung zu bewahren, und Edmund vergaß schnell den peinlichen Zwischenfall, vergaß, daß es seine Absicht gewesen war, ein anderes Leben zu beginnen.

Von Emmys Einfluß fühlte er sich vollkommen befreit; in einsamen Stunden gedachte er wohl noch ihrer; indessen die Erfahrung sprach zu laut, als daß sie ihn nicht für immer hätte warnen sollen.



VI.

Veraine hatte es in jenem Bergwerksunternehmen sogleich zu einer einflußreichen Stellung gebracht; und es lag ihm viel daran, seine Pläne durchzuführen, die nicht von allen Aktionären gebilligt wurden. Daneben

strebte er nach dem Deputirtenmandat als Vertreter jenes Kapitalistenkreises, eine Aufgabe, welche populäre Gegenströmungen sehr erschwerten. Seinen Anhang hielt er teils durch kleine geschäftliche Opfer fest, teils vermehrte er ihn allmählich durch persönliche Liebenswürdigkeit. Alle die Herren, mit denen er zu thun hatte, spielten eine Rolle in der Gesellschaft; darum war er jetzt eifriger als sonst bedacht, die Geselligkeit zu pflegen.

In dieser Tendenz bestärkten ihn noch verschiedene andere Gründe. Er machte sich Sorgen um Gontran. Der war von den strengeren Familien bereits so mißtrauisch angesehen, daß er gewissermaßen eine Rehabilitation nötig hatte; außerdem waren um seiner Zukunft willen nützliche Verbindungen erwünscht. Nicht weniger konnte Edmund als Offizier einige Protektion brauchen.

Am meisten bedurfte Claire einer besseren Einführung in die Gesellschaft. Für sie ließ sich vielleicht auf eine gute Partie hoffen; und der Vater urteilte unbefangen genug, um mehr seinem Gelde als ihren persönlichen Reizen zu vertrauen. Das Geld aber betrachtete er als keine schlechte Anlage, wenn es seiner Familie zur Verschwägerung mit einem glänzenden Namen verhalf.

Das früher so ruhige Haus glich jetzt einem großen Empfangssalon. Alle Tage gab es Gäste, es war ein beständiges Kommen und Gehen; die Dienerschaft mußte vermehrt werden.

Niemand war glücklicher als Frau Frampois; sie erteilte den ganzen Tag Befehle mit ihrer dünnen, klanglosen Stimme, sie wachte darüber, daß es keine Verstöße gegen die Etikette gab, ihr Rat hatte unbedingte Geltung. Und bei den Empfängen nahm sie ihre würdigste Präfektensfraumiene an; einige lächelten wohl über ihre kleinstädtische Feierlichkeit; manche waren ihrem früheren Kreise bekannt und erwiesen ihr auffälligere Ehrerbietung als dem Herrn des Hauses.

Dieser nun wußte sich, wenn schon nicht mit der allerzartesten Feinheit, die Gäste auf heitere, bequeme Art zu gewinnen und ihnen sein Haus angenehm zu machen. Von Edmund wurde er darin nur ungeschickt und zaghaft, von Gontran nicht ohne Erfolg unterstützt.

Wenn Gontran in seiner guten Laune war, konnte er die Leute mit einer einzigen, trocken gleichgültig hingeworfenen Bemerkung in lustige Stimmung versetzen; die jungen Mädchen machte er neugierig, indem er sich vor ihnen blasiert gab; mit den Militärs trank er ausdauernd; und wo sich zu einem Spielchen Gelegenheit fand, war er der willkommenste Arrangeur. Freilich, manchen kleineren und langweiligen Empfängen entzog er sich zum großen Ärger seines Vaters.

Am schwierigsten fand Claire sich in der großen Welt zurecht. Unter vielen Leuten fühlte sie sich überhaupt nicht behaglich, zumal aber, wenn sie deren Interesse oder Neugier oder Beachtung irgend welcher Art auf sich gerichtet wußte; das aber war stets auf den Festen des Vaters ihr Fall. Dabei mangelte ihr

das Talent zu geselligem Umgang. Die angeborene, überaus starke Wahrheitsliebe verhinderte sie, ihr Betragen so zu regeln, wie es die mancherlei sozialen Rücksichten erheischen. Wen sie mochte, dem verbarg sie nicht ihre Sympathie; aber wo sie Widerwillen empfand, war sie kaum eines freundlichen Wortes fähig.

Zu ihrem aufrichtigen Bedauern machte sie die Erfahrung an Edmunds Obersten. Diesem recht liebenswürdig zu begegnen, hatte man sie aufgefordert und war auch ihr eigener Wunsch; allein nur mit Mühe zwang sie sich, ihm nicht unhöflich aus dem Wege zu gehen. Er war ein durchaus nicht unschön, nur vielleicht gar zu martialisch aussehender Mann, der außer Dienst eine fröhliche, derbe Biederkeit zur Schau trug; dennoch glaubte sie in seinem Wesen eine widrige Süßlichkeit zu erkennen, und die stieß sie gewaltig ab. Daß sie diesem Manne die Hand gab, rechnete sie sich als ein großes Opfer für ihren Bruder an.

Vornehmlich aber verwirrten sie die häufigen Begegnungen mit Haultbras. Sie erinnerte sich ihrer ersten Schwachheit gegen ihn, der eine lange und peinliche Reue gefolgt war; nunmehr nahm sie sich strenge Zurückhaltung vor. Eine wunderliche Besorgnis aber trieb sie, beständig den Eindruck ihres Verhaltens auf Haultbras zu beobachten; doch begegnete es ihr niemals, daß sie irgend einen seiner Gedanken erriet. Er gab sich ruhig, mit einer überlegenen Freundlichkeit; was etwa in seinem Innern vorgehen mochte, drückte sich keinesfalls in Mienen und Betragen aus.

Claire gewahrte unzufrieden, daß sie Furcht vor ihm empfand; sie wollte der Schwäche trotzen und war sich nicht bewußt, daß eine eigentümliche Anziehung sie hinderte, ihm dauernd auszuweichen. Daß sie sich wenigstens nach Kräften zusammennahm, war ihr eine Gewissensberuhigung; zu heftigen Selbstvorwürfen und bitterer Reue kam es deshalb nicht mehr.

Trotzdem empfand sie beständig stilles Unbehagen, als hätte ein Fremdes in ihr Gemüt sich eingeschlichen, das, der Art Gontrans verwandt, ihr nicht mehr erlaubte, über anderer Verirrungen mit freiem Herzen zu urteilen. Keine Beschäftigung wollte ihr recht gelingen, nichts bot ihr ein ernstliches Interesse; ihre Verstimmung, von jeder Kleinigkeit unterhalten, veranlaßte sie den Brüdern gegenüber zu gleichgültiger Kälte oder zu ungerechtem Tadel.

Es konnte nicht fehlen, daß die Familie ihrerseits auch häufig eingeladen wurde; diese Einladungen wurden durch ihre große Zahl lästig, legten aber dem einzelnen geringere Opfer auf, als die Feste im eigenen Hause. Man wurde weniger bemerkt, man konnte sich eher still verhalten und rechtzeitig heimfahren. Daher mochte Claire, wenn sie nun doch einmal gestört werden sollte, lieber ausgebeten sein; sie durfte dann immer hoffen, mit einiger Langweile und der Verkürzung des Schlafes sich von ihrer Pflicht losgekauft zu haben.

So befand sie sich einst müde und schläfrig auf einem Balle. Es war schon spät; mehrere Damen und junge Mädchen hatten sich in ein Nebenzimmer zurück-

gezogen; außer Haultbras waren noch zwei oder drei junge Herren anwesend, die das Gähnen mühsam unterdrückten oder wenigstens nicht Frische genug zeigten, in die abgespannte Gesellschaft neues Leben zu bringen.

Dann kamen noch einige junge Männer aus dem Spielzimmer, unter ihnen Edmund. Er hatte zur Aushilfe mitgespielt und gegen alle Gewohnheit, ja zu seiner Beschämung, viel Glück gehabt.

Sein Gegenüber, der mit hereintrat, ein junger Staatsanwaltssubstitut, zeigte denn auch eine höchst verdrossene Miene. Wenngleich sein Verlust nicht bedeutend war, so hatte es ihn gekränkt, Schlag auf Schlag zu verlieren, zumal aber vor diesem Leutnant, dem er sich als Mann durchaus überlegen fühlte. Denn er gehörte zu jenen, die, von ihrer eigenen Würde sehr eingenommen, in einem anmaßenden, herausfordernden Auftreten ihre Superiorität zu erweisen suchen; er war stolz auf seine Stellung als Reserveoffizier, er hielt sich für einen ausgezeichneten Militär und blickte auf seinen aktiven Kameraden mit einiger Verachtung herab.

Die Stimmung in dem übermüdeten Kreise hob sich nicht sogleich, es kam zu einer rechten Unterhaltung umso weniger, da Haultbras in gleichgültigem Schweigen verharrte.

Eine Dame erkundigte sich nach Edmunds letzter Reise in Deutschland, wohin er hauptsächlich, um sich in der Sprache zu vervollkommnen, geschickt worden war.

Nun erkannte Edmund nicht in dieser Äußerung die Verlegenheitsphrase; das Spiel und noch mehr der

reichlich genossene Wein hatten seine Nerven in Erregung versetzt. Er antwortete daher ausführlich, ohne an die für solche Reden unpassende Gelegenheit zu denken. Ihn überwältigte die Erinnerung jener schönen Sommertage, die er an den Ufern des Rheins verbracht, bald wandelnd auf der reinlichen, wohlbepflanzten Landstraße; dann durch ein altertümlich freundliches Städtchen schlendernd; dann abends bei der Flasche unter einer Laube, den herrlichen Strom vor sich und weiter zurück dunkle Berge, zwischen denen die Sonne unterging.

Diese schönen Erinnerungen trug er unbedacht lebhaft der befangenen Gesellschaft vor und gewahrte nicht, daß Unzufriedenheit sich auf den meisten Gesichtern zeigte.

Dann sprach er noch von dem goldenen Wein, den er dort hatte kennen lernen.

„Wie kann ein Franzose den sauern deutschen Wein loben?“ fiel ihm ein junger Mann ins Wort.

„O,“ erwiderte Edmund arglos, „wir stecken voll von Vorurteilen und glauben, daß es nur bei uns Toiletten, Geist und Wein gibt; was den Wein betrifft, so ist das Gewächs des Rheins nach meinem Geschmack feuriger und edler als die unsrigen.“

„Und das sagt ein Offizier?“ rief plötzlich der Staatsanwaltsstubstitut, sich aufrichtend. „Es ist eine Niedrigkeit.“

Diesem Worte folgte allgemeine Verwirrung: die Damen blickten bestürzt um sich und fanden doch nicht den Entschluß, sich zu entfernen; die Männer drängten sich zustimmend um den Beleidiger; man blickte fragend

auf Edmund, und einige hielten sich offenbar bereit, ihm als Zeugen zu dienen.

Er aber schien nicht zu begreifen, was um ihn vorging; erstaunt, doch ohne Zorn, sah er von einem auf den anderen.

„Erklären Sie sich!“ schrie ein junger Mensch. „Das war gut gesagt,“ äußerte ein anderer zu dem Substitut, dessen Gesicht von Erregung und nun auch von befriedigter Eitelkeit gerötet war. Seiner selbst nicht recht bewußt, sprach dieser: „Wenn ich einen Herrn beleidigt habe, so stehe ich zu seiner Disposition.“

Claire war in einer fürchterlichen Beklemmung, sie fühlte, daß ihr Herz stillstand. Schrecken und Ekel empfand sie vor der Roheit dieser Leute, die in ihrer Gegenwart ein Duell erzwingen wollten Und zugleich hatte sie ein unendliches Mitleid für Edmund. Sie wußte, daß er sich gegen diese Menschen nicht wehren konnte; doch hätte sie ihn gern den Säbel ziehen sehen, den Beleidiger und alle anderen niederstechen, gleichviel, welches die Folgen sein mochten.

Unwissend, was sie that, blickte sie auf Haultbras.

Der hatte sich vollkommen still verhalten, mit verschränkten Armen und ruhigem Ausdruck die Szene betrachtend. Claires Blicke entgingen ihm nicht; er stand auf und näherte sich langsam dem Substitut.

Im Tone souveräner Selbstverständlichkeit sagte er: „Mein Herr, Sie haben sich vergessen. Sie werden die Damen und den Leutnant Veraine um Entschuldigung bitten.“

Verdutzt betrachtete ihn der andere.

„Sie werden die Güte haben, nicht zu zaudern; diese thörichte Szene hat schon zu lange gewährt.“

Ein junger Mensch wagte, für jenen schüchtern Partei zu ergreifen. — Haultbras wandte den Kopf zu ihm herüber: „Von Ihrem Rat werde ich in anderen Fällen dankbar Gebrauch machen. Aber was jetzt zu thun ist, weiß ich besser als Sie.“

Die jungen Leute und auch der Beleidiger waren verwirrt. Jedoch bedurfte es eines noch entschiedeneren Auftretens, bis Haultbras seinen Willen durchsetzte.

Aber er setzte ihn durch. Was er eigentlich gesagt, wußte keiner; Claire sah, daß seine Persönlichkeit die anderen einschüchterte, wie die Erscheinung des Löwenbändigers die wilden Tiere.

Der Beleidiger nahm seine Worte zurück, Edmund verzieh; endlich sagte Haultbras: „Der Zwischenfall ist erledigt. Wir können in der Unterhaltung fortfahren.“

Nun wurde er plötzlich auf lustige Art gesprächig, erheiterte auch bald vollkommen die Damen, die noch ganz erschreckt waren und zugleich sich heimlich vorwarfen, nicht aus dem Zimmer gegangen zu sein.

Dem jungen Mädchen aber wollte dieses Ereignis und die Person des Retters gar nicht mehr aus dem Sinn. Der Widerwillen, den sie gegen die Gesellschaft empfand, verschärfte sich, es war ihr, als wäre vor ihren Augen die bunte Hülle zerrissen, mit welcher die schmutzige Gemeinheit sich sonst bedeckte. Zugleich aber beugte sie sich nun demütig vor der mächtigen Gewalt ihres Helden.

Als sie ihn einige Tage nach diesem Ereignis wieder sah, fühlte sie die Totenblässe ihres Antlitzes und hatte dessen keine Scham. Mit der Bewunderung war ihr auch das Vertrauen gewachsen. Sie konnte sich überwinden, Haultbras zu fragen, ob die unliebsame Angelegenheit nicht doch bekannt werden und Edmund schaden möchte.

„Beruhigen Sie sich," entgegnete er lächelnd, „unter den Beteiligten ist keiner, der nicht die triftigsten Gründe zum Schweigen hätte" .....

Es dauerte nicht lange, so war Claire Haultbras Braut. Sie wußte selber nicht, wie es gekommen war; und seit jenem Augenblick erschien sie wie umgewandelt. Ihr Wesen erfüllte eine beständige, heitere Ruhe, ein fast konvulsivisches, zerstreutes Lächeln lag auf ihren Lippen; die alte Strenge war völlig dahin. Sie vermochte sich nicht mehr ruhig und andauernd zu beschäftigen; aber die Beschäftigung fehlte ihr nicht. Im Umgange mit den Brüdern war sie überaus milde, versöhnlich und nachsichtig.

Die Brüder wunderten sich über ihr zärtliches Anschmiegen, das sie sonst nie gekannt; während Edmund sich ein wenig verlegen zurückhielt, erwiderte Gontran gelassen die Zärtlichkeit. Er führte jetzt wieder sein gewohntes, unordentliches Leben; Claire machte ihm jedoch keine Vorwürfe deswegen, ja, sie schien sich heimlich darüber zu freuen.

So herrschte denn im Hause eine treffliche Stimmung. Veraine hatte die Verbindung sehr gewünscht und war

nun mit seinem Erfolge überaus zufrieden. Frau Frampois sah das Haus geehrt und ihre eigene Bedeutung gehoben; ihren Rat brauchte man alle Tage, und sie nahm ganz das Gebaren einer Oberhofmeisterin an.

Der Bräutigam verhielt sich sehr korrekt Er machte seine Besuche, wie sich's gehört, blieb weder zu lange noch zu kurz, und versäumte nicht, täglich einen Blumenstrauß zu senden. Er ging nie aus seiner vornehmen Ruhe heraus und verkehrte doch mit den Angehörigen sehr umgänglich, sogar gewissermaßen herzlich. Claire bezeugte er eine respektvolle, weltmännische Verehrung; niemals erlaubte er sich eine Zärtlichkeit, die den Regeln der strengsten Sitte zuwider gewesen wäre.

Auch die Braut war zurückhaltend ohne Verlegenheit. In ihrem Benehmen lag dennoch etwas Gezwungenes; oft schlug sie die Augen nieder, weil sie in ihnen ein Feuer ahnte, das vor der Welt nicht brennen durfte.

Nach Ablauf der kürzesten üblichen Frist fand die Hochzeit statt.

Veraine scheute keine Ausgabe, eine recht glänzende Feier zu veranstalten.

Und er hatte davon auch Befriedigung. Eine große Zahl einflußreicher Männer, Würdenträger der Republik, sah er in seinen festlich geschmückten Räumen; außerdem hatten manche Vertreter des vornehmen Adels dem Bräutigam zuliebe sich eingefunden; eine berühmte Zeitung hatte ihren Berichterstatter geschickt.

Veraine betrachtete sich als den Mittelpunkt aller dieser Herrlichkeit und war ganz geblendet von seinem

eigenen Glanze. So wenig ihm Sentimentalität eigen war, so begeisterte er sich doch an diesem Erfolge seiner langjährigen Arbeit, und fast wie im Traume ging er durch das schmeichelnde Gewirre.

Die Braut gefiel allen, denn sie war eine von jenen Erscheinungen, die durch prächtigen äußeren Schmuck nicht erdrückt, sondern bedeutender werden. Für hübsch hatte sie niemals gegolten; doch eben das, was man an ihr aussetzte: der zu starke Kopf, der zu bestimmte und zu ernste Schnitt ihres Gesichts — verlieh ihr einen besonders rührenden Reiz, nun, da ein tiefstes, innerlichstes Gefühl darüber ausgebreitet lag. Claire weinte nicht und sprach ohne Stocken, aber ein mildes Entzücken sprach aus ihrem ganzen Wesen.

Wie sie sich zur Abreise fertig machen sollte, gedachte sie ihres alten, treuen Freundes, den sie in der letzten Zeit vernachlässigt hatte.

Im Brautstaat ging sie hinunter zu Ariel. Sie gab ihm zwei Stücke Zucker und betrachtete mit feuchtem Auge sein behagliches Kauen. Dann lehnte sie sich an ihn und nahm Abschied; halb gerührt, halb zerstreut. Und das treue Tier, das seine Herrin in ähnlichem Aufzuge nie gekannt hatte, legte ihr so zutraulich den Kopf über die Schulter, blickte ihr dann mit einer so wehmütigen Neugier nach, daß sie am Ende Mühe hatte, ihre Ergriffenheit zu bezwingen.

Als sie Gontran zum Lebewohl die Hand reichte, trug sie ihm die Sorge für Ariel auf; denn er verstand mehr von Pferden, als Edmund.

Gontran versprach leichthin, was sie wünschte. „Uebrigens werde ich ja in anderthalb Monaten zurück sein,“ meinte sie, „dann nehme ich Ariel zu mir.“ ....

Als Claire abgereist war erschien allen das Haus unendlich leer. Die frohe Stimmung war verflogen; Veraine empfand nach dem glänzenden Feste eine unangenehme Ernüchterung, die noch vermehrt wurde, als er die Kosten über Erwarten hoch anlaufen sah. Er lebte nun ganz seinen Geschäften, die in der letzten Zeit errungenen Vorteile schnell auszunützen bestrebt; zu Hause war er wortkarg und mürrisch, gegen die Seinigen gleichgültig.

Da alles andere ihm leicht zu fallen schien, so richtete sich sein Ehrgeiz auf die Wahl, bei welcher eine zahlreiche Gegnerschaft den Erfolg höchst ungewiß machte. Ehemals wäre es dem strebsamen Manne genug gewesen, reich zu sein; nun wo er an das Ziel dieses Wunsches gelangt war, wollte er auch Einfluß besitzen, in den ausgewählten Kreisen eine Rolle spielen. Und im ganzen handhabte er die Mittel zu diesem Zwecke sehr geschickt.

Nur die Gefahr, die ihm im Hause heranwuchs, konnte oder wollte er nicht sehen; Gontran befand sich wieder auf einem Wege, wo er früher oder später sich in der Gesellschaft unmöglich machen und seine Familie kompromittieren mußte. Er pflegte spät aufzustehen und war abends meist abwesend, fortwährend in dem Strudel eines frivol leichtsinnigen Lebens taumelnd. Dabei war er von allerhand Gläubigern bedroht, ohne daß er dem Vater Eröffnungen zu machen wagte; er half sich vor-

läufig mit Ausflüchten durch, leistete Abzahlungen mit einem gelegentlichen Spielgewinn oder mit dem Erlös für verkaufte Sachen. Er, dessen Hüte und Kleidung den Neid anderer erregten, besaß weder eine Uhrkette, noch eine anständige Uhr. Er hatte nichts mehr zu versetzen, und schon bald geriet er wegen einer geringen, uneingestehbaren Schuld in ernstliche Bedrängnis.

Da fiel ihm Ariel ein, und in seiner Not alle Ritterlichkeit vergessend, ließ er um ein Geringes das arme Tier verkaufen. —

Es war Edmund, als wäre mit seiner Schwester der gute Geist des Hauses dahingezogen. Einsam in der Welt, unter seinen Kameraden, fühlte er sich nun auch daheim verlassen. Er dachte oft an Claire zurück; die wenigen Tage der Trennung erschienen ihm wie eine Ewigkeit; rückblickend stellte er sich das Verhältnis zwischen ihm und ihr viel näher und vertrauter vor, als es je gewesen war. Dann ergriff ihn völlig jene schwachmütige Stimmung, die man als Mitleid zu der eigenen Person bezeichnen kann; und die Welt betrachtete er mit jenem Gefühl schmerzlicher Rührung, welches man in den Zimmern des Vaterhauses empfindet, wenn der Abbruch begonnen hat.

Nun erinnerte er sich der Worte des Obersten, und er zwang sich, gegen seine Neigung, an einem wilden Abend der Kameraden teilzunehmen. — Tags darauf war ihm unwohl von dem überreichlich genossenen Wein; zugleich hatte er einen geistigen Ekel, der ihm seine eigene Person und alle erschaffene Kreatur zuwider machte.

In dieser Laune besann er sich auf den jungen Dichter Rodart, und da schämte er sich im Innersten; um sich dem niederdrückenden Vergleiche zu entziehen, mußte er seine Gedanken alsbald nach einer anderen Richtung wenden.

Aber wohin er blickte, gewahrte er nur eine trostlose Öde. Selbst diejenigen körperlichen Uebungen, an denen er sonst Geschmack fand, waren ihm nun gleichgültig.

Seine haltlose Verzweiflung ging allmählich in Apathie über. Freilich, wenn er auf die großen Fragen des Lebens mit stumpfem Auge blickte, so verfeinerte sich zugleich seine Sensibilität für das Geringfügige; im Dienste war keine Störung ihm unbedeutend genug, um nicht einen krankhaften Ärger hervorzurufen; andererseits rührte er sich unendlich über unbedeutende Dinge, so daß er sich der Thränen kaum erwehren konnte, als er an einem Gärtchen vorbeikam, in welchem zahlreiche Sonnenblumen gleichzeitig ihr Haupt dem Lichte zuwandten.

Hin und wieder ging er einsam durch die belebte Stadt spazieren, es war ihm dann, wie einem Verlassenen in den ruhelosen Wogen des Meers.

So begab er sich eines Nachmittags durch die Rue de Rivoli. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Schaufenster des Louvre; da hörte er eine Frauenstimme neben sich sagen: „Ach, wer sich doch diese schönen Sachen kaufen könnte!“

Durch den undeutlich bekannten Ton aus seiner Zerstreutheit geweckt, blickte er auf; — vor ihm stand Emmy.

Sie schaute ihn fragend an; er wollte zuerst fliehen, und dann rührte er sich doch nicht von der Stelle.

„Ach, wie man sich so zufällig trifft!“ sagte Emmy bescheiden; „aber Sie wollen mich nicht mehr kennen, und hier wär's Ihnen doppelt unangenehm. Nun, leben Sie wohl; wir sind doch nicht im Zorn auseinandergegangen, nicht wahr?“

Sie reichte ihm die Hand, die in einem dünnen, gestrickten Handschuh steckte.

Edmund war gänzlich verwirrt; eine sonderbare Sensation durchlief, von dieser Berührung ausgehend, seinen ganzen Körper. Er wußte nichts zu erwidern, und auch, was er thun solle, stand in seinem Geiste nicht fest; nur eines fühlte er: daß eine wunderliche Kraft ihn hinderte, sich sogleich von dem Mädchen zu trennen.

Emmy ließ ihre Hand lange in der seinen, endlich sagte sie: „Ich habe soviel an Dich gedacht; Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie sehr es mich freut, Dich wiederzusehen! Aber nun will ich Dich nicht länger stören; die Damen kommen schon vom Bois de Boulogne zurück, und es ist Dir gewiß unangenehm, wenn Du gesehen wirst. Adieu!“

Aber Edmund ließ sie nicht. Ein plötzlicher Trotz überkam ihn im Angesichte jener wohlgekleideten und geschminkten Menschen, die mit ihrem Glücke öffentlich zu

prahlen schienen. Sie sollten ihn sehen mit einer einfachen Arbeiterdirne; und wenn sie die Nase rümpften, dann wollte — dann möchte er wenigstens ihnen sagen, was sie seien. — Zudem empfand er es wie einen Schmerz, daß Emmy ihn so freundlich-kühl behandelte. Warum äußerte sie nicht den Wunsch nach seiner Gesellschaft? — Dann maß er mit einem schnellen Blick die schlanke Gestalt, die unter dem grauen Mantel abgerundet-elastische Muskeln erraten ließ. Die Worte des Obersten fielen ihm plötzlich ein; und so erfüllte ein Gewirr sich kreuzender Gedanken ihm den Kopf.

„Nein, komm, wir gehen miteinander,“ sprach er fast hauchend; Emmy kannte diesen Ton, sie erwiderte kein Wort; und so gingen die beiden Arm in Arm durch die Rue de Rivoli.

Am nächsten Tage war Edmund wie vernichtet; Scham, Reue, Vorwürfe des Gewissens, ohnmächtige Wut gegen die eigene Schwäche drückten seinen Geist völlig nieder. Er wagte kaum die Augen aufzuheben, er wagte an das Nächste nicht zu denken — Und er stand vor Triban wie ein zitternd schuldbewußter Knabe vor dem strengen Meister. Es war ihm beinahe tröstlich, ein Unglück, eine Strafe für seine Schwäche zu erwarten; aber nichts rührte sich, die Welt ging gleichgültig ihren gewohnten Gang, und so mißtrauisch der junge Mann nach Unannehmlichkeiten fahndete, so stellte sich nicht die geringste Störung der alltäglichen Ruhe ein.

Allmählich begann Edmund wieder etwas freier aufzuatmen. Konnte denn wirklich das einmalige Ver-

gessen, ein kurzer Augenblick, für die Dauer verhängnisvoll sein? — Vielleicht war dieser Rückfall in frühere Schwäche nur eine freundliche Warnung des Schicksals. Edmund hatte an seiner Reue erfahren, daß jedes Abweichen von dem Wege der Vernunft sich bitter rächt; für diese Erfahrung mußte er dem Himmel danken; denn ohne sie wäre es ihm schwer geworden, auf dem rechten Wege zu verharren. Nun aber hatte er, eindringlich gewarnt, dazu für immer die Kraft.

Solcherlei Gedanken beruhigten ihn denn einigermaßen.

Nun blieb jedoch die Frage, ob Emmy das Geheimnis wahren werde. Auch darüber sich zu trösten, fand er reichlichen Grund. Lag doch das Schweigen durchaus in Emmys Interesse! Einem Bräutigam von der Art dieses strengen und heftigen Unteroffiziers mochte sie schwerlich ihre Thorheiten eingestehen; eine fürchterliche Szene wäre ohne Zweifel die Folge gewesen.

Mit ängstlicher Aufmerksamkeit betrachtete er nun Triban. Aber er konnte nicht die leiseste Andeutung irgend welcher Befangenheit entdecken. Der Mann that mit der gewohnten pflichteifrig-ruhigen Miene seinen Dienst, kein Blick, kein Ton verriet, daß er an etwas Unausgesprochenes dachte, wenn er vor seinem Leutnant stand. Er hielt den Pakt mit großer Gewissenhaftigkeit inne, ja er schien die Ursache dieses Paktes schon völlig vergessen zu haben.

So vergingen zwei Wochen, die dem jungen Offizier wie eine Ewigkeit waren.

Allmählich hatte er seine Ruhe ganz wiedergewonnen. Er befestigte sich in den strengsten Vorsätzen; Emmy nicht wiederzusehen, erschien ihm als eine Lebensaufgabe, der er seine Kräfte widmen müsse; alles andere überließ er dem Schicksal. In dem einen Punkte war er seiner Ausdauer gewiß; die übrigen Beziehungen erschienen ihm einfacher und leichter, seit er sich des unnützen Nachdenkens entschlug. Er lebte wieder, er hatte wieder Hoffnung.



VII.

Seit Claires Hochzeit waren kaum zwei Wochen vergangen, und zuhause hatte man sich längst in die öde Langeweile eingelebt.

Die drei Herren hatten sich sämtlich entfernt; Edmund zum Dienst, die beiden andern jeder auf seine Art Zerstreuung suchend; Frau Frampois blieb zum Abendessen allein.

Es war ihr beinahe unheimlich in dem weiten, leeren Zimmer. Auf dem Eßtische stand eine helle Lampe, das beinah leere Tischtuch glänzte gespensterhaft weiß, während die Ecken des Zimmers in dunklem Schatten lagen.

Frau Frampois hatte bereits abgegessen, sie schenkte sich eine neue Tasse Thee ein und griff nach dem Figaro. Zuerst blickte sie ein paarmal unruhig auf, sie konnte

allerlei Gedanken nicht los werden; ihre Einsamkeit in der Welt, die Fremdheit jener, unter deren Dache sie lebte, kamen ihr immer wieder in den Sinn. — Allmählich vertiefte sie sich jedoch in die Lektüre eines langen Artikels über verschiedene fremde Hofskandale.

Da klingelte die Hausthür. Die alte Dame schreckte zusammen; weder Veraine noch die jungen Leute konnten so früh gekommen sein. — Wie nun aber alles ruhig blieb, nahm sie die Zeitung wieder auf.

Plötzlich öffnete sich die Thür des Zimmers, Claire trat langsam herein.

Die alte Dame sank mit einem lauten Schrei in den Sessel zurück, als hätte sie ein Gespenst erblickt.

„Ich bin es wirklich, erschrecken Sie nicht,“ sagte Claire und näherte sich dem Tische.

Frau Frampois war im Grunde eine nüchterne Natur, sie erholte sich denn schnell von ihrer Überraschung. Aber nun ergriff sie die Sorge. „Um Gotteswillen, was ist Dir?“ fragte sie ängstlich.

Claire hatte sich ihr gegenüber an den Tisch gesetzt, sie schüttelte statt aller Antwort stumm den Kopf.

„Warum kommst Du jetzt schon zurück, um diese Stunde — allein?“ fuhr die alte Dame aufgeregt fort.

Endlich sprach Claire leise: „Lassen Sie mich ausruhen, ich bin so müde. Sprechen will ich später — morgen.“

Auf ihrem Gesichte lag maskengleich eine ernste, medusenhafte Ruhe, unter der doch eine unendliche Trauer

zu ahnen war, wie unter glatter Schneedecke die dunkle Tiefe eines Sees.

Frau Frampois ließ denn auch, unzufrieden und besorgt, von ihrem vergeblichen Fragen ab. Doch ersuchte sie Claire, zu essen.

Claire dankte stumm; nach einer Weile erhob sie sich und sagte: „Ich gehe jetzt zu Bett in meinem alten Zimmer. Und, bitte, verschweigen Sie bis morgen meine Ankunft!“

Das gelobte jene mit vieler Beflissenheit; sie betrachtete sich stolz wie die einzige Mitwisserin eines großen Geheimnisses.

Claire stand am andern Morgen zu der gewohnten Stunde auf und setzte sich als erste an den Kaffeetisch, wie sie es immer gethan hatte, nur daß sie nicht im Morgenrock, sondern im Reisekleide war.

Unterdessen hatte Veraine, nach einem unruhigen Abend, wenig und schlecht geschlafen, daher er sich in einer verdrießlichen Laune befand. Claires Erscheinung versetzte ihn denn auch in geringeres Staunen, als es sonst wohl natürlich gewesen wäre.

Sobald er sich gefaßt hatte, verriet er einen ärgerlichen Zorn; er bemerkte wohl, daß seine Tochter vor ihrem Manne flüchtete, und diesen Schritt erklärte er sich ohne Nachfrage noch Überlegung aus ihrem Eigensinn. Zufrieden, ein Opfer seiner Laune gefunden zu haben, brach er in heftige Worte aus: „Du bist immer verwöhnt gewesen, von Pflichten hast Du keine Ahnung. Alles, was Dir durch den Kopf geht, meinst Du thun

zu können, und es müß dann noch gut und schön sein. Du hast Dich niemals zusammengenommen, trotz aller schönen Reden und trotzdem, daß Du über andere beständig die Nase rümpfest. Was sind das wieder für unerhörte Dinge! Du machst Dich lächerlich, Du blamierst mich mit.“

Claire schwieg auf diese verletzenden Reden, keine Miene zeigte an, daß sie ihr Eindruck gemacht hatten.

Das aber reizte den zornigen Mann noch mehr, und er fuhr fort, mit verdoppelter Heftigkeit zu schelten.

Endlich, als er schon keine Worte mehr fand, äußerte sie langsam, bestimmt und leise: „Papa, ich mußte fort.“

Veraine stutzte einen Augenblick; dann erzürnte er sich schnell wieder, indem er sich die wahrscheinlichen Gründe dieser Flucht vortrug.

Claire erhob sich und wendete sich langsam gegen die Thür. „Papa, Du ereiferst Dich ohne Grund. Wenn ich Dir sage, ich mußte von dem Manne fort, so kannst Du mir glauben, daß ich andere Ursache hatte als thörichte Empfindlichkeit.“

Von dem überzeugenden Tone dieser Versicherung war er doch betroffen. Er hielt seine Tochter an der Thüre zurück und bat sie etwas freundlicher um Erklärung.

Sie aber flehte mit dem Ausdruck eines tiefen, mühsam bezwungenen Leidens: „Gib mir ein wenig Ruhe, ich habe es noch nicht überwunden. Ich habe wirklich noch nicht die Kraft, mich in jene Stunden zu versetzen oder für die Zukunft einen Entschluß zu fassen.“

Damit ging sie zur Thür hinaus; Veraine folgte ihr nicht; er gewahrte plötzlich, daß es ihm selbst innerlich erwünscht war, ihre Eröffnungen noch nicht zu vernehmen; denn der Mensch glaubt stets auf einen unerwarteten Ausweg hoffen zu dürfen, so lange er die Gefahr nicht deutlich erkannt hat.

Er begab sich, doppelt mißmutig, in die Stadt, seinen Geschäften nach.

Gontran war noch nicht aufgestanden, Edmund noch nicht heimgekehrt.

Nun erinnerte sich Claire Ariels.

Sie ging in den Stall. Der Kutscher grüßte verlegen, wie sie an ihm vorbeischritt, gerade auf Ariels Stand zu. Ariel kannte den Schritt der Herrin, und sie wunderte sich, daß er sie nicht, wie sonst, mit seinem kurzen, freudigen Wiehern empfing.

Als Claire auf die leere Stelle blickte, da erschrak sie so heftig, daß sie sich an einem Pfosten halten mußte. Jedoch schnell gewann sie ihre äußere Ruhe wieder, ihre Miene nahm aufs neue die ausdruckslose Starrheit an. — Mit etwas unsicherem Tone sagte der Bedienstete unaufgefordert: „Er ist verkauft, Herr Gontran hat ihn verkauft.“

Claire biß sich krampfhaft in die Lippe; ihre Blässe wurde noch auffallender. Der Mann brachte einige Ausreden vor: das Tier war ja doch alt, man konnte es nicht mehr vor den Leuten zeigen, es wäre vielleicht krank geworden.

Sie achtete nicht darauf und ging in das Haus zurück.

Zufällig begegnete sie sogleich Gontran. Der hatte zwar von ihrer Anwesenheit gehört, zeigte aber eine überraschte Miene, indem er ihr die Hand bot. Ohne den Gruß zu erwidern, sprach sie in ruhiger Haltung, doch mit leise zitternder Stimme: „Du hast mich auch beleidigt. Vergessen kann ich nicht."

Gontran war beschämt und verwirrt, er stammelte Entschuldigungen. Sie hörte nicht darauf. Dann erbot er sich, das Pferd wiederzuschaffen und besann sich angestrengt auf den Namen des Käufers, der ihm entfallen war.

Claire blieb kalt. Sie wendete ihrem Bruder den Rücken und ging davon, ehe er sich ordentlich hatte aussprechen können.

Während der nächsten Stunden konnte sie ihre Gedanken nicht sammeln; sie fühlte nur, daß sie ruhiger und gleichgültiger wurde.

Endlich kehrte der Vater heim; als sie ihn in seinem Arbeitszimmer wußte, eilte sie zu ihm.

Er sah sie unruhig an; sie sprach in völliger Haltung, etwas leise, doch sicher: „Meine Erfahrungen sind abgeschlossen; Du sollst nun wissen, weshalb ich zurückgekehrt bin. — Im ersten Hotel, wo wir abstiegen, wurde er erwartet. Ein gemaltes Weib begleitete uns überall. Von mir zog es ihn zu der."

Veraine erschrak und nahm sich gewaltig zusammen, um seine Bewegung zu verbergen. Ähnliches, wenn auch nicht so Schlimmes, hatte er gefürchtet; selbst depraviert, begriff er ein so schändliches Betragen, das sich nun

unglücklicherweise gegen seine eigene Ehre wandte. Er wußte nichts zu äußern und murmelte nur in ungeschickt beruhigendem Tone: „Ohne Zweifel ein Mißverständnis — es wird sich aufklären, es wird sich aufklären.“

Claire hörte ihm nicht zu und widersprach ihm nicht.

Da wurde zum Mittagessen gerufen. Die Mahlzeit war trübselig genug; ein schwerer Bann lag auf der kleinen Gesellschaft, keines wagte zu sprechen, und Veraine stürzte verdrossen ein Glas nach dem andern hinunter.

Nach Tisch zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück und ließ Gontran rufen. Der unangenehme Zwischenfall lastete widerwärtig auf seinem Sinne; daß etwas geschehen mußte, sah er wohl ein, doch wußte er nicht, wie er zugleich den so begierig erstrebten Vorteil dieser Heirat und vor den Leuten seine Ehre erhalten konnte. Nach der Weise intriganter Personen dachte er ein ihm günstiges Drittes da zu finden, wo nur zwischen zwei Dingen die Wahl war; er ärgerte sich über Haultbras, der ihn in eine so schwierige Lage gebracht, und sah sich doch im Geiste schon wieder versöhnt, nachdem er vielleicht mit neuem Gewinn aus dieser Lage hervorgegangen wäre.

Gontran kam in einer aufgeregten und gewissermaßen kampffrohen Stimmung. Er hatte sich den Unmut seiner Schwester zu Herzen genommen und hoffte sein früheres Unrecht dadurch auszugleichen, daß er entschieden und männlich für sie eintrat. „Überlasse mir die Sorge um Haultbras,“ rief er seinem Vater zu. „Ich werde mit dem Degen in der Hand Erklärungen

fordern; nachher kann man sehen, wie man sich einrichtet."

Veraine war innerlich erfreut, gab sich aber Mühe, davon nichts merken zu lassen. Das Duell war in seinen Augen eine billige Komödie, die höchstens eine Ritzwunde kostete; nachdem dieser ritterlichen Formalität genügt war, mußte leicht eine Verständigung gefunden werden. In den Augen der Gesellschaft hob es gewissermaßen die Familie, daß einer der Ihrigen einen Ehrenhandel mit dem Grafen von Haultbras hatte; die Zeitungen, die Wandelgänge der Kammer mußten Reklame machen für den jungen Helden und seinen Vater. „Ich will nichts gehört haben," sagte er, „so brauche ich Dir keine Hindernisse in den Weg zu legen, wenn Du glaubst, daß es Deine Pflicht ist, Dich zu schlagen."

In diesem Augenblicke wurde ein Telegramm gebracht. Es war an Claire adressiert; sie ließ es jedoch uneröffnet ihrem Vater zustellen.

Das Telegramm enthielt eine kurze und barsche Aufforderung' zur Rückkehr. „Nun, ich antworte ihm darauf," sprach Gontran und ging dann gehobeneen Mutes in sein Zimmer.

Claire erschien äußerlich gleichgültig; und wirklich empfand sie in ihrem Innern eine Leere, aus der eine stumpfe Gleichgültigkeit hervorging. Nur ein Gedanke beschäftigte sie ernstlich: sie wollte sich Ariel wieder verschaffen.

Ohne die Unwahrscheinlichkeit eines Gelingens zu erwägen und trotz der Gefahr peinlicher Begegnungen, begab sie sich in die umliegenden Straßen.

Sie kehrte unverrichteter Sache zurück.

Doch am nächsten Tage ging sie wieder.

Kaum hatte sie sich einige Schritte vom Hause entfernt, so fuhr ihr ein Milchwagen entgegen. Ein alter, abgemagerter Schimmel mit steifen und schmerzhaft zuckenden Beinen trabte langsam, vorsichtig, ängstlich über das glatte Pflaster; die Brust war vom Geschirr aufgescheuert, der Körper starrte von Schmutz und war mit Striemen bedeckt.

Die beiden Freunde, beide Verstoßene, erkannten sich sofort; Ariel spitzte die Ohren, hob mit einem schwachen Wiehern den Kopf gegen die Herrin und wollte nicht vorbeigehen. — Erst als sie sich abwandte und der Führer die Peitsche gebrauchte, setzte sich das arme Tier zögernd, traurig in Bewegung.

Claire hatte sich den Namen gemerkt, welcher auf einem Schilde hinten an dem Gefährt angebracht war.

Noch an demselben Abend bezog Ariel seinen alten Stall. Wer könnte nicht das Gefühl unendlicher Rührung nachempfinden, mit welchem die Herrin ihm dieses Mal seinen Zucker brachte! ....

Gontran hatte unterdessen an Haultbras telegraphiert und auch schon Antwort erhalten. Er war hoffnungslos, als er den weiß-grauen Zettel in Händen hielt. Der Inhalt lautete: „Ich komme heute nach Paris zurück, habe übrigens keine Veranlassung, mit einem Falschspieler zu verhandeln.“

Als der junge Mann einigermaßen wieder zu sich gekommen war, dankte er seinem Schicksal, daß ihn keiner

beobachtet hatte. Er verbrannte das Papier und nahm sich vor, seinem Vater die Nachricht zu verheimlichen.

Diese hochmütige Antwort war vielleicht vernichtend für Gontrans Stellung in der Welt. Aber nur im ersten Augenblick begriff er halbbewußt, daß es sich um das, was seinesgleichen Dasein war, handelte. Der grenzenlose Leichtsinn half ihm schnell über diese drückende Empfindung hinweg Nun fühlte er sich mit Unbehagen und Ärger in einer höchst peinlichen Situation; doch hoffte er, sich daraus zu winden, wenn man ihm nur Zeit ließ. Die Natur seines Vaters regte sich in ihm, des nie um Auskunft Verlegenen; freilich fiel ihm kein rettender Gedanke ein. „Selbstbewußt, selbstbewußt auftreten," wiederholte er sich; und wie er anfing, auf das Selbstbewußtsein zu vertrauen, da hatte er es schon gewonnen.

Daß es auf die Wahrheit der schweren Beschuldigung ankomme, überlegte er keineswegs. Er sah nicht einmal, daß sie zu seinem eigenen Verhalten Beziehung hatte; sie erschien ihm bloß als ein Knüppel, dem Wanderer mutwillig zwischen die Beine geworfen.

Doch war sie begründet; und eben deshalb wendete er, gleichsam aus Instinkt, den Blick von ihr ab.

Wohlwollende und auch interessierte Freunde hatten die Sache vertuschen helfen, seitdem war sie in Gontrans Gedächtnis fast ausgelöscht; ganz vollkommen befreite zwar auch diese leichtsinnige Natur sich nicht von der beschämenden Erinnerung. Eine totgeschwiegene Schuld zuckt bei der leisesten Berührung wie eine elektrisierte

Leiche; und selbst wenn sie keinen Schaden stiftet, so ängstigt sie dadurch, daß sie nicht verwesen will.

Am nächsten Tage hatte Gontran noch keinen Entschluß gefaßt. Der Vater erinnerte ihn nicht; jedermann im Hause verharrte in drückendem Schweigen.

Nachmittags kam ein kurzes Billet von Haultbras an, worin er seine Frau kurz aufforderte, das eheliche Heim in Paris zu beziehen, da er inzwischen zurückgekehrt sei.

Gontran entschloß sich zum Handeln. Er suchte einen Freund auf, dem er die Ursache des Zwistes mit mancherlei Auslassungen und Veränderungen erzählte. Dann bat er ihn, als Zeuge die Forderung zu überbringen; er redete im voraus von Haultbras möglichem Widerspruch, ersuchte den Zeugen um Festigkeit und Geduld; er solle die Verhandlungen nicht aufgeben, selbst wenn der erste Schritt keinen Erfolg brächte.

Der Freund kam nicht nur unverrichteter Sache zurück, sondern wollte auch seinen Auftrag als erledigt ansehen. Denn Haultbras hatte sogleich, ohne Unhöflichkeit, aber sehr entschieden, das Duell verweigert und dem Zeugen bedeutet, er werde gerne noch öfter mit ihm eine Zigarre rauchen, aber nur unter der Bedingung, daß von dieser langweiligen Affaire nicht mehr die Rede sei. Seine Gründe waren nach allen Traditionen vollkommen stichhaltig; der Freund bedauerte, nur schweigen, aber nicht helfen zu können.

Gontran war sehr enttäuscht, denn die Möglichkeit eines Mißerfolges hatte er sich kaum vorgestellt. Jetzt

konnte er nur, indem er entschlossen allein vorging, seinen Gegner aus dem Verstecke locken. Er sandte an Haultbras ein kurzes Billet: „Morgen bis vier Uhr erwarte ich Ihre Zeugen. Wenn ich bis dahin keine Nachricht habe, wird, gleichviel an welchem Orte, meine Peitsche sprechen.“

Eine Antwort kam nicht.

Gontran begab sich zu Haultbras Wohnung; er wurde nicht eingelassen.

Dann irrte er lange auf den Wegen, wo er den verfeindeten Schwager etwa hätte treffen können; es war umsonst; auch im Klub hatte Haultbras sich nicht gezeigt.

So vergingen ein paar schwüle Tage. Gontran war in peinlich niedergedrückter Stimmung; die Seinigen redeten kein Wort von all den Wirren, aber in ihrem Schweigen selbst lag der Ausdruck einer trüben, dumpfen Unsicherheit.

Da erhielt er eine Mitteilung von seinem Klub. Es hieß, man betrachte ihn als ausgestoßen, weil er schuldig befunden sei, im Spiele betrogen zu haben.

Haultbras hatte die Anzeige erstattet.

Dieser Schlag traf den jungen Mann nun sehr hart. Das war der öffentliche Skandal: wer so infam vom Klub verstoßen wurde, hatte in der guten Gesellschaft keinen Platz mehr. Bei aller Leichtlebigkeit konnte Gontran sich den Gedanken nicht aus dem Kopf schlagen; und er, der nicht gewöhnt war, von einer Idee verfolgt zu werden, litt darunter außerordentlich. Er war in der übelsten Stimmung, und er ärgerte sich über alle die anderen, die im Vergleich zu ihm glücklich sein mußten.

Der Vater erkundigte sich niemals, aber er sah ihn mit prüfenden Blicken an, und es schien in diesen Blicken mehr Wissen zu liegen, als das Betragen des alten Herrn verriet.

Gontran fühlte sich krittlich und gereizt; nunmehr wandte er seinen Ärger gegen die Schwester, welche an all seinen Ungelegenheiten zuletzt schuld war. Jedes ihrer Worte, jede Bewegung wurmte ihn, am meisten aber die wunderliche Sentimentalität, die den Bruder ruhig aufgab, um ein altes Pferd zu verhätscheln. Wie er durch den Stall ging, überkam ihn Neid und Haß gegen das unschuldige Tier.

Er befahl dem Kutscher, einen Veterinär zu rufen und Ariel vergiften zu lassen.

Der Mann gehorchte gern, denn er war der Sorge um das nutzlose Vieh längst überdrüssig und glaubte sich beständig Claires Mißtrauen ausgesetzt, so lange es noch im Stalle verweilte. . . . .

Am andern Morgen ging Claire zu der gewohnten Zeit hinab, Ariel seinen Zucker zu reichen. Sie fand ihn auf dem Stroh liegen und freute sich seiner Ruhe; aber sogleich bemerkte sie, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Die Ohren hingen schlaff, er atmete schwer, die Füße zuckten wie in Anfällen eines leichten Krampfes.

Claire sah mit Teilnahme und Besorgnis auf ihren Freund. Sie trat nahe heran, streichelte ihm die mageren Schultern und fühlte, daß sie feucht waren. Nun hob Ariel den Kopf zu ihr hinauf; er blickte auf sie mit

seinen braunen Augen, es lag eine stille, unschuldige Klage in diesem Blicke, wie in dem eines leidenden Kindes.

Da zog Claire plötzlich ein Mißtrauen durchs Gemüt. Sie wandte sich zu dem Kutscher und sprach schnell: „Das ist keine natürliche Krankheit."

Der Mann zuckte stumm die Achseln.

Claire stürmte fort.

Nach einer Viertelstunde kam sie wieder; sie hatte Edmunds Revolver mitgebracht. Von einer liebenden Hand sollte Ariel fallen, nicht von Fremden wie eine Ratte hämisch vergiftet.

Zitternd und mit äußerster Überwindung begab sie sich ganz nahe an das Tier; es lag in heftigen Konvulsionen, Schaum um die Nüstern, in Schweiß gebadet. Sie war leichenblaß und bebte am ganzen Körper, ihre Arme flogen wie die Pendel einer Uhr. Sie versuchte, mit der linken Hand die rechte, die den Revolver hielt, gegen den Kopf des Tieres zu lenken; sie mußte sich furchtbar anstrengen, denn die Hände waren wie Blei. Plötzlich machte das Tier eine starke Bewegung, der Schuß ging los; Claire trat halb taumelnd einen Schritt zurück gegen die hölzerne Brüstung; da erblickte sie gegenüber die Kugel im Holze.

Ariel richtete sich auf den Vorderbeinen in die Höhe; die Augen quollen aus den Höhlen, die Nüstern waren mit Blut verklebt; ein leise pfeifendes Geräusch zeigte das fast unterdrückte Atmen an. Der Hals reckte sich, eine furchtbare Spannung erfüllte den ganzen Körper.

Und dann fiel er plötzlich zusammen, wie ein geborstenes Haus. Noch einige Zuckungen liefen vom Hals über den Rücken und durch die Beine; dann lag Ariel still; er war tot.

In diesem Augenblicke kam Gontran in den Stall. Sein grausamer Befehl war ihm eingefallen, und in einer besseren Minute hatte er sich besonnen. Er rief dem Kutscher zu: „Sie brauchen den Tierarzt nicht kommen zu lassen, ich werde es ihm selber sagen.“

Der andere aber, der sich bei Claires zweitem Erscheinen verlegen entfernt hatte und erst eben zurückgekehrt war, nickte stumm in der Richtung auf Ariels Stand.

Gontran sah die Leiche; nun fuhr er jenen ärgerlich und hastig an: „Zum Donner, habe ich denn gesagt, daß es so schnell sein sollte?“

Ehe Gontran sich noch besinnen konnte, ging seine Schwester an ihm vorüber, bleich aber hoch aufgerichtet; „Mörder,“ rief sie ihm leise zu; es lag ein Meer von Verachtung und des kalten Hasses in diesem Worte.

Wie stark Claire durch den Tod ihres Pferdes ergriffen war, das zeigte sie nicht. Sie redete auch fernerhin kein Wort, und ihre Züge hatten beständig den stummen, starren Ausdruck. So sehr den tiefsten Schmerz ihr Schicksal rechtfertigte, so beunruhigte doch ihr Wesen den Vater wie nicht minder Frau Frampois; denn es schien, als trüge sie sich mit Erwägungen ganz besonderer Art, wo nicht mit verzweifelten Vorsätzen.

Inzwischen äußerte auch Gontran — zum erstenmal in seinem Leben — eine dauernd niedergedrückte

Stimmung. Er ging unruhig im Hause umher mit ernstem, mißmutigem Gesicht, war überaus schweigsam und hörte kaum auf das, was man ihm sagte. Veraines scharfes Auge bemerkte diesen Zustand wohl, der nicht lediglich aus Furcht vor einem Duell hervorgehen konnte.

So machte sich denn der Vater ernste Sorgen, und doch scheute er sich, den Sohn zu fragen. Gern hätte er sich an einen erfahrenen Mann um Rat gewandt, wäre ein solches Ansinnen nicht gar zu beschämend gewesen. Ihm lag mehrere Male vor Edmund ein Wort auf den Lippen, doch sprach er es nicht aus. So lebte er tagelang in dem Zweifel, ob das Duell schon stattgefunden habe, und welches die Ursache von Gontrans tiefer Verstimmung sei.

Unerwartet erhielt er Aufklärung durch einen seiner vielen Neider, der ihm mit höhnischer Höflichkeit über Gontrans Mißerfolge sein Bedauern aussprach.

Die Wirkung dieser Eröffnung auf den streberischen und eitlen Mann war überaus heftig. Nicht daß er für seinen Sohn die innere Scham empfunden hätte; aber er sah sich kompromittiert und damit seine ehrgeizigen Aspirationen vielleicht unheilbar geschädigt. Gontrans Aufenthalt in Paris wurde zu einer Gefahr für die Zukunft, die Vater und Sohn gleichmäßig bedrohte.

Jederzeit fähig, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen, und in seinen Entschlüssen niemals zaudernd, hatte Veraine in einem Augenblick entschieden, daß sein Sohn auf Reisen gehen und lange Zeit nicht heimkehren müsse.

Die Ausführung war nicht minder schnell als der Entschluß. Vater und Sohn hatten eine kurze Szene miteinander; zu Scheltworten, die nun ja doch überflüssig waren, kam es kaum; aber schon am nächsten Tage sollte Gontran sich zur Reise bereit halten.

Ein solcher Ausgang wäre ihm sonst als das größte Unglück erschienen, denn ihm wie seinen Kammeraden war Paris die Welt; allein die letzten trüben Erfahrungen hatten ihn so sehr gebrochen, daß er nicht nur keinen Widerstand leistete, sondern auch kein Bedauern empfand. Er gehorchte mit stumpfer Gleichgültigkeit. Einen Tag lang wurden die Koffer gepackt, Empfehlungsbriefe geschrieben, Gelder in verschiedenen Städten Englands angewiesen; denn nach dem strengen England sollte der leichtsinnige Pariser sich wenden.

Am nächsten Morgen reiste er; die Schwester gab ihm nicht die Hand zum Abschied.

In der Stadt wurde das Gerücht verbreitet, Gontran bedürfe einer Luftveränderung, um sich von einem plötzlichen, schweren Nervenleiden zu erholen .....

Unter all den Wirrnissen der letzten Zeit war Edmund in einer wunderlichen Lage. Weder die Schwester noch der Vater hatte mit ihm gesprochen, doch wußte er im allgemeinen den Zusammenhang der Dinge durch Frau Frampois. Er hätte sich gern über Haultbras redlich entrüstet; aber zu seiner eigenen Verwunderung und Beschämung war er dessen nicht fähig. Seiner Schwäche gegen Emmy unwillkürlich stets eingedenk, bewahrte er im Urteil über die andern eine Art von krankhafter Objek-

tivität, über die er sich dann doch wieder wohlbegründete Skrupel machte. Er sah Claires Schicksal an als einen peinlichen Zwischenfall, von dem er so wenig, wie nur irgend möglich, zu wissen begehrte. Da man ihm nichts sagte, so schwieg er auch; seine Kameraden im Regiment waren taktvoll genug, die Kenntnis, die sie etwa haben mochten, nicht zu verraten. Edmund hatte ein heimliches Gefühl, daß er handeln müsse und doch zur That unfähig sei; indem er nun nicht wußte, was geschah, tröstete er sich, die notwendigen Maßregeln seien wohl schon von anderen ergriffen.

Jedoch wurde diese künstlich erhaltene Selbsttäuschung unmöglich, sobald Gontran abgereist war. Der Vater hielt es auch nicht mehr aus, und er sah die zwingende Notwendigkeit, die begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen.

Er ließ Edmund kommen und berichtete ihm aufs genaueste, was seit Claires Ankunft vorgefallen war. Edmund hörte zu wie ein verlegener Knabe, dem man zum erstenmale von Dingen spricht, die bis dahin von ihm ferngehalten wurden.

Das bemerkte Veraine mit einigem Ärger; etwas ungeduldig sagte er: „Ich habe Dich nicht unnötig mit dieser Angelegenheit gequält und Dich lange genug in Deiner bequemen Unwissenheit gelassen. Jetzt muß etwas geschehen. Willst Du für Deine Schwester eintreten, oder soll ich den niederträchtigen Menschen ohrfeigen?“

„Was soll ich thun?“ stammelte Edmund, klarer Gedanken unfähig.

Nun regte sich in dem Vater der Zorn. „Du fragst so und willst ein Offizier sein? Willst Du denn ebenso ins Verderben gehen, wie es Dein Bruder gethan hat? — Du möchtest schweigen zu diesem Schimpf, an Deiner Schwester verübt? Deine Feigheit würde doch schnell bekannt, und Du würdest infam aus dem Regimente gestoßen werden. Wozu wärest Du dann noch nütze? — Denke doch an Deine Uniform!“

Diese heftige Ermahnung hatte Edmund aufgerüttelt. Er dachte an seine Uniform, und ihn überkam das Gefühl einer stolzen Gehobenheit, welches die kriegerische Kleidung empfänglichen Naturen so leicht mitteilt. „Ja, ich werde Erklärungen von ihm fordern,“ rief er aus, „und einen Offizier wird er nicht so behandeln, wie er den armen Gontran behandelt hat.“

„Was Du thun willst, das thue bald,“ riet Veraine, jetzt freundlich; er hoffte stark auf das Duell, durch das nach seiner Meinung immer noch die heillose Verwirrung sich völlig lösen ließ. Außerdem hielt er sich überzeugt, Haultbras werde einem Offizier gegenüber, der doch die Waffen kennen mußte, jegliche Gefahr zu vermeiden bedacht sein.

Edmund begab sich sogleich auf sein Zimmer, um ein Billet an Haultbras zu verfassen. Es ging ihm nicht leicht von der Hand; seine momentan gehobene Stimmung hielt doch in dem Maße an, daß er das Briefchen in einem Zuge niederschreiben konnte.

Ohne sein Wissen und gegen seine Absicht fiel es allerdings mehr höflich als entschieden aus. Er ersuchte

Haultbras um Auskunft über die Gründe seines Verhaltens gegen die Schwester. Nachdem die Verhandlungen mit Gontran aus Ursachen, die zu erörtern er unterlasse, gescheitert seien, habe er als Nächster das Recht und die Pflicht, die notwendigen Auseinandersetzungen herbeizuführen, von denen er lebhaft ein günstiges Resultat erwarte, und auf jeden Fall ein solches, welches die Ehre aller Beteiligten wahre.

Sobald er das letzte Wort geschrieben hatte, versiegelte er das Schreiben und brachte es, gleichsam vor seinem eigenen Wankelmut fliehend, schnell auf die Post.

Und kaum war er heimgekehrt, so empfand er einen heftigen Rückschlag seiner Stimmung. Nun war das Unwiderrufliche gethan! Er glaubte ganz genau zu wissen, daß Haultbras seinen Brief als eine Herausforderung ansehen werde. Das Duell erschien vor seiner rasch erregten Phantasie: er, wankend, halb ohnmächtig auf den Kampfplatz geschleppt, den Tod vor Augen, den Tod schon im Herzen — und vor ihm der Gegner, hart und unverwundbar wie eine steinerne Bildsäule, die unerbittliche Pistole auf ihn gerichtet — er konnte den Gedanken nicht ausdenken, ein Schwindel erfaßte ihn. — Dann wollte er sich überreden, es sei wohl noch ein gütlicher Ausgang möglich: Haultbras konnte zu seiner Verräterei nicht noch einen Mord auf sein Gewissen laden. — Und wenn er den harten Mann um Entschuldigung bäte, den Brief als eine Übereilung zurücknähme? — Aber würden das nicht seine Kameraden, sein Vater selbst verhindern?

Edmund erschien sich wie ein zum Tode Verurteilter. Er versuchte zu trinken, der Wein rann ihm wie Wasser durch die Kehle, ohne irgend welche Erleichterung zu bewirken. Immer wieder erschien ihm das Bild des Todes. Er sah den Tod, wie er es von den Kindertagen her gewohnt war, als hageren Knochenmann, mit der Sense winkend, dann mit unwiderstehlicher, harter Gewalt die widerstrebende Hand umklammernd; er fühlte sich hinabgezogen in das Dunkle, seine Sinne umnebelten sich.

Gegen Abend hatte er sich ein wenig beruhigt; er begab sich müde und wie zerschlagen zu Bett.

Aber kaum war es dunkel um ihn geworden, so wirbelten ihm wüste Gesichte durch den Sinn; er glaubte, der Tod trete mit grausamem Erbarmen schon jetzt an ihn heran, sein Herz stockte, ihm fehlte der Atem, ein grausiges, dunkles und leuchtendes Flimmern betäubte das Bewußtsein.

Endlich entschlief er doch. Er wälzte sich unruhig auf seinem Lager, die Zähne rieben sich knirschend gegen einander, ein wimmerndes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Da erwachte er plötzlich. Tausend Gespenster drängten sich um ihn in der Dunkelheit, das übermenschlich Gewaltige kämpfte mit seiner schwachen Natur; er sah sich verloren, vernichtet; und doch atmete er noch, doch empfand er den verzweifelten Widerstand des Lebens gegen die Vernichtung.

Am andern Tage hatte Edmund Dienst; er mußte sich krank melden.

Den ganzen Tag über verfolgte ihn die fürchterliche, lähmende Angst vor dem Tode; manchmal glaubte er, der Wahnsinn wolle ihn mild unter seine Flügel nehmen; aber immer kehrte die Kraft der Verzweiflung wieder; „leben! leben!“ schrie jede Faser in ihm.

Spät nachmittags endlich gelangte ein Brief von Haultbras an. Es war Edmund wie dem Verbrecher, der die Guillotine erblickt; seine Sinne schwanden. Er öffnete mechanisch den Umschlag, er las das Papier durch und las es wieder; erst nach vielen Minuten hatte er begriffen.

Es lautete aber folgendermaßen: „Über mein Thun Ihnen Auskunft zu geben, habe ich weder Zeit noch Lust; Sie müssen es eben als selbstverständlich und richtig betrachten. Habe ich Ihnen nicht schon öfters gesagt, daß ich für Ihresgleichen ein Sahib bin? Denn Sie sind nur ein armseliger Pariah. Es gefiel mir, Sie aus der Verlegenheit zu reißen bei einem Streit, wo Sie den kürzeren gezogen hätten. Morgen trete ich eine Reise nach Rußland an, und Sie dürfen erzählen, daß ich vor Ihrer Degenspitze ausgewichen bin. Das ist mein zweites Geschenk für Sie; ich glaube, Sie können mich in aufrichtiger Dankbarkeit verehren.“

Edmund atmete jubelnd auf, wie wenn ihm seine Begnadigung verkündigt wäre.

Er wies dann den Brief seinem Vater vor. Dieser war auch sehr zufrieden; nachher beeilte er sich, in der ganzen Stadt zu erzählen, Haultbras fliehe nach Rußland vor einem Duell.

Aber ihm begegnete nur spöttisches Kopfschütteln, so daß er bald einsah, es sei besser zu schweigen.

Veraine gedachte nun die Ehescheidung durchzusetzen, doch davon wollte Claire nichts wissen, und auch Haultbras, den man auf Umwegen angegangen hatte, lehnte jedes Entgegenkommen ab.

Da entschloß sich Veraine, den Grafen durch Großmut zu beschämen. Er ließ Haultbras Anwalt den noch fälligen Teil des Heiratsgutes auszahlen; und der Graf nahm an.

Allmählich schien die Ruhe wieder ins Haus einzuziehen; aber Claire verharrte in ihrer tiefen, stummen Traurigkeit und machte damit ihrem Vater Sorge. Er hielt eine Zerstreuung, eine Reise für nützlich; doch selbst die Tochter zu begleiten, hatte er keine Zeit, und in Frau Frampois Gewandtheit setzte er wenig Vertrauen.

Da hörte er einmal, daß Claire vom Kloster sprach. Er erschrak, denn er wußte wohl, wie schwer sie von einem ernstlich erfaßten Vorhaben abzubringen war.

Deshalb ließ er dem keimenden Plan nicht Zeit, sich zu entwickeln, er drängte mit Entschiedenheit auf die Entfernung. Man erinnerte sich einer alten Verwandten, die einsam auf dem Lande lebte; bei der sollte Claire die Herbstmonate verbringen.

Wider Erwarten schnell ging das oft so eigensinnige Mädchen auf diesen Plan ein. Sie packte stumm ihre Koffer, sie fuhr mit gleichgültiger Miene fort; welche besonderen Gedanken sie mitnahm, konnte keiner erraten.

VIII.

Triban verhielt sich vor seinem Leutnant noch immer korrekt, aber er zeigte eine auffallende Heiterkeit und einen ungewohnten Leichtsinn in seinem Wesen. Diese Veränderung bemerkte Edmund wohl; er empfand eine stille Beklemmung, da er das Verhalten des anderen stets auf sein eigenes Schicksal deutete.

Schon bald wurde ihm die Ursache klar durch einen Brief Emmys.

Es gab nun ein großes Geheimnis unter den drei Menschen, und das knüpfte sie um so fester an einander, da mit dem Zweifellosen das Ungewisse sich vereinigte.

Edmund war in einer sonderbaren Verfassung; seine Aufregung blieb immer bestehen, wechselte aber dem Sinne nach. Bald glaubte er an die ihm zugeschobene Vaterschaft, bald hielt er sie für gänzlich ausgeschlossen. In dem einen Falle empfand er eine furchtbare Beunruhigung des Gewissens und zugleich doch wieder einen unerklärlichen, kindischen Stolz; in dem andern fühlte er sich beschämt als schuldiges Opfer fremder Hinterlist.

Nun verbarg Triban allmählich nicht mehr eine triumphierende Miene. Er sagte jedoch einige Zeit lang nichts; endlich ging er Edmund um ein Darlehen an, und hatte dabei Mühe, ein selbstbewußtes Lächeln zu unterdrücken.

Der junge Offizier, der sich nun auf den Pakt nicht mehr berufen konnte, gab ihm bestürzt und hastig das Verlangte.

Die Szene wiederholte sich öfter; Triban redete zwar nie anders als in höflichen Ausdrücken und in korrekter Haltung; aber seine Bitten wurden immer bestimmter, seine Forderungen immer größer.

Edmund richtete sich ängstlich im voraus ein auf diese Angriffe; er trug immer eine bedeutende Summe Geldes mit sich.

Zuletzt wurde ihm die Ausgabe schwer; was er sich von seinem sehr bedeutenden Taschengelde erspart hatte, ging längst auf die Neige; er mußte schon den Vater unter nichtigen Vorwänden um außerordentliche Zuwendungen bitten.

Mit ungewöhnlicher Selbstbeherrschung verrichtete der Unteroffizier trotz so mancher zerstreuenden Gedanken seinen Dienst pünktlich und aufmerksam.

Dennoch konnte er dem Kitzel des Triumphgefühls nicht ganz widerstehen. In der Kantine zahlte er öfter ein Glas; während der freien Zeit besuchte er die Wirtshäuser; er verlangte oft Urlaub und gab sehr viel Geld aus.

Diese Verschwendung entging dem Hauptmann nicht; da Triban hin und wieder mit den wenigen Einjährig-Freiwilligen des Regiments zu thun hatte, so war nur aus deren Einfluß seine ungeregelte Lebensweise zu erklären.

Die Einjährigen erhielten eine sehr derbe Strafpredigt, die sie, des Widerspruchs beraubt, verwundert entgegennahmen; Triban selbst wurde in wohlwollendem Ton und nur leichthin verwarnt.

Einige Tage lang war er vorsichtiger; als er dann jedoch von Edmund eine größere Summe erhalten hatte, brach der Übermut aufs neue durch.

In der Nacht überschritt er seinen Urlaub und kam angetrunken heim.

Für diese Übertretung sollte er einige Tage Arrest verbüßen. Die Strafe kränkte seinen Stolz auf das empfindlichste, er wollte ihr um jeden Preis entgehen. Ein Ausweg bot sich zwar kaum; das einzige Mittel, welches allenfalls noch Erfolg haben konnte, war, sich des eingeschüchterten Offiziers zu bedienen.

Auf einigen Widerstand gefaßt, redete Triban zu seinem Leutnant sogleich in drohendem Tone. „Die Strafe muß rückgängig gemacht werden,“ sagte er. „Ich selber kann nichts dafür thun, Sie müssen für mich ein Wort einlegen. Hören Sie, Sie müssen, sonst giebt es Streit zwischen uns und für Sie einen Skandal, den Sie bitter bereuen werden.“

Edmund, fassungs- beinahe bewußtlos, versprach zu thun, was in seinen Kräften sei. So streng fordernd war jener noch nie aufgetreten, da die Verhältnisse seinen höflichsten leisen Worten einen genügenden Nachdruck verliehen.

Edmund hatte eine fürchterliche Angst, es war ihm, als gälte es, sein eigenes Leben zu retten und nicht nur einen schuldigen Militär von der Strafe freizumachen.

Er suchte, sobald er konnte, den Obersten auf.

Dieser sah wohl die Erregung des jungen Offiziers; jeden anderen hätte er in solcher Haltung abgewiesen;

aber seinen besonderen Schützling Veraine hörte er geduldig an.

Edmund brachte mit stockender Stimme einige Ausflüchte vor: die bisherige untadelhafte Aufführung Tribans, die Gefahr, daß er, durch eine solche Strafe tief verletzt, am Ende ganz verwildern werde, der Eindruck auf die ohnehin neidischen, minder tüchtigen Unteroffiziere.

Der Oberst glaubte an eine bloße Regung des guten Herzens, er widersprach Edmund freundlich und verwies auf die Disziplin als auf die erste Pflicht des Soldaten wie des Vorgesetzten. Schließlich gab er jedoch Edmunds ängstlichen und traurigen Blicken nach. „Wenn Ihnen die Sache so sehr am Herzen liegt, soll der Mann für dieses Mal noch frei ausgehen.“ Wie um sein eigenes Gewissen zu beruhigen, setzte er hinzu: „Um Gotteswillen, vor allen Leuten den Mund halten! Und daß mir so etwas nicht wieder passiert; ein zweites Mal kann ich Ihnen den Gefallen nicht thun.“

Triban sprach nicht ohne Anflug von Hohn seinen Dank aus.

Die Offiziere redeten verwundert über die Begnadigung, welche von diesem Obersten keiner erwartet hatte; am Ende erklärte man sie sich als eine besondere Rücksicht auf die Rettungsmedaille.

Edmund war wie verzweifelt, eine furchtbare Beschämung drückte ihn nieder. Er vergaß jetzt die einzelnen Thatsachen, die sein Leben beschwert; das Leben selbst schien ihm zusammengebrochen unter einer ungeheuren Last. Er wollte seinen Abschied nehmen;

aber sich aufzuraffen, hatte er nicht die Kraft; er lebte wie in einem dumpfen Träumen dahin, und nur zuweilen steigerte sich seine Verwirrung bis zu einem plötzlichen, übermächtigen Anschwellen des geistigen Schmerzes; so daß er in der Furcht des Wahnsinns sich nach dem Kopfe griff, vergebens auf einen erlösenden Weinkrampf harrend. . . . . .

So saß er eines Nachmittags mißmutig, verzweifelt in seinem Zimmer, als ihm ein Besuch gemeldet wurde. In seiner Gereiztheit fürchtete er ein Unglück und war daher froh enttäuscht, als er Felix Rodart eintreten sah. Das sonderbare Neidgefühl gegen den jungen Dichter hatte sich verloren; vielmehr empfand Edmund in seiner erneuten inneren Not eine Sehnsucht nach ihm und nach einem Trost, der von ihm ausgehen sollte.

In Rodarts Zügen verriet sich eine stille Aufregung. „Verzeihen Sie mein unangemeldetes Erscheinen,“ sagte er, „seit langer Zeit drängt es mich, vor Ihnen mich auszusprechen; und sodann wollte ich Sie um einen bedeutenden Dienst bitten.“

„Keine Überraschung hätte mir erwünschter sein können,“ versicherte Edmund aufrichtig, indem er einen Stuhl bot. „Ich entsinne mich noch genau unserer ersten Unterhaltung; jedes Wort ist mir wiederholt durch den Sinn gezogen.“

Der andere seufzte tief, wie auf einen Entschluß vorbereitet: „Ich werde von keinem Menschen begriffen und kann doch die Last meines Zustandes nicht länger allein tragen. Sie nur fühlen meine Qualen nach; ich

habe es Ihnen sofort angesehen; und ich kann mich nicht getäuscht haben, weil Sie der einzige sind, von dem ich das zu sagen vermag."

„Leider kann ich Ihnen wenig nützen, denn auch mich verfolgen Zweifel und Mißgeschick. Eher könnte ich mich an Ihren Leiden aufrichten, die soviel höherer und edlerer Art sind. — Sie aber sind befreundet mit dem Doktor Deroge; sein Rat hat Ihnen vielleicht besseren Wert."

„Doktor Deroge ist ein edler Freund," versetzte jener mit Betonung. „Er weist mich nicht ab, er sucht zu erkennen, er verschmäht es, mich nach einem falschen Maßstab zu beurteilen. — Und doch kommen wir einander nicht ganz nahe, weil ich seiner nicht sicher bin. Denn er übt an mir einige Zurückhaltung, und der Arzt steckt noch zu sehr in ihm, als daß er völlig auf die banalen Einwendungen verzichten sollte, die anderen so geläufig sind. Ich glaube, er forscht an mir, gelangt aber noch nicht zu einem bestimmten Urteil."

Edmund bemerkte: „Ich irre in einem Labyrinth, von dem ich keinen Ausgang sehe. Für Sie aber giebt es einen Weg zum Heil — allerdings nur einen: der Erfolg. Ein rechter Erfolg würde Ihnen Ärzte und sogar teilnehmende Freunde überflüssig machen."

„Der Erfolg steht vor mir wie eine unabweisbare Notwendigkeit; und er ist doch — unmöglich."

„Sollten Sie nicht das Schwierige mit dem Unmöglichen verwechseln?"

„Nein, wenn ich hoffen soll, so muß ich auf ein Wunder hoffen. — Ich fühle es, ich weiß es, daß ich recht eigentlich ein Dichter bin und nichts als ein Dichter; aber ich bin es wiederum zu sehr, als daß ich mein Heiligtum zugänglich machen könnte.“

„Sie denken an die Schwierigkeit, das auszudrücken, was Sie zu sagen hätten?“

„Ach, die Sprache! Ich kann ja auch Verse machen, wenn ich mich überwinde; es ist eine Arbeit wie Holzhacken.“

„Wagen Sie den einzigen Schritt, der Sie Ihrem Ziele näher bringen kann: erfinden Sie sich eine Sprache! Machen Sie sich los von der festumschriebenen Bedeutung der Worte, wirken Sie durch Klang, Anknüpfung und Gegensatz, geben Sie ferne Bilder, die Ihr Gedachtes andeutend wiederspiegeln.“

Edmund erschien sich selbst in diesem Moment als ein Dichter, er glaubte sich einer Klarheit teilhaftig, die ihn über seine alltägliche Natur hinaushob.

Beide schwiegen eine Weile, dann sprach Rodart traurig: „Leider kann mir dergleichen nicht genügen, und wenn es aufs äußerste verfeinert wäre. — Sehen Sie,“ fuhr er leiser fort, wie man ein tiefes Geheimnis enthüllt, „es giebt keine Brücke zwischen mir und dem Verständnis der Menschen. — In ihr Bewußtsein gelangt nur, was die groben äußeren Sinne vermitteln; ich aber nehme auf andere Weise wahr. Die Welt bietet sich mir freilich auch als die plumpe Erscheinung, welche die äußeren Sinne beunruhigt; jedoch zugleich

sehe ich in jedem Dinge sein Wesen, wie es noch immer bleibt, wenn man Form, Farbe, Härte wegnimmt. — Das ist geistigste Natur, unabhängig von Zeit und Raum, Einheit und Trennung. Doch habe ich selbst kein Bewußtsein von dem Organ, welches diese zartesten Eindrücke aufnimmt."

Vor solcher Überschwenglichkeit bemächtigte sich Edmunds einige Verwirrung. „Und empfinden Sie das deutlich?" fragte er.

„Nein, zumeist nur getrübt oder auch vermischt mit den Elementen der gewöhnlichen Anschauung. Und eben, weil beide Anschauungen nicht rein gesondert sind, deshalb läßt sich so schwer von einer in die andere übersetzen."

Edmund versuchte zu folgen, aber es wurde ihm unbehaglich in dieser schwindelnden Höhe. „Von Ihrem Zustande habe ich wohl eine entfernte Ahnung, doch mich darein zu versetzen, fehlt mir die Kraft."

„Behüte Sie das Schicksal vor einer solchen Entwickelung zum Übersinnlichen," rief der andere aus; „oder wenn es doch einmal sein soll, dann sei es bis zur Vollkommenheit. — Eine Person weiß ich, die jene geistige Empfänglichkeit in vollendetem Grade besitzt; sie kann vielleicht geben, was mir fehlt, sie kann mir gewiß eine wahre Kenntnis meines Zustandes verschaffen. Helfen Sie mir, Frau von Liardi zu sehen."

„Wie, die Somnambule?"

„Ihr ist die höchste Einsicht gegeben, die je ein Mensch erreicht hat; sie weiß alles."

Dieses unbeschränkten Vertrauens war Edmund nicht fähig, ja, er stutzte davor, wie vor einer Ungeheuerlichkeit; wie wohl das Geheimnisvolle in dem Wesen der Hellseherin ihn schon ernstlich beschäftigt hatte. Doch widersprach er dem begeisterten Jüngling nicht, ja, er ließ sich von ihm beeinflussen, wie man ohne Nachdenken den Weisungen eines genialen Mannes folgt, deren Sinn und Zweck man nicht erkennt.

„Ich weiß," sagte Rodart, daß Frau von Liardi Männer nicht sehen mag, ich weiß aber auch, daß sie um meinetwillen eine Ausnahme zugestehen wird, wenn Doktor Deroge sich für mich verwendet. — „Sie aber können ihn eher um einen solchen Dienst angehen, als ich; denn Ihnen gegenüber ist er unbefangener."

Von dem lebhaften Wunsche des anderen war Edmund sogleich hingerissen und achtete nicht mehr auf seine heimlichen Zweifel. Einem tiefen Geheimnis gegenüberzustehen, reizte seine Phantasie aufs äußerste; zugleich hoffte er, für sich von der Zauberei Aufklärung, Trost und jenen Blick in das Unerforschliche zu erlangen, nach dem jedes Menschenherz sich sehnt, solange es schlägt. — Zwar wußte er nicht, ob Deroge ihm willfahren werde, doch versprach er, alle seine Beredsamkeit aufzubieten.

Rodart zweifelte an dem Gelingen nicht; er schied mit herzlichem Dank und froher, als er gekommen.

Edmund verblieb noch einen Augenblick in der ungeheuren Spannung, die seine geistige Erschlaffung so plötzlich unterbrochen hatte. — Aber dann kam sogleich der Rückschlag, und er versank um so tiefer wieder in

seine mißmutige, zerrissene, selbstquälerische Stimmung. In einem Gefühl ärgerlichen Neides wollte er jene Phantasien bespötteln; doch das gelang ihm nicht. Vielmehr standen sie vor seinem inneren Auge jetzt doppelt erhaben und gewaltig, und durch den Gegensatz erschien ihm sein eigenes Wesen um so kleiner. Er empfand etwas wie Haß gegen denjenigen, den er noch vor wenigen Augenblicken gern liebend an sein Herz geschlossen hätte; sein Gefühl glich der Wut, mit welcher vergängliche Menschen einen Unsterblichen, der doch ihresgleichen wäre, betrachten würden. Mit einer leidenschaftlichen Wollust trug er sich alle die Schwächen, Inkonsequenzen und Irrtümer seines Lebens vor; wie ein Geizhals im Golde, so wühlte er in der Selbstverachtung; dann kam ihm der Gedanke, diese Fülle der Niedertracht von sich zu werfen; er wünschte zu sterben.

Einen Augenblick rührte er sich an seinem eigenen Ende; darauf überkam ihn wieder das fürchterliche Todesgrauen. Es berührte ihn wie ein eisiger Hauch, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne, sein Geist lag in einer schrecklichen, wachen Erstarrung.

Damit hatte jedoch diese Krisis des Gemüts ihren Gipfelpunkt erreicht.

Edmund wurde ruhiger und müde, er sah nach der Uhr, es war noch nicht eine Stunde verflossen, seit er mit Rodart über so wunderliche Dinge geplaudert hatte. Und nun schienen ihm plötzlich jene ausschweifenden Phantasien ganz natürlich, wie ein langgewohnter Besitz; sie

hatten am Ende doch eine Art von ruhiger Ergebung hinterlassen.

Gleichmütig erinnerte er sich jetzt seines Versprechens und machte sich sofort auf den Weg zu Deroge.

Unter dem Gehen fiel ihm ein, daß er [illegible] würdigen Freund seit langem unhöflich gemieden habe. — Und dann erinnerte er sich dunkel der Ursache. Jener hatte ihm den Weg zu seinem Heil gewiesen, er aber hatte nicht die Kraft gefunden — „ich muß Deroge sprechen, und ich werde mich sehr vor ihm schämen,“ wiederholte er sich mechanisch im Geiste. Das voraus empfundene Peinliche der Situation sah er wie eine gerechte Strafe an; er blickte mit einer sonderbaren Schadenfreude gegen sich selber auf diese neue Demütigung.

Eine Viertelstunde später stand er vor Deroge. Und da überkam ihn denn eine kindliche Ergebung. Er fühlte sich gering, aber nicht beschämt vor dem überlegenen Manne. So bat er beinahe unbefangen um Entschuldigung, weil er wohlbedachtem Rate nicht gefolgt sei.

„O, darum hättest Du nicht fern zu bleiben brauchen,“ versetzte der andere heiter mild, „und es ist für mich kein Kompliment, daß Du auf meine Empfindlichkeit Rücksicht nehmen wolltest. Empfindlichkeit ist der Stolz der Minderwertigen — übrigens weiß ich ja, daß Du Dein Versprechen nicht halten konntest.“

„Gern hätte ich es gethan, und es wäre für mich das Beste gewesen,“ sprach Edmund leise.

„Du konntest eben nicht; waren die Umstände zu mächtig, oder war Dein Wille zu schwach — beides kommt

auf dasselbe hinaus, nämlich auf ein unüberwindliches Hindernis."

Sie saßen wieder, wie einst so oft, neben einander auf dem alten, schwarzen Sofa. Das stille, reinliche, dämmerig-dunkle Zimmer erschien Edmund feierlich wie eine Kirche, er geriet immer wieder in die Stimmung eines Beichtenden.

Nun erwartete er, Deroge werde nach der Fortdauer seiner Beziehungen zu dem Mädchen fragen; er überlegte sich, welchen Eindruck das Geständnis jenes Umstandes hervorbringen werde, der ihn jetzt doppelt an sie fesselte.

Deroge schwieg.

Dann dachte Edmund an sein unmännliches Verhalten in der Angelegenheit der Schwester; auch dafür hatte er Tadel verdient, wenngleich der hochsinnige Freund die triviale Begründung eines gesellschaftlichen Schimpfes nicht anerkennen mochte.

Endlich brach Deroge das Schweigen. „Ich sehe es Dir an, daß Du klagen möchtest. Um Deiner eigenen Ruhe willen unterlasse es; ich könnte Dir ja doch nicht helfen. — Du handelst anders, als Du handeln möchtest und solltest; das ist ein Zwang, der sich durch Einsicht keineswegs beseitigen läßt. Hoffe in die Zukunft!"

„Was kann ich mir nach meinem gegenwärtigen Zustande für später versprechen?" murmelte Edmund.

„Wer weiß?" erwiderte Deroge beinahe feierlich, „und zudem ist das Leben ja kurz. Im äußersten Falle

läßt sich wohl nach dem Ende noch auf eine Entschädigung hoffen."

„O, sprechen Sie mir nicht vom Tode," rief der junge Mann abwehrend. „Ich hätte ihn mir in meiner Verwirrung so oft wünschen dürfen, und doch zittere ich vor ihm in einer Feigheit, die mich aufs tiefste beschämen muß. — Wehe mir, wenn ich ernstlich auf die Probe gestellt würde! Ich habe schon jetzt die Probe nicht bestanden. Immer verfolgt mich das Bild des Todes; ich wende scheu den Blick ab, aber ich fühle seine Allgegenwart an dem Krampf meines Herzens, an einer namenlosen Angst, die jede andere Empfindung lähmt. — Soll ich dem Tode aber ins Angesicht schauen — o, erlassen Sie mir die Schilderung dieser Qual! Durch alle Tiefen der Gemeinheit waten, einer wimmelnden Hölle sich in den Rachen werfen — das ist Seligkeit, verglichen mit diesem Schrecken."

„Ich habe immer gedacht," sagte Deroge ernst, „die Natur sei dem Menschen eine besondere Entschädigung schuldig, weil er das einzige Wesen ist, welches den Tod schon im Leben kennen muß. — Du fürchtest Dich mehr vor dem Bilde Deiner Phantasie, als vor der Sache selbst; diese Art von Feigheit kann körperlichen Ursprungs und vorübergehend sein. Übrigens ist Mut in dem gemeinen Sinne die niedrigste aller Tugenden, da er sich schon durch Branntwein künstlich erzeugen läßt. Das Ziel aller Kultur muß ein Zustand sein, wo keiner Ursache hat, auch nur die ästhetische Abneigung gegen äußere Gefahr zu überwinden."

Mehr noch der Ton als der Inhalt dieser Rede hatte Edmund in eine ruhigere, zufriedene Stimmung versetzt. Deroge aber redete weiter: „Aus allem, was ich Dir sage, magst Du ersehen, wie innig mein Interesse an Dir hängt. Zu Dir zieht mich ein aufrichtiges, wenn auch nutzloses Mitleid, ebenso wie zu Rodart und zu meiner Freundin Liardi."

Edmund erinnerte sich plötzlich seines wunderlichen Besuchers und des Versprechens, an das er eben nicht gedacht hatte. Doch, sich zurückhaltend, sagte er nur: „Ach ja, die Liardi! Können Sie mir im Ernst versichern, daß Sie an die Wahrheit ihrer Aussagen glauben? — Sie sagten es einmal im Hause meines Vaters beim Mittagessen; aber vielleicht galt es Ihnen nur, eine Freundin zu verteidigen."

„Ich glaube wirklich und fest daran," erwiderte Deroge mit Überzeugung.

„Aber wie ist das möglich?"

„Wer könnte in diese tiefsten Geheimnisse dringen? Ihre Wissenschaft beruht auf einer Wahrnehmung ganz eigener Art, von der sich die meisten Menschen nicht einmal eine Vorstellung machen können."

„Wie sehr muß eine solche Gabe nicht beglücken!" rief Edmund aus. „Sie erhebt ihren Träger in eine Höhe, wo er den seligen Geistern sich gleich fühlen darf."

„Wenn er nicht doch auf der Erde bliebe," meinte bedenklich Deroge. — „Ich kenne, ich bewundere und verehre diese merkwürdige Freundin. Sie verdiente das höchste Glück, denn ihr Charakter enthält nichts außer

der reinen Güte. — Aber ich weiß auch, welch schwere Last sie trägt an ihrer geisterhaften Sensibilität. — Kannst Du Dich in den Zustand eines Menschen denken, der gezwungen ist, das Innerste aller Dinge, aller menschlichen Herzen zu sehen, die ihn umgeben? Wirst Du es begreifen, daß ein solcher in die Einsamkeit flüchtet, daß sogar ein kurzer und gleichgültiger Besuch ihn leiden macht? — Madame de Liardi erträgt eigentlich nur mich, vor anderen Menschen muß sie sich Gewalt anthun, und sonderbarerweise zumal vor Männern. Sollte ein tieferer Unterschied zwischen den Geschlechtern walten, als wir ihn ahnen?"

Jetzt erst erzählte Edmund von seiner Unterredung mit Rodart und von dem übersinnlichen Eindruck, den dieser von der Welt zu empfangen behauptete.

Deroge hörte eifrig zu und wiederholte mehrere Male: „Ja, es ist das, es ist das!"

Nun kam Edmund endlich auf seine Bitte; aber der andere äußerte Bedenken. „Ich weiß nicht, ob sie sich dazu entschließen wird, und ich darf ihr auch kaum eine solche Anstrengung zumuten. Was Rodart betrifft — dem kann ein solches Experiment nicht mehr schaden, vielleicht nützen. — Aber Du lebst noch in einem natürlicheren Gedankenkreise, und Du würdest durch überschwengliche Eindrücke Deine Verwirrung wahrscheinlich schlimmer machen, die Du zu beruhigen hofftest."

Inzwischen war durch die vorbereitenden Reden des jungen Mannes Wunsch mächtig erregt worden. Deroge gab den dringenden Bitten endlich nach, indem seine

eigene Lust an der Beobachtung sich heimlich mit ihnen verbündete. „Gut,“ sprach er, „habe einige Geduld; ich werde Dich rufen, wenn Du empfangen werden kannst.“



IX.

Die überschwenglichen Eindrücke, die Edmund in den Gesprächen mit Rodart und mit Deroge gewonnen, blieben nicht ohne bedeutende Wirkung auf seinen Geist. Seine verzweiflungsvolle Unruhe war geschwunden, er fühlte sich aus seinen Zuständen, ja gewissermaßen aus sich selbst herausgehoben und betrachtete das Nächstliegende wie von einer fernen Höhe; es war natürlich, daß ihm da nun alles anders und zumal weniger bedrohlich erschien.

Gelassen begab er sich wieder zu Emmy, und bei der ersten Begegnung war seine Verlegenheit fast geringer als ihre. Wie ein Prophet in die Hütte einer Verworfenen tritt, seine Reinheit bewahrend, so glaubte Edmund nun ohne Schaden für seine Ruhe das unwürdige Mädchen besuchen zu können. Er zeigte denn auch ein stilles Selbstbewußtsein, das sie in Erstaunen versetzte.

Allmählich zwar verirrten sich seine Gefühle, eine verborgene, uneingestandene und auch unerkannte, dabei doch stets gegenwärtige Neigung fesselte ihn an diese Person.

Und darauf gedachte er des Kindes, das sie erwartete. Er freute sich über das bevorstehende Ereignis; aber als er seine Freude bemerkte, stutzte er plötzlich.

Wieder drohte ihm ernstliche Verwirrung; da gelang es ihm noch, sich in die Höhe überspannter Illusionen zu retten. Er gebärdete sich als ein uninteressierter Wohlthäter.

Er fragte nach Emmys Wünschen, und sie war auf's äußerste überrascht; jedoch um Antwort zeigte sie sich durchaus nicht verlegen.

Vor allen Dingen wünschte sie sich eine andere Wohnung. Ihr Zimmer war schlecht gelegen und auch zu eng für zwei Insassen. Ein anderes Quartier hatte Emmy schon angesehen, aber freilich bindende Zusage nicht geben können, weil der Preis zu hoch war.

Diesem Begehren ließ sich ohne große Opfer abhelfen, Edmund war gewissermaßen erfreut, daß sie es vorbrachte. Er übergab ihr sogleich die Miete für mehrere Monate und fragte, ob er ihr für den Umzug irgend welche Hilfe beschaffen solle.

„Meine paar Sachen sind schnell hinübergebracht," meinte Emmy, „und dann traue ich den Leuten nicht; sie nehmen mir am Ende das Beste weg."

Schon am nächsten Abend wollte Emmy in dem neuen Zimmer schlafen. Edmund empfand große Befriedigung über ihre Freude und den Nutzen, den er so bequem stiften konnte; er vergaß für den Augenblick überhaupt, daß sein Verhältnis zu ihr jemals auf einer anderen Grundlage beruht habe, als auf der wohlthätigen

Unterstützung einer redlich, aber kümmerlich sich durchs Leben schlagenden Frau.

„Du bist ein guter Kerl!“ rief sie aus. „Charles hat mir nie etwas geben wollen; und ich weiß doch, daß er von Dir viel Geld für mich bekommen hat.“

Edmund errötete. „Wenn Dein Bräutigam Geld hat, so hebt er's vielleicht auf für die Zukunft,“ sprach er, etwas stockend.

„Ach was, Zukunft!“ erwiderte Emmy. Darauf besann sie sich und meinte nachdenklicher: „Es wäre schon möglich. Er hat eine Natur wie ein Wucherer. Vielleicht legt er das Geld auf Zinsen und gründet sich später ein Geschäft damit; ich sage Dir, der wird eines Tages noch ein reicher Mann.“

„Und Du?“ bemerkte Edmund.

„Ah,“ rief sie lachend, „Du glaubst wohl, daß er mich heiratet. So dumm ist er nicht. Wenn er noch ein paar Jahre wartet, kann er wohl eine reiche Krämerstochter haben.“

„Aber das Kind?“

„Ja, das kommt ihm gerade recht. Es ist doch Dein Kind, deshalb will er nichts mehr von mir wissen.“

Edmund erbleichte, er fühlte, wie sich sein Herz zusammenzog. Er hatte stets absichtlich die Augen geschlossen vor seinem Verhältnis zu Triban; vor seiner eigenen thörichten Schwäche, die sich grundlos ohne Widerstand dem brutalen und nicht einmal durchaus selbstgewissen Ausbeuter unterwarf; vor der Treulosigkeit, die jener hinterlistig Mensch zugleich nach der andern

Seite üben konnte. Nun fiel ihm das alles mit furchtbarer Wucht auf die Seele. Einen Augenblick fürchtete er für seine Fassung; aber die fortdauernde Spannung und Überspannung seines Gemüts war noch stark genug, um diesen Stoß aufzunehmen.

Er hatte an das Kind immer nur gewissermaßen als an eine Frage, ein Ding ohne reale Existenz gedacht, wobei denn unbewußt die Überzeugung waltete, das unwillkommene Wesen werde schließlich anderen zur Last fallen. Aus dieser Illusion fühlte er sich schmerzlich aufgerüttelt; und eben nur die sonderbare Zerstreuung, die in seinem Gemüte noch fortbestand, verhinderte eine überwältigende Konzentrierung dieses Schmerzes.

Er schied mit dem Versprechen, Emmy in ihrem neuen Heim bald aufzusuchen.

Edmund bemühte sich, das leise betäubende Summen seines Gehirns nach Möglichkeit festzuhalten, weil es ihn die schrillen Mißtöne des Lebens weniger scharf vernehmen ließ. Aber nicht nur von Tag zu Tag, sondern sogar von Stunde zu Stunde wurde es ihm schwerer. Indem nun gleichsam zwei widerstreitende Welten sein Gemüt erfüllten, die eine lähmend, die andere beunruhigend, blieb ihm zur besonnenen Aufmerksamkeit der Pflichterfüllung keine Kraft übrig.

Seinen Dienst versah er unordentlich und nachlässig.

Er sollte das Reinigen der Gewehre kontrollieren; einige Leute, die seine Unaufmerksamkeit schon erprobt oder wenigstens bemerkt hatten, wagten es, ihm den völlig verrosteten Lauf zu überreichen.

Und er gewahrte nichts.

Zufällig ließ sich der Hauptmann die Gewehre noch einmal zeigen; die Leute wurden bestraft, Edmund aber geriet in den Verdacht äußerster Pflichtvergessenheit.

Die herben Worte des Vorgesetzten thaten ihm einen Augenblick wehe, gleich darauf aber vermischten sie sich mit dem formlosen Wust von Gedanken, der sein Gehirn erfüllte.

Nach der Beendigung des Dienstes ging Triban zu Edmund und forderte eine neue Summe Geldes, deren Bestimmung er zwar nicht aussprach, aber als durch Emmys besondere Umstände notwendig geworden andeutete.

Edmund wagte nicht zu widersprechen und gab das Geld. Erst nachträglich fragte er, indem er sich mühsam zum Reden zwang: „Ist es wahr, daß Sie — Ihre Braut — aufgegeben haben?“

Der Unteroffizier betrachtete ihn erstaunt. Schon diese einfache Frage erschien ihm als eine Verwegenheit, deren er sein zappelndes Opfer niemals für fähig gehalten hätte. Er überlegte einen Moment und entschied sich für die Wahrheit. „Ich will mit dem Mädchen nichts mehr zu thun haben; Sie können sich wohl denken, warum.“ Diesen letzten Satz betonte er stark, ohne übrigens die Stimme zu erheben und ohne auf Edmund den Blick zu richten.

Edmund bemerkte wohl den Widerspruch in den Äußerungen seines Gegners; allein statt sich dadurch eine

Waffe zu machen, ließ er sich eben dadurch noch mehr verwirren.

Täglich und immer ungeduldiger wartete er auf Nachricht von Deroge; wenn die Hilfe, in die er sein ganzes Vertrauen setzte, nicht bald kam, dann drohte ihm eine schreckliche, vielleicht unheilbare Verzweiflung. Aber Deroge ließ nichts von sich hören.

Er hätte nun erwägen sollen, wie er ohne allzu große Opfer und ohne sich zu kompromittieren für Emmy sorgen könne. Jedoch solche Gedanken schob er von sich; vielmehr versuchte er immer wieder sich in jene beruhigende Stimmungsduselei zu versetzen, die ihm nun schon Tage lang die Dinge des Lebens wie mit einem weichen Schleier umhüllte.

Schon längst freilich wäre ihm die Kraft zu dieser künstlichen Selbstbetäubung erlahmt, wenn er sie nicht zum äußersten angespornt hätte mit einer abergläubischen Zuversicht auf die Hellseherin, die durch eine magische Wirkung ihn den Härten des Schicksals entziehen sollte.

Inzwischen hatte des Leutnants nachlässige Haltung im Dienst unter den Offizieren manches Kopfschütteln hervorgerufen. Man kannte ihn wohl als sonderbar, doch zugleich auch als einigermaßen pünktlich; und da sich keine glaubhafte Erklärung für sein verändertes Betragen finden ließ, so entstand das Gerücht, Edmund sei Morphinist geworden.

Der Oberst behandelte ihn immer noch wie einen Liebling, wenn er auch in der letzten Zeit ein wenig gleichgültiger geworden schien. Ihm entgingen nicht die

unerquicklichen Bemerkungen über Edmunds mangelnden Diensteifer; nach seiner entschlossenen Weise ließ er den jungen Mann kommen und erteilte ihm sogleich für zwei Wochen Urlaub. Dann sagte er in strengerem Tone als sonst: „Ich nehme an, daß Sie aus irgend einem Grunde unwohl sind. Fühlen Sie sich in vierzehn Tagen noch schlecht, dann werde ich Ihnen den Urlaub verlängern. Auf alle Fälle erwarte ich, Sie beim Regiment wieder in normaler Verfassung und recht diensteifrig zu sehen; Sie begreifen, daß es so wie jetzt auf die Dauer nicht bleiben kann.“

Edmund erwiderte nichts und entfernte sich in dienstlicher Haltung. Er empfand nur einen Augenblick die Beschämung über des Vorgesetzten Worte; gleich darauf war ihm zu Mute, wie einem Schulknaben, der unvermutet Ferien erhalten hat.

Aber er fühlte sich sehr bald unbehaglich in der Freiheit; er vermochte kaum seine Gedanken zu bewältigen, wie er nun nicht mehr durch des Dienstes häufige Unterbrechungen davon abgezogen wurde.

Bei Emmy war er noch nicht gewesen.

Eigentlich hatte er sie schon am ersten Tage nach ihrer Übersiedlung aufsuchen wollen, dann aber einige Scheu verspürt, sein Vorhaben darauf von einem Tage auf den andern verschoben. Zuletzt hatte er sein Versprechen sich aus dem Kopf geschlagen mit jenem gleichgültigen Leichtsinn, den er an seinem Bruder so oft tadelte und an sich selbst nicht kannte.

In der Einsamkeit nun wurde er die Gedanken an das verlassene Weib nicht los; er hielt es nicht mehr aus, ihr dauernd fern zu bleiben. Zwar das Wiedersehen beängstigte ihn, doch ihn quälte zugleich das Gefühl einer Art Verantwortlichkeit, das ihm keine Ruhe ließ.

Noch auf dem Wege machte er sich ganz verständige Sorgen: wie leicht konnte Emmy in ihrem gegenwärtigen Zustande ein Unfall begegnet sein!

Er trat aufgeregt und zugleich mit beklommenem Herzen in die freundliche Stube.

Emmy blickte ihn überrascht, freudig an; er glaubte, in ihren Mienen Dankbarkeit zu gewahren, und rührte sich an seiner Großmut, wie an dem armen Weibe, dem sie zu gute kam.

Emmy hatte unterdessen längst gefürchtet, daß er sich völlig von ihr zu trennen begehre. Diese Treulosigkeit schien ihr im Grunde sehr verständlich, Triban, als der Klügere, hatte es nicht anders gemacht; denn sie bot einem Manne jetzt doch mehr Ungelegenheit als Anziehung. Eben deshalb war sie zu allem entschlossen, um die Trennung zu verhindern. Sie hatte schon erwogen, ob sie nicht Edmund aufsuchen oder ihm schreiben solle; da er nun ungerufen kam, so mußte der Augenblick schnell benützt werden.

Und da schlug sie denn unbewußt eben das richtige Verfahren ein; nach der ersten Begrüßung zeigte sie sich traurig und niedergeschlagen.

Edmund versuchte es mit einigem Zuspruch, der recht gequält klang.

Sie wollte sich nicht aufheitern lassen und äußerte Todesahnungen. Edmund entgegnete ihr zaghaft; sie drückte sich immer bestimmter, immer überzeugter aus. „Nein, nein, ich weiß es ganz gewiß. Meine Mutter hat auch im Wochenbett sterben müssen, und sie sagen, die hat es auch vorher gewußt. Es giebt solche Ahnungen, das ist bestimmt wahr; frage nur einmal die klugen Frauen!“

Nach seiner empfänglichen Art ließ Edmund sich sogleich bereden, war dann aber ganz unfähig zu irgend einer ablenkenden oder widersprechenden Bemerkung. Um sein blödes Schweigen einigermaßen zu verdecken, strich er leicht über Emmys Haar.

Sie aber fuhr fort zu weinen, da sie allmählich sich selbst in Furcht versetzte: „Wenn ich auch sterben muß — meinetwegen. Die Welt verliert nicht viel an mir. Und ich — es ist mir ja traurig, aber wer weiß, was noch alles hätte kommen können.“

Es trat eine stumme Pause ein. Darauf schlang sie um ihn ihre Arme und sprach halb flüsternd: „Höre, mein kleiner Ed! Du bist mich nun bald los — es wird Dir nachher wohl manchmal leid thun. Aber so lange ich lebe, mußt Du mich nicht verlassen. Siehst Du, ich mag nicht gerne allein sterben, und ich habe niemand als Dich. Versprich mir, daß Du kommen wirst, wenn ich Dich rufe.“

Er versprach es, Thränen der Rührung in den Augen. Sie aber wiederholte ihre Bitte und ließ ihn einen förmlichen Eid schwören.

Edmunds Gemüt war nach dieser Unterredung heftig erschüttert. Die aus Thorheit, kindisch eitler Sentimentalität und eingeborener List gewobene Komödie hatte ihn gänzlich gefangen; er sah sein Gewissen, sein Leben mit einer ungeheueren Last beschwert.

Doch kam ihm plötzlicher, als sonst in ähnlichen Fällen, der Trost. Es stand ihm nun völlig fest, daß Emmy sterben müsse. Er freute sich unschuldig: so ward ihr das beste mögliche Schicksal zu teil, und jenes verwirrende, trübe Verhältnis schloß wie ein Gedicht. Er rührte sich an dieser Wendung und hatte daran einen rein ästhetischen Genuß; der heimlichen, egoistischen Triebfeder seiner Wünsche wurde er nicht gewahr. — Ihm fiel das Kind ein. — Ja, das Kind — das mußte wohl auch sterben; oder es wuchs auf in der Einsamkeit und entwickelte sich da vielleicht zu einer bemerkenswerten Erscheinung.

Der wunderliche Mensch war also eben durch dasjenige gestärkt und erhoben, was ihm zu Sorgen, zu Selbstvorwürfen begründete Veranlassung hätte geben können. Ihn störte nicht mehr das Band, welches ihn zwar eng, aber, wie er meinte, nur noch für kurze Zeit an Emmy fesselte; die dem Tode Entgegengehende erschien ihm in einer rührenden Verklärung, und er schämte sich eines herzlichen Gefühls für sie nicht.

Als glückliche Botschaft empfing er nun ein Billet von Deroge, worin dieser ihn aufforderte, mit ihm gemeinschaftlich am Nachmittage den verabredeten Besuch bei Madame de Liardi zu machen.

Er konnte kaum den Moment erwarten, von einem freudigen Schauer erfüllt, wie ein Mädchen vor dem ersten Balle. Was er zu erfahren begehrte, wußte er eigentlich nicht; aber etwas Großes, Erhabenes stand ihm vor der Seele, ein Gewaltiges, das mit all dem kleinlichen Jammer des Lebens nichts zu thun hatte.

Als er zu Deroge eintrat, klopfte ihm das Herz. Jetzt erst fiel ihm ein, wie unbestimmt das Versprechen des wunderbaren Mannes gewesen war; er blickte ihn ängstlich an, um in seinen Mienen Erfüllung zu lesen.

Jener erriet seine Gedanken. „Setze Dich,“ sprach er lächelnd, „Du sollst die empfindliche Frau nicht in Deiner ersten Aufregung überfallen.“

Und dann ging er mit über dem Rücken gekreuzten Händen im Zimmer auf und ab, während Edmund auf einem Stuhl Platz genommen hatte. Unter dem Gehen sprach er vor sich hin, mehr mit sich selber, als mit dem anderen redend: „Sie hat sich wider Erwarten leicht entschlossen; bestanden hätte ich auf der Bitte ja nicht. — Da Du einmal hier bist, wollen wir zu ihr gehen; für Rodart findet sich wohl noch Gelegenheit.“

„Wie soll ich mich benehmen?“ fragte Edmund.

„Natürlich sein, nicht zuviel reden, nicht alles wissen wollen, nicht auf dem bestehen, was sie verschweigt.“

Dann sah er auf die Uhr. „Gehen wir, es ist Zeit.“

Frau Liardi wohnte in dem gleichen großen Hause wie Deroge.

Die beiden Männer begaben sich in den langen, schwach erleuchteten Korridor und durchschritten ihn bis zum äußersten Ende. Sie blieben stehen vor einer engen, etwas schmutzigen Thür, an der kein Schild die Namen der Bewohner anzeigte. Ohne zu klingeln oder zu klopfen, öffnete Deroge; „Siehst Du, sie hat unser Kommen gewahrt,“ sprach er leise.

Den jungen Offizier durchrieselte eine ängstliche Empfindung, als er sich in dem mäßig großen, leeren Zimmer umblickte. Eine Kommode, auf der ein paar bunte Muscheln lagen, eine alte Nähmaschine, in der Ecke ein Bücherbord mit verstaubten Büchern, darunter ein Violinkasten bildeten neben zwei grau überzogenen Stühlen und einem Tisch mit karrierter Decke den ganzen Inhalt des Zimmers. Durch ordinäre rote Vorhänge drang das Licht schwach gedämpft herein.

In der Rückwand des Zimmers ging eine Tapetenthür auf. Durch die schnell geschlossene Öffnung gewahrte Edmund wie im Fluge ein enges Gemach, mit allerlei Hausrat unordentlich vollgepfropft; nahe der Thür wurde das Ende eines Bettes sichtbar.

Aber schnell wie ein Gedanke flog dieses Bild vorüber; und vor dem verwirrten Jüngling stand die wunderbare Frau.

Er wagte nicht aufzublicken, indessen bemerkte er, daß sie sich mit gemächlicher Freundlichkeit zu seinem Begleiter wandte und ihn herzlich begrüßte. Deroge stellte die einander Unbekannten vor; während Edmund stumm und ohne aufzuschauen sich verneigte, gab ihm die Dame die Hand und sagte einfach: „Ich freue mich, Sie zu sehen."

Darauf wandte sie sich sogleich wieder zu Deroge. Er fragte: „Haben Sie in dieser Woche eine gute Einnahme für Ihre Armen gehabt?"

„Ach," versetzte sie, es ist leichter, Geld zu finden als würdige Arme, denen man es zuwenden könnte. Ich habe wieder viele Damen abgewiesen. Diese Besuche greifen mich zu sehr an; wenn ich mich auch bemühe, nur das zu sehen, was man von mir wissen will, so kann ich doch einen tieferen Einblick nicht verhindern; und Sie glauben nicht, wie sehr ich der menschlichen Gemeinheit überdrüssig bin."

Edmund hatte unterdessen Mut gefaßt, die Dame zu betrachten. Ein müder Zug lag um ihren Mund, ein frühzeitiges Altern verschleierte das kluge, regelmäßige Gesicht. Und trotzdem gewahrte man unter dieser trüben Hülle eine unvergängliche Jugend, eine naive Frische, die im Verein mit der aufrechten, königlichen Gestalt zugleich Reiz bot und Achtung forderte.

„Dieser junge Mann möchte von Ihnen über sein Schicksal belehrt werden," sagte Deroge; „vielleicht können Sie ihm nützen; und so möchte ich Sie bitten, ihm die-

jenige Wahrheit zu geben, die er nach Ihrem Urteil ertragen kann.“

Frau von Liardi lud den Jüngling mit einer Handbewegung ein, auf einem der bescheidenen Stühle Platz zu nehmen.

Sie setzte sich ihm gegenüber und schwieg. Der Mund war halb offen, so daß die Zähne sichtbar wurden, ein sonderbares, krampfartiges Lächeln verlieh den Zügen eine unheimliche Starrheit.

Es dauerte mehrere Minuten, bis sie diese Spannung überwand.

Dann sagte sie mit plötzlich verändertem, ruhigem Ausdruck: „Ich habe Ihre Lebensgeschichte gehört, und sie ist mir richtig erzählt worden. — Als sie geboren wurden, herrschte draußen ein furchtbarer Sturm. — Ihren Vater lieben Sie nicht, obgleich Sie manchmal sich deswegen Vorwürfe machen. Sie gleichen überhaupt mehr Ihrer verstorbenen Mutter; Sie müssen auch an der rechten Achsel ein Mal von ihr geerbt haben.“

Diese Behauptung war richtig und ergriff Edmund so sehr, daß er keinem Worte der Hellseherin Widerstand hätte leisten können.

Sie aber fuhr fort: „Ihre Mutter — oder der Geist Ihrer Mutter — macht sich schwere Sorge um Sie. Freilich sieht sie ein glückliches Ende; aber es schaudert ihr vor den Irrtümern, vor den Prüfungen, durch welche ihr Sohn noch gehen muß.“

Edmund konnte nur mühsam seine Fassung bewahren; indem er alle Kräfte zusammennahm, fragte er

mit stockender Stimme und lallender Zunge: „Und jene — Sie wissen — was kommt mir von ihr?“

„Sie tragen an ihr eine schwere Last, jetzt und noch fernerhin; Sie werden von ihr getrennt werden — durch den Tod.“

Eine lange, schwere Pause trat ein.

„Und das Kind!“ entrang es sich endlich Edmunds Brust, mehr einem Ächzen gleich als menschlicher Sprache.

„Wer der Vater des Kindes ist, der wird sein Kind erkennen. In dem keimenden Wesen schlummern herrliche Anlagen — eine übermenschliche Größe — aber der Faden reißt ab — das Schicksal —

„Genug, genug,“ warf Deroge ein, „wir dürfen nicht gänzlich den Schleier abziehen, den die Natur über ihre unbegreiflichsten Entschlüsse deckt.“

Die Seherin redete weiter: „Erinnern Sie sich dieser Stunde, wenn es Zeit ist. Das Leben wird Sie noch stärker in seine Kreise ziehen als jetzt. Sie werden Ihre höchsten Empfindungen vergessen, die Not wird zu Ihnen kommen, und dann — das Ende wird alle vorhergegangenen Irrtümer aufheben.“

Darauf erhob sie sich von ihrem Sitze und ging, tief Atem schöpfend, wie von einer ungeheuren Ermüdung befallen, im Zimmer auf und ab.

Edmund saß noch einige Zeit wie betäubt. Allmählich erst erwachte er; es war ihm wunderbar frei zu Sinne, er blickte auf sein eigenes Leben mit kühler Neugier, wie auf die Schatten einer magischen Laterne.

Deroge reichte ihm die Hand. „Laß Dir an dieser Aufklärung genug sein und erwarte geduldig ein glückliches Ende! — Warum hast Du mir von dem Kinde nicht gesprochen? Meine mißtrauische Ahnung wurde mir schon längst durch den Seherblick dieser edeln Freundin bestätigt."

„Das Kind, das Kind," murmelte Edmund, und es war ihm, als redete er von einem tiefen Rätsel, welches ihn im besonderen nicht mehr als die ganze Menschheit betraf.

Nun wandte sich der andere zu Frau von Liardi und fragte: „Sind Sie angegriffen?"

Die Seherin verneinte.

Es entstand wieder eine stumme Pause; Edmund hatte sich in eine Ecke gesetzt und blickte still, doch heiter vor sich hin; Deroge lehnte sich an das Fenster, während Madame de Liardi mit starken Schritten durch das Zimmer ging.

Am Ende kehrte sich Deroge um und bemerkte: „Es ist schade, daß wir Rodart nicht auch hier haben."

„Vielleicht kann ich ihn rufen," sagte die Seherin.

Sie blieb stehen und legte die Hand wie zum Schutz gegen ein allzu grelles Licht über die Augen. Murmelnd sprach sie: „Er ist nicht zu Hause. Er ist ausgegangen — am Kai entlang — ich verliere seine Spur. — Da ist er! In der Rue Bonaparte!"

Sie sank auf einen Stuhl; die Augen waren ganz geschlossen, das Gesicht zeigte den Ausdruck einer mächtigen geistigen Anstrengung. „Ja, er versteht mich, er

denkt an Sie, er will zu Ihrer Wohnung gehen. Er eilt jetzt, ohne zu wissen, was ihn treibt; in einer Viertelstunde kann er da sein.“

Deroge bat Edmund, in seiner Wohnung den jungen Dichter zu empfangen.

Als die beiden älteren wieder allein waren, sprachen sie über den Abwesenden in ruhigem Tone. „Lieber Freund, Sie haben immer noch zuviel Neigung,“ meinte Frau von Liardi, „das Schicksal korrigieren zu wollen. — Ich sehe das Leben dieses jungen Mannes ganz deutlich; lassen Sie nur die Dinge gehen, er wird nicht in Verzweiflung sterben. Aber keine Enttäuschung, wenn er sich über Erwarten gemein zeigt! Er wird Sie selber vielleicht zu Thorheiten verführen; aber das gleicht sich zuletzt alles aus.“

Deroge war in Gedanken vertieft.

Dann raffte er sich gewaltsam auf, er sah die Freundin an, deren natürliche Blässe noch zugenommen hatte. Er sprach ablenkend von der notwendigen Rücksicht auf die Gesundheit; jene lächelte zerstreut dazu. — Nun versuchte er, gleichgültig zu plaudern; es fiel ihm schwer, aber sie ging mit großer Freiheit darauf ein.

Da öffnete sich die Thür, die beiden jungen Leute traten über die Schwelle.

Rodart blieb in der Mitte des Zimmers stehen, ein überirdischer Glanz leuchtete von seinem Antlitz; wie ein Übermaß der Herrlichkeit abwehrend, streckte er die Hand aus.

Die Seherin trat einen Schritt zurück, ein Schauder schien sie erfaßt zu haben.

Sie bezwang sich; mit halb abgewandtem Gesicht, wie von Freude und Schmerz überwältigt, redete sie: „Was soll ich Ihnen noch sagen? Ihnen war das schwerste Los aufgebürdet — aber es ist vorbei — jetzt — sehen Sie? — die Vollendung! Sie fühlen, wie das Licht auf sie eindringt — wie der Geist Sie umflutet — ich ertrage es nicht länger — Sie werden glücklich sein!“

Mit einem gellenden Schrei fiel die in ihrem ganzen Wesen Erschütterte zurück.

Deroge fing sie auf; er gab Edmund einen Wink, und dieser zog den in sprachlosem Entzücken verweilenden Jüngling mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer.

X.

Sobald Edmund wieder in Dienst getreten war, wurde er für zwei Monate auf ein entlegenes Fort abkommandiert.

Während dieser ganzen Zeit kam er fast gar nicht nach Paris und erhielt auch kaum Nachricht von seinen Angehörigen. Seine Arbeit war regelmäßig und einfach; die tiefe, winterliche Ruhe that ihm unendlich wohl; zugleich wirkten die Prophezeihungen der Seherin, mit

seinen eigenen Träumen vermischt, wie eine tröstliche Erinnerung.

Er gewöhnte sich an ein glückliches Vergessen.

So verlangte es ihn denn auch keineswegs nach Paris zurück; und wie er, an Geist und Körper erfrischt, sich zuletzt doch wieder in der wimmelnden Stadt befand, da hatte er Sehnsucht nach seinem stillen Fort.

Schon am zweiten Tage wurde er gestört. Man brachte ihm einen Brief; auf dem Umschlage erkannte er die großen, steifen Buchstaben Emmys, und es durchzuckte ihn wie jenes unangenehme Gefühl, welches ein schriller Mißlaut hervorruft.

Nach einigem Zögern eröffnete und las er das Schreiben. Es war in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßt und enthielt die dringende Bitte, Edmund möge recht bald kommen, denn die schwere Stunde sei nahe. Er solle sich um nichts zu bekümmern brauchen; an Vorbereitungen fehle schon nichts mehr, die Hebamme sei eine kluge und liebe Frau; aber Emmy sehne sich nach ihrem Ed, und er müsse doch auch sein armes Kätzchen gern wiedersehen wollen.

Edmund steckte den Brief in die Tasche und suchte ihn zu vergessen. Allein das gelang ihm nicht, fortwährend gingen ihm Emmys Worte im Kopfe herum, jeden anderen Gedanken unterbrechend, wie die hinterlistig-höfliche Mahnung eines Gläubigers.

Vierundzwanzig Stunden darauf kam wieder ein Brief. Der begann mit heftigen, beschimpfenden Vorwürfen; Edmund sei ein Feigling, der andere ins Un-

glück stürze und sich dann zurückziehe; ohne Zweifel laufe er jetzt anderen Mädchen nach; er sei überhaupt ein Lump, ein niederträchtiger Kerl, von welchem die Schreiberin nichts mehr wissen wolle. — Am Schluß wiederholte sich dann doch die schmeichelnde Bitte, er möge sein armes Kätzchen nicht umsonst warten lassen; das Ereignis könne jeden Augenblick eintreten, und ganz gewiß werde sie daran sterben; doch möge sie nicht aus der Welt gehen, ohne ihrem Freunde Lebewohl gesagt und ihm sein Kind gezeigt zu haben.

Nun war der junge Mann auf das ernstlichste beunruhigt. Zwar, Emmy sogleich aufzusuchen, entschloß er sich nicht; aber nach einigem Zögern ging er zu Deroge und bat ihn, die Entbindung zu übernehmen.

Zu seiner Verwunderung weigerte sich Deroge.

Edmund glaubte an ein Mißverständnis, er wiederholte die Bitte, flehte dringend, ihn von einer Verantwortung zu entlasten, die zwei Menschenleben betraf.

Allein der andere gab auch jetzt nicht nach. „Ich kann und will nichts thun,“ sagte er. „Doch gebe ich Dir die Adresse eines jungen Kollegen vom Kinderspital; er ist verschwiegen, gewissenhaft und tüchtig und wird die Sache besser führen als ich. Morgen sehe ich ihn, da werde ich ihm besondere Rücksicht und Aufmerksamkeit empfehlen.“

Edmund entfernte sich mit einem zerstreuten Danke; ihm blieb das Herz schwer, er fühlte sich bedrückt, wie von einer unverdienten Kränkung.

Am nächsten Tage hatte er Wachdienst; innerlich hoffte er, das Ereignis möchte zu dieser Zeit stattfinden, wo die unumgängliche Pflicht selbst ihn der Aufregung entzog.

Aber dann quälte ihn alle die vierundzwanzig Stunden lang so heftige Sorge, daß er seinen Dienst nur mit Überwindung versehen konnte; zugleich war er wegen seiner Feigheit mißmutig und beschämt.

Am Tage darauf gedachte er früh schlafen zu gehen. Als er, nach dem Abendessen noch einsam im Speisesaal verweilend, sich eben auf sein Zimmer zurückziehen wollte, wurde ihm ein Bote gemeldet. Er ließ den Knaben eintreten. Der überreichte ihm einen Zettel, auf welchem von unbekannter Hand geschrieben war: „Kommen Sie sofort, und bringen Sie einen Arzt mit!“

So lange Edmund sich auf diese Mitteilung hätte vorbereiten können, so traf sie ihn doch wie eine unerwartete Schreckensnachricht.

Er steckte das Blatt in die Tasche und wollte fortgehen, mehr einem dumpfen Triebe als einem klaren Entschlusse gehorchend.

Da rief ihm der Junge mit frecher Miene zu: „Der Herr ist geizig! Für diese Neuigkeit kann ich wohl meinen Botenlohn verlangen.“

Edmund blickte, wie aus einem Traume geweckt, den Burschen an und erschrak über das blasse, welke, vorzeitig alte Gesicht, über die schlaffen und gemeinen Züge; allmählich besann er sich, dieser Gestalt schon auf dem Korridor bei Emmys Wohnung begegnet zu sein.

Der Junge war ohne Zweifel der Sohn einer Zimmernachbarin; Edmund reichte ihm ein Frankenstück und begab sich zur Thür, unbekümmert, ob jener ihm folge.

Er nahm seinen Mantel und wollte fortgehen; in der Hausthür fiel ihm ein, daß er noch seine Uniform trug; er begab sich auf sein Zimmer und wechselte die Kleidung.

Doch hatte ihn auch diese Ablenkung nicht völlig zur Besinnung gebracht; er wußte kaum, was er that, als er nun endlich in der Straße war, einen Fiaker mietete und zu dem Arzte fuhr.

Glücklicherweise war dieser daheim; er arbeitete eben an seinem Schreibtisch, auf welchem ein Glas Wein und eine Karaffe mit Wasser standen.

Wie er Edmund eintreten sah, begriff er sofort. „Guten Abend," sagte er, die Hand ausstreckend, „ich bin zu ihrer Verfügung."

Er wusch sich die Hände in einem neben dem Tische befindlichen kleinen Waschzeug und nahm eine lange, weiße Bluse aus einem Schränkchen.

Edmund redete unterdessen kein Wort; er war zerstreut, und doch fühlte er, daß ihm die Zähne leise klapperten.

„Sie sind nervös," sagte der Arzt behäbig, „regen Sie sich nicht auf; das ist alles nicht so schlimm, wie es aussieht." Damit griff er nach dem Köfferchen, welches seine Instrumente barg.

Sie gingen miteinander die Treppe hinunter, der Arzt in einen weiten Havelock gehüllt, das Köfferchen

in der Hand tragend. Und da überkam den jungen Offizier in seiner Erregung ein eigentümlicher krankhafter Lachreiz; unwillkürlich stellte er sich seinen Begleiter als einen Musterreisenden vor.

Der Fiaker hatte gewartet; die beiden fuhren nun, langsam und rasselnd, durch die weite, stille Stadt. Mit jeder Minute fühlte sich Edmund beklommener, gespensterhaft schien ihm das gelbe Licht der Gaslaternen, das sich auf den feuchten Steinen widerspiegelte. — Der Arzt drehte sich unterdessen eine Zigarette und versuchte, ihn mit allerhand burschikosen Scherzen aufzuheitern.

Endlich kamen sie an. Edmund mußte den Weg zeigen; sie traten in das schwach erleuchtete Zimmer; aus dem in Dunkel gehüllten Alkoven drang ein schmerzliches Stöhnen.

Die Hebamme trat sogleich herzu und flüsterte dem Arzte einige Worte ins Ohr.

Der hatte inzwischen seinen Mantel abgelegt und die Bluse angezogen. Er wandte sich nun zu Edmund und sagte: „Hören Sie, mein Lieber, Sie sind hier vollständig überflüssig. Die Sache ist nicht so schnell abgemacht; gehen Sie ein wenig spazieren oder suchen Sie, ob noch eine Schenke offen ist. Sie dürfen auf keinen Fall ins Zimmer kommen; ist es Ihnen draußen zu kalt, dann gehen Sie im Korridor auf und ab!“

Edmund ließ sich wie ein Kind zur Thür hinaus schieben. Er wollte dem Arzte gehorchen und begab sich auf die Straße.

Mehrere Male schritt er die stille Häuserreihe entlang, seine Tritte hallten laut wieder auf den flachen Steinen des Trottoirs, der Mond leuchtete kalt und klar aus einem dunkelgrün blauen Himmel. — Diese Stille wurde dem empfänglichen jungen Manne unheimlich; ihn überwältigte der Kontrast mit jenem aufregenden Vorgang, der auch ihn betraf, und der ihm jeden Augenblick auf die Seele rückte, wenn er von weitem das Licht des für ihn verschlossenen Zimmers sah.

Er ging wieder in das Haus.

Auf dem Korridor hörte er wüsten Lärm, betrunkenes Gebrülle. Es kam von der gegenüberliegenden Seite aus einer Nachbarwohnung, wo ein Geburtstag gefeiert wurde.

Dazwischen wurde hin und wieder ein Schrei aus Emmys Zimmer gedämpft vernehmlich.

Edmund horchte; er glaubte, ein Stöhnen zu gewahren; dann aber erhob sich der Lärm drüben doppelt stark, und ihm schien, als habe ihn seine Einbildung getäuscht.

Er zündete sich eine Zigarette an und ging den Korridor auf und nieder.

Endlich öffnete sich die Thür von Emmys Wohnung; der Arzt kam heraus und eilte in der Richtung auf die Küche durch den Korridor. Edmund wollte mit ihm reden.

„Geduld, Geduld,“ rief jener im Vorbeirennen, „es eht nicht schlecht.“

Edmund setzte seine Wanderung fort, er kaute hastig an der Zigarette und bemerkte nicht, daß sie erloschen war. — Allmählich übermannte ihn die Erschlaffung; er achtete nicht mehr auf den Lärm der Geburtstagsfeier, er horchte nicht mehr nach Emmys Zimmer.

Nahe dem Ende des Korridors stand unter einer trüben Petroleumlampe ein Tisch und ein Schemel. Auf diesen Schemel setzte er sich und stützte den Kopf in die Hand. Er schlief nicht, aber die Zeit verging ihm in einer Art von Bewußtlosigkeit.

Plötzlich schreckte er auf; eine Frau stürzte kreischend an ihm vorbei, hinter ihr ein Mann.

Er erhob sich und ging wieder umher. Die beiden kehrten sogleich versöhnt in die Stube zurück und wurden mit lautem Gejohl empfangen.

Allmählich wurde der Lärm mäßiger; dicht an der Thür vernahm Edmund ein tiefes Schnarchen.

Aber nun wurden auch die Jammertöne von der anderen Seite vernehmlicher.

Edmund hatte keine Kraft zur Aufmerksamkeit. Er ging wieder an den tannenen Tisch und saß wieder lange in einer sonderbaren Geistesabwesenheit. — Wie im Traume hörte er, daß die Thür ging und die lärmende Gesellschaft Abschied nahm.

Plötzlich hallte der Korridor wieder von tierischem Geheul. Die Gäste führten einen Hund mit sich; der hatte eine Katze erspäht und stürmte dem fliehenden Tiere nach. Er hatte sie gepackt; aber inzwischen kamen die Leute hinzu; es wurde mit Stöcken und Schirmen auf

den Hund eingeschlagen, rohes Gelächter klang durcheinander mit Verwünschungen und Jammerrufen.

Edmund hatte sich abseits gestellt; und als man sich endlich beruhigt hatte, mußten die Fortgehenden an ihm vorüber.

Da rief einer: „Was ist denn das für ein Kerl! Ein Dieb!“

Im Nu war Edmund umringt, mit neugierigen und drohenden Fragen überschüttet.

Er war verwirrt und wußte sich nicht zu helfen.

„Zur Polizei,“ hieß es.

Schon fühlte er sich gepackt; da kam zum Glück die Hebamme aus dem Zimmer. Sie hatte die Situation sogleich begriffen, sie klärte die Leute mit ein paar derben Worten auf.

„Ah, der Vater!“ schrien die Betrunkenen, „es lebe der Vater!“

Unter diesem Rufe zogen sie ab.

Edmund blieb ganz außer Fassung. Die kräftige Frau betrachtete ihn mitleidig und sagte: „Nehmen Sie sich zusammen, gleich, gleich ist es soweit.“

Da erinnerte er sich wieder, um weswillen er an diesem Orte war, ihn erfüllte eine sonderbare, unruhige Neugier.

Die Frau ging in das Zimmer zurück.

Er schritt langsam bis an das äußerste Ende des Korridors. Aber dann ertrug er es nicht länger; auf den Zehen schlich er zu Emmys Wohnung.

Die Thür war nur angelehnt; er drängte sich vorsichtig hindurch in das Zimmer. Aus dem Nebengemach hörte er schnelles Atmen und begütigenden Zuruf des Arztes.

Da schlug die Glocke der benachbarten Kirche dröhnend viermal, das nähere Geräusch übertönend.

Gleich darauf wurde es vollkommen still; Edmund stand mit angehaltenem Atem gegen die Thür gelehnt.

Und dann ertönte aus dem Nebengemach ein sonderbarer, unbegreiflicher Laut, wie er ihn nie gehört hatte, ein wimmernder Ankunftsruf, überirdisch und tierisch zugleich. — Ein neues Leben war aus dem Nebel des Unbekannten in sichtbare Erscheinung getreten.

Es lief Edmund eisig kalt durch das Mark aller Knochen, das Herz stand still, der Atem stockte ganz. — Dann schöpfte er tief Luft und kam zur Überlegung.

Nun empfand er plötzlich einen kalten Haß gegen dieses Wesen, das sich ungerufen in die Welt begab, ihm seine Gegenwart aufdrängte; es erschien ihm wie der Abgesandte einer finstern Macht.

Lange konnte er sich jedoch seinem Gefühl nicht hingeben, denn der Arzt trat heran. Er sagte ruhig mit einer Art von Amtsmiene: „Das Kind ist kräftig und sehr hübsch; nur hat es einen Fehler.“

„Welchen Fehler?“ stammelte Edmund, obwohl er kaum begriffen hatte.

Der andere sprach in dozierendem Ton: „Ich werde mich hüten, Ihnen das zu sagen. Wahrscheinlich würden

Sie den Fehler überhaupt nicht bemerken; trotzdem sollen Sie das Kind nur in Windeln sehen.“

Edmund bat: „Sagen Sie mir die Wahrheit!“

„Nein, das darf ich nicht; ich muß an die Zukunft denken, und Nichtwissen ist in solchem Falle besser.“

„Wird es leben?“ fragte Edmund, dessen Sinn ein wunderliches Gemisch von Zerstreutheit, Angst und einer Art Beschämung einnahm.

„Wir können es wohl eine Woche hinhalten; aber dann muß es operiert werden.“

Nach einer Pause fuhr der Arzt in seinem belehrenden Tone fort: „Diese Operation ist oft mit Glück gemacht worden, und wenn sie gelingt, bleibt von dem Fehler nicht die geringste Spur zurück. Jedoch rechnet man auf einen günstigen Ausgang nur etwa in dreißig Prozent der Fälle; meistens tritt kürzere oder längere Zeit nach der Operation der Tod ein; unter dem Messer sterben solche Patienten nie. — Kräftige Kinder haben natürlich die besseren Chancen, und deshalb kann man in unserem Falle einige Hoffnung auf das Gelingen der Operation setzen.“

Edmund fühlte plötzlich den Haß gegen diesen Eindringling wieder in sich aufsteigen. Er begriff nicht, daß man soviel Aufhebens von einer solchen Kreatur machte, statt ihr, ehe sie fühlen und leiden konnte, ein schnelles Ende zu bereiten. „Gut, nehmen Sie das Kind, so früh es irgend angeht, am liebsten schon heute. Und dann operieren Sie recht gründlich; es muß ganz gesund

werden oder sterben; wenn es stirbt, ist ja das Unglück nicht groß.“

Der Arzt hörte diese Worte ohne Überraschung, darauf begab er sich fort, um nach der Mutter zu sehen.

Edmund hatte am Morgen nur zwei Stunden Dienst; aber er mußte sich bald bereit halten.

Auf Ersuchen des Arztes begab er sich zu der Wöchnerin; er äußerte ein paar nichtssagende Worte, und es schien ihm, als wenn sie seiner kaum achtete.....

Als Edmund von der Kaserne heimkehrte, fühlte er alle seine Kraft erschöpft; er legte sich sogleich nieder und schlief mehrere Stunden lang.

Der Vater neckte ihn ein wenig beim Mittagessen; denn er glaubte, daß sein sonst so ruhiger Sohn leichtsinnig übertrieben dem Vergnügen gehuldigt habe.

Abends noch ging Edmund zu der Wöchnerin. Er fragte nach ihrem Befinden; sie antwortete mit schwacher Stimme und ohne Dankbarkeit. Das Kind lag in einem Wägelchen, nicht beim Bette, sondern in dem größeren Zimmer. Der Schirm des Wagens war aufgespannt; Edmund ging vorbei und blickte nicht nach dem kleinen Wesen.

Doch nachher mußte er immer an die Operation denken. Er überlegte, welchen Fehler das Kind wohl haben möge, ob es schon unter den Händen des Arztes leiden könne, wie groß die Wahrscheinlichkeit der völligen Heilung sei. Und dann stellte er sich das Kind nach glücklichem Gelingen der Operation vor, allmählich heranwachsend, gesund, heiter und ausnehmend begabt.

Am nächsten Tage trieb es ihn, sein Kind kennen zu lernen. Es schlief; er verfolgte aufmerksam die kaum hörbaren Atemzüge. — Und wie er das Gesichtchen betrachtete, überkam ihn Staunen und Freude. Das war nicht die Erscheinung eines Neugeborenen! Es lag ein so ausgebildeter Reiz in diesem kleinen Antlitz, soviel schalkhafte Güte um die Mundwinkel, soviel Erhabenheit und Klarheit auf der reinen Stirn! Edmund nahm das Bild in sich auf wie eine Offenbarung. — Und dann erwachte das Kind, es öffnete die Augen. Da gewahrte er mit Entzücken, daß es einen tiefen, ruhigen Blick hatte, nichts von der leeren Ausdruckslosigkeit, die er solchen Geschöpfen hatte zuschreiben hören. Nun war ihm an seinem Sohn schon alles bedeutend — der etwas langgestreckte Kopf, das flachliegende schwarze Haar, einem Napoleonsscheitel nicht unähnlich.

Von diesem Moment an kannte er das Vatergefühl. Er sah die Keime, die in dem Kinde schlummern mochten, auf das schönste entwickelt, sein Sohn war ihm ein Herrliches, Erhabenes, ein Erlöser der Menschheit.

Edmund hatte nun unruhige Tage. Für das Kind und die Wöchnerin sorgte eine wohlempfohlene alte Frau; er selbst zeigte sich morgens und abends, konnte aber alle die übrige Zeit seine Gedanken kaum von dem Kinde abwenden. Und dabei mußte er sein meistes Gefühl verhehlen, ja niederzwingen; wie hätte er sonst sich vor seinem Vater nicht verraten sollen?

Endlich kam der Tag der Entscheidung.

Edmund holte den Arzt ab, und sie begaben sich gemeinschaftlich zu der Mutter.

Diese erfuhr jetzt erst, wie es um ihr Kind stand. Sie weinte ein wenig bei der ersten Mitteilung, war dann aber schnell beruhigt, wo nicht gleichgültig.

Das kleine Wesen wurde in einen Mantel gehüllt, und so brachten es die beiden Männer eilig, ohne ein Wort zu reden, nach dem Kinderhospital. Es war kalt, frischer Schnee lag auf den Dächern, Edmund empfand ein unbehagliches Frösteln. — Endlich kamen sie vor dem weiten Thore an. Sie mußten aussteigen und zu Fuß über den schneebedeckten Hof wandern zu einem der vielen Gebäude, welche ihn kranzförmig umringten.

Einen Empfangsraum gab es nicht; in dem breiten, saalartigen Korridor waren Bänke für die Wartenden aufgestellt.

Da saßen sie nun schweigend neben einander; der Arzt hielt den Säugling, denn Edmund wagte nicht, das verletzliche Geschöpf in seine Hände zu nehmen. Mit traurigen Gedanken blickte er auf die Kinder, die an ihnen vorbeikamen, sich nach dem Spielsaal oder von da zurück nach den Schlafsälen begebend. Keines war älter als zehn Jahre; die größeren schielten neugierig hinüber zu den Fremden und zu der lebendigen Last, die der eine von ihnen trug.

Edmund wurde das Herz schwer ob dieser Fülle menschlichen Elends. Viele der Kinder gingen an Krücken, manchen waren Gliedmaßen amputiert; einem kleinen Mädchen war das linke Auge ausgenommen; ein Knabe

konnte sich seinen Kameraden nur mit Mühe verständlich machen, denn die Mundwinkel hatten sich zu großen Höhlungen erweitert. Und ganz kleine Kinder wurden umhergetragen, das unschuldige Gesicht mit entstellenden Pflastern beklebt.

Endlich kam der dejourierende Arzt. Edmund durfte sitzen bleiben; sein Begleiter ging mit dem Kinde in das Konsultationszimmer und erledigte alle Formalitäten.

Nach kurzer Zeit kam er allein wieder heraus.

„Wir können nun gehen," sagte er, „aber warten Sie noch einen Augenblick!"

Und dann führte er Edmund in den Saal der Kleinsten. Da sah dieser seinen Sohn, bereits schlafend, in einem der kleinen, harten Feldbettchen, durch einen grünen Vorhang gegen das einfallende Licht geschützt; sein Herz quoll über von einer unendlichen Zärtlichkeit; und nun fiel ihm ein, was dem Kinde bevorstand, wie es ruhig vielleicht einem martervollen Tode entgegenschlief. Er mußte sich abwenden, um seine Thränen zu verbergen; dann ergriff der Arzt seinen Arm und entführte ihn schnell aus diesem Orte des Jammers.

Edmund verbrachte nun die nächste Zeit in einem sonderbaren Doppelleben; während er mechanisch den gewohnten Beschäftigungen nachging, war sein Geist beständig bei dem armen Kinde.

Die Kaserne hatte ein Telephon; und zweimal täglich konnte er Erkundigungen einziehen.

Am zweiten Tage wurde ihm gute Nachricht; die Operation war vollkommen geglückt.

Der junge Vater empfand eine Art von Seligkeit; dann kamen doch die Zweifel wieder; denn von einem Erfolge konnte man erst nach einigem Warten reden. Der Arzt schien auch einzusehen, daß er zuviel Hoffnung gegeben habe; auf die nächste Anfrage warnte er vor allzu frühzeitigem Vertrauen.

Und schon tags darauf zeigte es sich, daß die Warnung nicht unbegründet war. Der kleine Patient hatte nicht still gelegen und hatte die Nähte aufgerissen. Man mußte aufs neue mit dünnem Metalldraht vernähen; aber dann war die Frage, ob das zarte Fleisch hinreichenden Widerstand leisten würde.

Auch diese Operation gelang; Edmund hoffte wieder, so oft er sich die Zweifel vortrug.

Nun aber ging es von Tag zu Tag schlechter. Er predigte sich selber Geduld; er sah wohl ein, daß die Heilung im günstigsten Falle sich lange hinziehen werde.

Endlich kam etwas bessere Nachricht. Edmund jubelte wieder; weil er so lange gewartet hatte, mußte nun wohl der Erfolg da sein.

Den nächsten Morgen ging er mit frohem Mute ans Telephon; da hieß es: „Das Kind ist diese Nacht gestorben.“

Er fühlte, wie das Blut sich ihm im Herzen zurückstaute.

Und nun mußte er noch eine Stunde lang das Exerzieren der Rekruten überwachen. Dem Unteroffizier und selbst den Leuten fiel seine Blässe, sein zerstreuter Blick auf; er beachtete gar nicht die Übungen, und die

Stunde verging ihm, ohne daß er wußte, was er während dieser Zeit gethan oder überlegt hatte.

Als er eben die Kaserne verlassen wollte, fragte ein Bote nach ihm. Der Mann brachte ein Schreiben; Edmund erkannte die Handschrift seines Freundes Deroge. „Das Schicksal des Kindes habe ich genau verfolgt. Sei um den Tod nicht traurig! — Du wirst wohl in Verlegenheit sein wegen des Begräbnisses, mein armer Freund! Ich kenne eine alte Frau, die mir sonst in meiner Praxis manchmal nützlich war. Sie ist schon in Kenntnis gesetzt; willst Du Dich zu ihr bemühen, dann gib ihr Geld, und sie besorgt Dir alles aufs beste.“ — Die Adresse war auf dem Zettel angegeben.

Ohne Zögern schlug Edmund den angegebenen Weg ein und traf dann auch die alte Frau zu Hause. Sie hatte schon am Morgen eine Unterredung mit Deroge gehabt, die Leiche gesehen, alle notwendigen Anmeldungen erledigt; durch sie erfuhr Edmund, daß der Arzt vor der Operation das Kind hatte taufen lassen.

Das Begräbnis sollte am nächsten Tage sein.

Edmund gab der Frau all sein Geld; sie versprach dafür ein Grab zu kaufen, sowie den Sarg, ein Totenhemdchen und ein paar Blumen zu besorgen.

Am Nachmittag ersuchte der junge Offizier seinen Oberst um Urlaub, der ihm auch, freilich mit etwas verdrossener Miene, gewährt wurde.

Früh am Morgen begab sich Edmund zum Hospital; am Thor traf er die alte Frau und einen gleichgültig und müde dareinschauenden Priester. Edmund rief dem

Kutscher zu, vor der Einfahrt zu warten, grüßte flüchtig und trat als erster in die Kapelle.

Er sah ein halbes Dutzend Kinderleichen; ein etwas größeres Kind von ungewöhnlicher Schönheit und sorgfältig geputzt, im offenen Sarge, zur Seite ein paar andere auf Bahren, mit Tüchern bedeckt. Erst einen Moment später gewahrte er vor sich seinen kleinen Sarg, aus welchem der Napoleonsscheitel seines Knaben sichtbar wurde.

Es war eisig kalt in dem stillen Raume.

Der Geistliche trat an die Leiche; er raffte seinen Mantel mit der linken Hand zusammen, hielt sich mit der rechten das Brevier dicht vor die Augen und las hastig in mechanischer Eintönigkeit die vorgeschriebenen Gebete. Dann sprengte er aus einer kleinen Medizinflasche Weihwasser umher, warf darauf einige Körner Erde in den Sarg und sprach schnell den Segen.

Edmund stand dabei mit gesenktem Haupt; es fror ihm durch die Seele, er vermied, nach dem Kinde zu blicken.

Und dann schloß der Geistliche seinen Mantel; die alte Frau flüsterte einige unverständliche Worte; ein Mann, der unsichtbar in einer Ecke gewartet hatte, erschien mit Instrumenten; als Edmund zur Besinnung kam, fand er sich allein mit dem geschlossenen Sarge.

Man öffnete die Thür; er ging mechanisch zu seinem Wagen; der kleine schwarze Kasten wurde ihm vor die Füße geschoben; er reichte ein Silberstück; der Wagen setzte sich in Bewegung.

Es war noch weit bis zum Friedhof. Edmund nahm den Sarg auf seine Kniee und hielt ihn krampfhaft fest unter dem Schütteln des Wagens; mit einer seltsamen Empfindung, aus schmerzlichem Mitleid und gerührter Erhebung gemischt, blickte er auf seine teure Last. Allmählich wurde das Gefühl immer schwächer und verschwamm zuletzt in eine müde Gleichgültigkeit. „Wäre ich nur erst da!“ war sein einziger Gedanke.

Endlich erschien ihm das Einfahrtsthor des Friedhofs zur Seite. Ein Totengräber wartete schon, öffnete schnell den Wagenschlag, nahm den Sarg und schritt voraus auf der langen, langen Allee. Dann ging es durch mehrere Seitenwege und nach langem Wandern sah sich Edmund in der äußersten Ecke des Friedhofs vor einem kleinen offenen Grabe, an dem schon ein Mann mit Hacke und Spaten bereit stand.

Der Sarg wurde hinabgelassen, die drei Männer sahen einen Augenblick in die von blendend weißem Schnee umgebene dunkle Grube. Und dann begann der eine zu schaufeln —



XI.

Emmy saß in ihrem Zimmer und blickte verdrossen zum Fenster hinaus. Sie war blaß und noch angegriffen von ihrer Niederkunft, sie empfand eine schreckliche Langeweile und zugleich Neid gegen die Menschen, die sie rüstig

die Straße hinabschreiten sah. Waren diese doch alle gesund und froh und amüsierten sich wahrscheinlich; wie konnte man dagegen ihre eigene Lage aushalten — krank, eingesperrt, ohne alle Zerstreuung!

Sie kehrte sich von dem Fenster ab; da ärgerte sie sich denn über die Unordnung in ihrer Wohnung. Sie wollte einige Sachen an ihren Platz stellen; aber die Beschäftigung gefiel ihr nicht; zuletzt warf sie eine kleine thönerne Blumenvase zornig auf den Boden.

Sie dachte an Edmund. Ohne sich nach ihm zu sehnen, schalt sie innerlich auf ihn, weil er sich um sie nicht bekümmerte; wer außer ihm sollte ihr das verschaffen, was sie vom Leben begehrte! — Glücklich noch, daß er Angst hatte vor allen heftigen Worten; wenn man nur recht grob und boshaft mit ihm verfuhr, dann bestimmte man ihn leicht.

In einer Ecke des Tisches, auf welchem neben dem Nähkissen sich noch Reste der Mittagsmahlzeit befanden, lag ein angefangener Brief. Emmy versuchte, ihn weiter zu schreiben, obgleich das Licht nicht mehr gut war; das Blatt lag unmittelbar auf dem Holz des Tisches, die Feder kratzte und kreischte, wie Emmy ihre ungelenken Buchstaben malte.

Sie hielt es nicht aus. Nichts wollte ihr heute gelingen! — Sie wurde ernstlich ungehalten gegen den kindischen Jüngling, der eigentlich an allem schuld war. Und in ihrem Zorne fielen ihr eine Menge Gemeinheiten und Schimpfworte ein, die er gar nicht vertrug, vor

denen er immer nachgab. Aber sie konnte nichts auf das Papier bringen.

Plötzlich ging die Thüre. Emmy kehrte sich um und sah einen schlank gewachsenen, ernsthaften Mann vor sich stehen, im langen, schwarzen Rock, mit weißem Haar und dunkeln, tiefen Augen.

Sie erschrak; jener redete kein Wort und kam langsam näher.

Unterdessen war ihr Schrecken bereits vergangen. „Was wollen Sie hier," fragte sie dreist, „Sie sind wohl in eine falsche Nummer geraten?"

Er erwiderte ernst, doch mild: „Ich komme zu Emmy Chavisse."

„Was willst Du denn von mir, alter Narr? Geh weiter, ich kann Dich nicht brauchen. — Oder bist Du von der Mission? Weißt Du, mein Alter, die Schwarzröcke mag ich gar nicht leiden."

„Ich bin Arzt, ich komme zu Dir, mein Kind, als zu einer Kranken."

Er hatte ihr seine Hand leise auf die Schulter gelegt; sie schüttelte sich heftig und rief: „Gleich anfassen! Laß mich in Ruhe, alter Geck! Wer hat Dich hierher geschickt? Vielleicht mein Kleiner selbst?"

„Mich hat niemand geschickt," sagte der Fremde, „aber ich kenne Deinen Freund. — Ich habe mit Dir zu reden, es geht Dich und ihn an."

„Ich will nichts wissen."

„Gehorche mir," sprach er sehr bestimmt, doch ohne Schärfe. „Setze Dich auf Dein Bett!"

Sie machte eine widerstrebende Bewegung; er näherte sich; sie ging unwillkürlich einen Schritt zurück bis zum Rande des Bettes; nun legte er ihr die Hand auf die Schulter, sie fühlte einen sanften Druck, der sich gewaltig zu steigern schien; wie unter einer ungeheueren Last gaben die Kniee nach; sie saß auf dem Bettrande, blickte verwundert und ängstlich zu dem fremden Manne hinauf.

„Was wollt Ihr von mir? Ich habe Euch nichts gethan.“

„Du bist in Not, Dir soll geholfen werden. Man wird Dir Geld schicken.“

„Ich habe meinen Liebhaber,“ stammelte sie in halbgebändigtem Trotz.

„Von heute an hast Du keinen Liebhaber mehr.“

„Wer sagt das?“

„Ich sage es, und ich bin mächtiger als Du.“

Der Fremde stand hoch aufgerichtet, die Strahlen der untergehenden Sonne durchleuchteten sein weißes Haar und umgaben das unbewegliche, ruhig-milde Antlitz wie mit einem glühenden Heiligenschein. — In diesem Augenblicke ertönte das Angelusläuten der nahen Kirche. Schwer und tief drang der Ton herein; das enge Zimmer war mit einem roten Goldglanz übergossen.

Unbeweglich, stumm, verweilten die beiden Menschen Angesicht zu Angesicht. Eine sonderbare Veränderung bemächtigte sich des jungen Weibes. — Und als nun das Läuten verhallt war, glitt sie langsam von dem Bett herunter auf die Kniee, auf ihren Zügen lag Angst und abergläubische Verehrung; die Hand gegen den

wunderbaren Gast ausgestreckt, rief sie: „Ich weiß nicht, wer Ihr seid, aber Ihr seid kein Mensch, sondern ein Heiliger. Habt Erbarmen mit mir, ich will Alles thun."

„Bete ein Ave Maria," sprach er eindringlich und erhob die Hand wie zum Segen.

Sie betete; als sie geendigt hatte, sprach er: „Jetzt bist Du von Deinem Freunde getrennt. Niemals wirst Du mehr wagen, Dich an ihn zu wenden. Sollte es Dir je einfallen, ihn aufsuchen zu wollen oder ihm zu schreiben, dann werde ich wieder vor Dir stehen — und Du wirst nicht können."

Er hatte die letzten Worte mit gewaltiger Stimme ausgesprochen; Emmy wußte nicht, wie ihr war; als sie aufblickte, war der unheimliche Fremde verschwunden. . . .

Edmund ging in der Straße auf und ab. Ein Brief von Emmy hatte ihn hergetrieben; und doch wollte er nicht in das Haus treten; in dem Widerstreit zweier Empfindungen bewegte er sich planlos zaudernd um die ihm so verhängnisvolle Thür. Da sah er, wie ein Mann das Haus verließ; er glaubte, Deroge zu erkennen.

Noch war er im Zweifel, als jener ihn anredete. „Höre, ich habe Dich von dem Mädchen befreit. Halte Dich fern von ihr, Dich wird sie nicht mehr belästigen. Gehe sogleich heim, sprich mit Deinem Vater und schicke ihr eine angemessene Geldsumme, mit der Du Dich für immer freikaufst. — Und nun weißt Du, warum ich damals zur Niederkunft nicht kommen wollte."

Ehe Edmund sich noch besinnen konnte, war Deroge um die Ecke verschwunden.

Jener begab sich erleichtert, beinahe froh, nach Hause.

Während der letzten Tage war in seinem Gemüte eine bedeutende Veränderung vor sich gegangen. So sehr ihn das Schicksal seines Knaben erschüttert hatte, so betrauerte er nicht den Verlust. Ihm lebte das Kind gewissermaßen noch; nicht zwar wie eine sichtbare Person, sondern wie eine Episode seines eigenen Lebens, die, mit allen Fasern des Gemütes verwachsend, zu einem dauernden Bestandteil seines Bewußtseins wurde. Er fühlte sich jener Vertiefung und Erweiterung des Wesens teilhaftig, welche die Vaterschaft allen besseren Naturen mitteilt.

Zugleich aber ging eine zweite Veränderung in ihm vor. Er wurde plötzlich unabhängig von jener, der er zwar nicht in Liebe, aber doch aus Schwäche unterworfen gewesen war. Der Augenblick, der sie zur Mutter machte, hob zugleich die unwiderstehliche, unheimliche Macht des Weibes auf.

Edmund war glücklich über diese Befreiung, aber auch verwundert, da sie allem, was er von ähnlichen Verhältnissen gehört hatte, widersprach. Er begriff nicht, wie man das Kind lieben und die Mutter verachten könne; und doch hatte er das bestimmte Gefühl, jenes gehöre ihm allein, es stehe zwischen ihm und ihr nicht wie eine Brücke, sondern wie eine Brustwehr.

Leichter, als er gedacht, überwand er sich, mit seinem Vater zu reden.

Zum Glück befand sich dieser bei guter Laune, was seit langer Zeit nur selten der Fall war; er hatte von dem Aufsichtsrat der Bergwerksgesellschaft eine auszeichnende Anerkennung erhalten; zugleich war es nun sicher, daß der Wahlkreis bald frei sein werde; und einflußreiche Freunde betrieben schon im stillen Vorbereitungen für seine Wahl.

In solcher Stimmung empfing er denn die Eröffnungen seines Sohnes mit einer zynisch-wohlwollenden Gemütlichkeit; umsomehr, da Edmund sich beeilte, den Tod des Kindes zu erwähnen, während er an die Verfolgung durch Triban im Augenblick selbst nicht dachte.

„Na, solche Erfahrungen in der Jugend gemacht zu haben, ist ganz gut," meinte Veraine; „aber nun laß das Mädchen laufen! Das Geld lasse ich Dir morgen auszahlen; knickerig wollen wir nicht sein."

Es wurde in der That eine bedeutende Summe für Emmy ausgesetzt; da man sich keinem näheren Freunde vertrauen mochte, so übernahm ein erprobter Angestellter die Besorgung und brachte denn auch die schon im voraus angefertigte Quittung, von der Empfängerin unterzeichnet, heim.

Wenn nun Edmund einen Augenblick geglaubt hatte, es fange für ihn ein glücklicheres Leben der Freiheit an, so wurde er schon sehr bald enttäuscht.

Ein widriger Zufall hatte gewollt, daß zwei seiner Kameraden sich in der Nähe des Friedhofes befanden, als er mit der kleinen Leiche ankam. Sie schwiegen zuerst; aber dann quälten sie Edmund mit unaufhörlichen

Neckereien. Die übrigen gingen schnell darauf ein, und wenn das Opfer ihrer Spottsucht nahte, so hieß es von allen Seiten: „Der Totengräber kommt.“

„Womit haben Sie denn den Wurm vergiftet?“ fragte einer. „Das Kind ist vor Angst gestorben, als es die Miene des Vaters sah,“ gaben andere zur Antwort.

Solche Reden kränkten den jungen Mann aufs bitterste; wenn er gutmütigen Scherzen gegenüber eine Weitherzigkeit bewies, welche ihm als Offizier eigentlich nicht zustand, so verletzte ihn unsäglich diese all seinen Gefühlen widerstreitende Roheit.

Über den Tod einer geachteten Person würde man sich keine läppischen Witze erlaubt haben. Also betrachtete man das süße Kind, den frühverschiedenen kleinen Messias, als eine gleichgültige, unwürdige Sache!

Edmund fühlte sich jetzt wieder ganz unglücklich in seiner Umgebung; er glaubte sein besseres Teil beeinträchtigt, wo nicht erdrückt, unter diesen Leuten, mit deren Denkungsart er so wenig übereinstimmte.

Nun machte ihm eine unvorhergesehene Veränderung das Leben im Regiment doppelt beschwerlich. Der Oberst, der ihm sonst stets eine Art von Liebe bezeugt hatte, wandte sich plötzlich von ihm ab. Er übertrug seine Zuneigung auf einen anderen, eben erst eingetretenen Offizier; und seitdem ließ er an Edmund gewissermaßen seinen Ärger über die frühere Schwäche aus.

Der Empfindliche litt schwer unter all den kleinen Nadelstichen, die das übelwollende Benehmen des Vorgesetzten ihm zufügte. Es bedurfte nur einer kurzen

Reihe von Tagen, um ihn bis nahe an die Verzweiflung zu bringen.

Aber er fand einen Entschluß; nicht mehr beirrt durch des Obersten freundlichen Widerspruch, hatte er die Kraft, sich loszureißen.

Er machte seinem Vater Mitteilung, daß er sein Abschiedsgesuch eingereicht habe.

Veraine war im ersten Augenblicke ärgerlich, aber er besann sich bald. Denn er hatte unklare Andeutungen von Differenzen zwischen Edmund und dem Obersten vernommen; und so hielt er es für besser, daß sein Sohn vor dem offenen Ausbruch eines Konfliktes schied.

Das Gesuch wurde sehr schnell befördert, und schon in kurzer Zeit wußte Edmund, daß er seinen letzten Dienst verrichtete.

Der Abschied vom Offizierskorps wurde ihm nicht schwer; dagegen erinnerte ihn der Kasernenhof, der Exerzierplatz an so manche vertraute, wenn auch zumeist unfrohe Eindrücke; die Mannschaft betrachtete er scheidend mit einem verstärkten Gefühl der Zusammengehörigkeit, und er bedauerte im Herzen die armen Burschen, die noch weiter ihre beste Jugend in unfruchtbaren, pedantischen Exerzitien zubringen mußten.

In seiner Rührung war er schwach genug, selbst von Triban mit Händedruck Abschied zu nehmen. Der Unteroffizier verhielt sich korrekt und ergeben-freundlich; im letzten Augenblicke sagte er: „Nehmen Sie sich vor Emmy Chavisse in acht; die hat uns beide betrogen.“

Edmunds gerührte Stimmung veranlaßte ihn, in diesen Worten die Taktlosigkeit eines einfachen, braven Menschen zu erblicken; und er, der dauernd niemals verzieh, schied von dem Beleidiger wie von einem Freunde.

Edmund lebte nun unbeschäftigt im väterlichen Hause. Zuerst genoß er seine Freiheit wie ein außerordentliches Glück; aber bald ergriff ihn die Langeweile. Ihn verlangte nach Beschäftigung, und doch wußte er solche nicht zu finden.

Nicht weniger zeigte Veraine sich enerviert von seines Sohnes unthätiger Gegenwart. Er wußte zwar auch keinen nützlichen Vorschlag zu machen; umsomehr aber ärgerte es ihn, daß jener nicht von sich aus eine Arbeit wählte.

Nun bereiteten auch Edmunds Geschwister allerhand Sorge. Von Claire, die weit über die vorausgesehene Frist auf dem Lande geblieben war, gab es nur selten ganz kurze Nachricht; man wußte nicht, was sie trieb, und nichts von ihrer geistigen Verfassung. Veraine mochte sich nicht an die Verwandten wenden; er schrieb seiner Tochter lange ermahnende und sogar drohende Briefe; aber immer kam die Antwort spät, fiel kurz und gleichgültig aus. — Da nun alles unbestimmt blieb, so brauchte man freilich bei Claire nicht durchaus das Schlimmste anzunehmen.

Anders war es mit Gontran. Er hatte auch in der Verbannung sein zerstreutes Leben fortgesetzt, in dem Geschäfte, wo er als Volontair diente, wenig gethan, dahingegen durch seine Ungebundenheit manchen Anstoß

erregt. Es kamen allerlei Beschwerden über ihn an; man wollte aus Rücksichten sich seiner nicht geradezu entledigen, erwartete jedoch seine Abberufung mit Ungeduld. Er selbst schrieb auch hin und wieder in mißvergnügtem Tone. Sein Aufenthalt gefiel ihm gar nicht; er nannte Britannien nur das Land der gottseligen Gauner, klagte über Fremdenhaß und Heuchelei und beteuerte, daß er seine angestrengte, wohlüberlegte Arbeit zu Hause weit besser würde verwerten können.

Veraine hatte die Fähigkeit jener Leute, die über vieles gesetzt sind, aus den einseitigen Berichten anderer sich eine persönliche Meinung zu bilden. Er berief Gontran telegraphisch zurück.

Da er anfing, eine politische Persönlichkeit zu werden, so fürchtete er einen Skandal im Auslande noch mehr als daheim; war Gontran in der Nähe, dann konnte man wenigstens an eine Beaufsichtigung denken; und das Gewesene hatte man in Paris wohl schon einigermaßen vergessen.

Als Gontran zurückkehrte, bemerkte der Vater an ihm die Verwüstungen eines frevelhaften Lebens.

Die Sorge wurde dem thätigen Manne fast zu schwer. Das Streben nach äußerem Gewinn erheischte die Anspannung aller Kräfte; zu Hause hätte er ruhen sollen; und nun bot gerade die Familie ihm tägliche, sonderbare, unübersteigliche Schwierigkeiten.

Ratlos, wußte er zuletzt keinen anderen Ausweg, als daß er Deroge aufsuchte. Er redete vor diesem lange

über die Absonderlichkeit seiner Kinder und bat ihn danach um Rat.

Deroge zeigte sich zurückhaltend. „Zu raten ist nicht viel, und zu thun noch weniger.“

„Aber man muß doch irgendwie die verkehrten Neigungen ablenken können!“ meinte der Vater bedrückt.

„Das hängt sehr von den Umständen ab; im übrigen habe ich die letzten Jahre wenig Gelegenheit gehabt, Ihre Kinder zu beobachten.“

„Aber Sie wissen doch, was man in ähnlichen Fällen thut!“

„Es giebt nicht zwei Fälle, die sich unmittelbar vergleichen ließen.“

Veraine glaubte mißtrauisch, jener scheue die Verantwortlichkeit. Er bat beruhigend nur um Andeutungen, nach welchen er den rechten Weg schon finden werde.

Endlich erwiderte Deroge: „Man muß diesen drei Menschen einen Wirkungskreis finden, der ihrer Natur angemessen ist. — Wenn ich recht urteile, so hat Claire vor allem das Bedürfnis der Hingebung. Sie möge in einem Dorfe oder an einer Vorstadtschule Lehrerin sein; da wird sie ein ausgedehntes Feld für wohlwollende Wirksamkeit finden und Erfolg genug, um sich ihre Mühe nicht gereuen zu lassen. — Edmund muß sein Leben um manche Jahre zurückschrauben; er betrachte sich als erst eben von der Schule gekommen und ergebe sich einem schweren Studium, das ihn mit seinen Anforderungen gefangen nimmt. — Für Gontran weiß ich überhaupt keinen Rat, es sei denn, daß man ihn durch die äußerste

Not gehen ließe, um zu erwarten, in welche Richtung die ihn drängt.“

Veraine dankte für den Rat, aber er mußte sich beobachten, um ein spöttisches Achselzucken zu vermeiden. — Auf dem Heimwege fiel ihm ein, wie wenig der Erfolg bedeutet, wenn er sich nicht vererben läßt.



XII.

Wenn Edmund nun das Leben langweilig, öde und traurig war, so wurde es ihm durch seinen Bruder keineswegs angenehmer gemacht. Seit dem Tage der Ankunft hatte Gontran sein wüstes Treiben fortgesetzt. Er wußte wohl, daß er in der Gesellschaft nicht für vollzählig galt, und richtete sich danach ein ohne Beschämung.

So suchte er sich nicht in den Klub zu drängen; aber er fand an bekannten Plätzen einige der Freunde wieder, mit denen er früher die Nächte durchtobt. Die Freunde gehörten zu jenen jungen Leuten, welche auf allen Stufen der Gesellschaft Beziehungen pflegen, die ihrem Vergnügen oder ihrem Laster dienlich sind. Sie tanzen mit den Töchtern aus den besten Familien und sitzen am Spieltisch wohl einem Prinzen gegenüber; aber zugleich verkehren sie freundschaftlich mit Jockeys, ja mit

schmutzigen Personen ohne eingestehbaren Beruf, und treiben sich in den gemeinsten Winkeln der Stadt herum.

Gontran traf die alten Bekannten nun bei solchen Gelegenheiten, wo man sich nicht kompromittieren konnte; und da wurde er mit Sympathie empfangen, denn er kannte sich in allen Lastern aus und hatte in der Ausschweifung eine Art von halb blasiertem, halb kindischem Humor, welcher den anderen gefiel. Daneben war er taktvoll genug, bei zufälligen Begegnungen nicht auf einem Gruß zu bestehen.

Doch brachten es diese Verhältnisse mit sich, daß er sich immer mehr in die niedere Sphäre einlebte und die Lebemänner aus seinem früheren Kreise allmählich vernachlässigte. Er trank in kleinen Kneipen Whisky mit englischen Abenteurern und einheimischen Zuhältern, den Jockeys verschaffte er Mädchen und erhielt von ihnen Tips für die Rennen. — Denn er spielte fortwährend; im Spiel hatte er nicht nur ein auffallendes natürliches Glück, sondern er hatte auch durch lange Übung Gewandtheit und Kaltblütigkeit erworben. Von den Erträgen des Rennplatzes bestritt er einen Teil seines Unterhalts. Im übrigen hielt ihn der Vater wohl einigermaßen knapp, doch gab er hinreichend Geld, um ein gefährliches Schuldenmachen zu verhüten.

Veraine ließ seinen Sohn völlig gewähren, machte ihm keine Vorwürfe und hielt ihn auch nicht zur Arbeit an.

Dieses an einem Vater auffällige Verhalten hatte seinen Grund in einer Erwägung, der nur ein so kaltdenkender Mann gehorchen konnte. Veraine sagte sich

nämlich, ein erziehender Einfluß irgend welcher Art könne auf seinen Sohn kaum noch wirken; und selbst die Not sei ein unsicheres, dabei höchst gefährliches Mittel. Nun wußte er von einem Arzt, daß Gontran infolge vielen Trinkens bereits an einer Vergrößerung der Leber und an einer Entartung der Nieren litt.

Auf die vorausgesagte schwere Krankheit hoffte Veraine. So lange sie dauerte, konnte man Gontran von Excessen entwöhnen; der an Körper und Geist Geschwächte ließ sich dann vielleicht in eine bessere Bahn drängen und mochte mit einer passenden Heirat ein neues Leben beginnen.

Ungeduldig erwartete denn Veraine das vom Arzte vorausgesagte Leiden; inzwischen sah Gontran zwar blaß, gedunsen und verkommen aus, schien jedoch im übrigen gesund.

Während nun dem Vater seine Söhne genug zu schaffen gaben, wurde er zugleich die Sorge um Claire nicht los. Sie schrieb immer seltener und kürzer, so daß man von ihr nicht viel mehr wußte, als daß sie lebe und gesund sei. Endlich entschloß sich Veraine, die Verwandte um Nachricht anzugehen.

Die Antwort lautete nicht eben sehr tröstlich.

Während all der Monate ihres Aufenthalts auf dem Lande war Claire nicht krank gewesen, man hatte sie auch niemals weinen oder klagen hören. Trotzdem war sie blaß und abgemagert. Sie las sehr viel, schrieb auch an Tagebüchern oder anderen Blättern, die sie sorgfältig verschloß; um weibliche Handarbeiten jedoch bekümmerte sie

sich gar nicht, von der dringend empfohlenen Beschäftigung im Garten wollte sie nichts wissen. Sie ging manchmal ins Dorf, gab sich mit den armen Leuten, sowie auch mit den Kindern ab; jene unterstützte sie, diese suchte sie zu beschäftigen und zu belehren. So war sie denn bei den einfachen Menschen ganz beliebt. — Im Hause aber zeigte sie kein gewinnendes Wesen; scheinbar stets von ernsten Gedanken eingenommen, hatte sie sich das Sprechen vollständig abgewöhnt; so daß schwer zu erraten war, was denn eigentlich in ihrem Kopfe vorging.

Veraine überlegte, es sei besser, Claire nach Paris zurückkommen zu lassen. Doch wollte er noch einige Zeit warten; denn er hoffte, die Verhältnisse im Hause würden sich bald entwirren.

Inzwischen gab es wieder neue Sorge. Frau Frampois wollte das Haus verlassen.

Veraine hätte sich ohne allzuviel Bedauern von der Dame getrennt, deren Nützlichkeit er immerhin anerkannte; doch nun, in der Aussicht auf die Rückkehr seiner Tochter, war ihm ihr Scheiden höchst unerwünscht.

Er versuchte denn, sie mit freundlichen Reden und einigen kostspieligen Aufmerksamkeiten umzustimmen.

Doch sie hielt besser stand, als er geglaubt. Sie sei zu alt und zu schwach, um einem großen Hauswesen vorzustehen, auch fühlte sie sich unter den jungen Leuten nicht an ihrem Platze.

Jener, der seine innersten Gedanken nicht wohl offenbaren konnte, versprach ihr, Gontran werde in kurzer

Zeit entfernt werden; das sei schon darum nötig, weil man Claire erwarte.

Nur mit vieler Mühe war Frau Frampois zu überreden, doch sagte sie endlich bestimmt zu.

Insgeheim tadelte sich Veraine, daß er sie verwöhnt habe, denn ohne ein erspartes kleines Vermögen würde die besorgliche Frau unter jeder Bedingung bei ihm geblieben sein.

Nachdem er in seinem Kopfe die Zukunft leidlich geordnet hatte, wurde er durch die Ankunft Claires überrascht. Er war im ersten Moment sehr unzufrieden, bezwang sich jedoch und heuchelte große Freude, als sei Claire seinen Wünschen eben rechzeitig entgegengekommen.

Die Schilderung der Verwandten mußte wohl richtig sein. Claire brachte eine große Kiste voll Bücher mit; sie trug ein ordinäres schwarzes Wollkleid, die Haare waren gescheitelt und glatt über den Kopf gestrichen, was ihrem mageren, blassen und etwas knochigen Gesichte den Anschein vorzeitigen Alters verlieh. Von der ersten Stunde an verweilte sie fast nur in ihrem Zimmer, mit Lesen und Schreiben beschäftigt; sie sprach kaum, wollte auch nur wenig und nur die einfachste Nahrung genießen. — Doch glich ihr Wesen nicht dem gewöhnlichen Stumpfsinn der Unglücklichen; in den tiefen Augen loderte ein eigenes Feuer und um die festgeschlossenen Lippen zuckte es, wie von einer unterdrückten, heftigen Rede.

Und einmal sprach sie auch.

Sie besuchte Edmund auf seinem Zimmer, wo er eben in verdrießlicher Stimmung die Zeit verträumte. Sie tadelte seine Unthätigkeit, rief ihn zur Arbeit, zur Selbstentäußerung auf. Begeistert und leidenschaftlich schilderte sie das Los so vieler Millionen, für die es keine Frucht ihrer Mühe gebe, die, unter dem beschwerlichen Einerlei des Lebens stumpf geworden, von gesunder Lebensfreude ausgeschlossen seien, die, hungrig, keine genügende Nahrung, krank, keine Pflege, zweifelnd und irrend, keinen Beistand finden. Ihnen sich zu opfern sei der höchste Beruf; und diesen möge Edmund ergreifen. Er solle sich schämen, in einer Bequemlichkeit und Üppigkeit dahinzuleben, die im Grunde auf Kosten seiner Mitmenschen erworben sei; jede Stunde müsse ihm als ein verlottertes Geschenk des Himmels erscheinen.

„Du bist mein Bruder, mein Freund, und ich kann Dich nicht achten. Was hast Du bis zu diesem Augenblicke mit Deinem Leben angefangen? Wozu bist Du nütze gewesen? Wer würde Dich vermissen, wenn Du fehltest? Du hast Dir nichts erkämpft; nicht einmal, was Dir und anderen Deinesgleichen von selber zufällt, hast Du zu bewahren vermocht. — Wohin das führen muß, siehst Du an Gontran. O, ich durchschaue ihn besser, als Ihr alle glaubt. Ich weiß, er kann sich nur in der erbärmlichsten Niedrigkeit wohl fühlen. Er ist ein Teil von dem Bodensatz der Menschheit, den man mit Gewalt ausrotten müßte; und wahrhaftig, ich unterschriebe kalten Blutes sein Todesurteil.“

Edmund war verblüfft, indem er die schlimmsten Vorwürfe seines eigenen Gewissens aussprechen hörte; zu erwidern wußte er nichts.

Claire aber redete mit feurigem Ungestüm: „Ich hasse Euch alle, Euch reichen, wohlerzogenen Männer. Schmarotzer seid Ihr, schädliches und widriges Ungeziefer. Eure glatte Außenseite täuscht die Thoren, aber ich sage Dir, ich kenne Euch. Ich weiß viel mehr, als was ich mit Augen gesehen. Mein Herz gehört den Armen und Beladenen. — Ich bitte um mein mütterliches Erbtheil; ich verlasse dieses Haus und widme mich ihrem Dienste.“

Ihre Augen flammten, die Brust wogte, auf den bleichen Wangen zeigte sich eine dunkle Röte. — Sie schöpfte tief Atem; dann bat sie leidenschaftlich dringend: „Edmund, Du bist mir immer der Nächste gewesen; gehe mit mir. Laß die Gesellschaft um uns thun, was sie mag; wir wollen mit einander aushalten in den edelsten Bestrebungen, durch die wir unser Recht auf das Dasein nachträglich noch erwerben.“

Der junge Mann war gänzlich verwirrt. Sein geschwächtes Gemüt trafen die aufgeregten Worte so heftig, daß er hätte weinen mögen; zugleich war seine Empfänglichkeit ergriffen von der Schwester menschenfreundlicher Begeisterung, er fühlte in sich eine erhebende Lust, an dem Werke teilzunehmen; am Ende siegte dann doch die Schwäche, Bedenken und Furcht schreckten ihn.

Claire bemerkte wohl seinen inneren Zwiespalt und fragte entschieden: „Willst Du, oder willst Du nicht?“

Und als er traurig schwieg, ging sie schnell aus dem Zimmer.

Edmund blieb in einer Art Erstarrung über das, was er gehört; er sah die Schwester schon in einem gefährlichen Treiben; und als er sich endlich besann, glaubte er sich vor seinem Vater zur Mitteilung verpflichtet.

Erfüllt von einer sonderbaren Empfindung, in der neben edleren Elementen auch ein heimlicher Neid enthalten war, begab er sich zum Vater.

Dieser nahm die Warnung dankbar und ohne Überraschung auf; er hatte von seiner Tochter Ähnliches gefürchtet. Er bemerkte kurz, daß er voreilige Schritte zu verhindern wissen werde, und daß er zur Hergabe des kleinen Erbteils nicht verpflichtet sei.

Nachher hatte Edmund einige Reue; er machte sich auf einen heftigen Sturm im Hause gefaßt; denn er glaubte, Veraine, der stets im Angriff die beste Abwehr sah, werde seiner Tochter zuvorkommeu wollen.

Indessen blieb einige Zeit alles ruhig.

Da wurde plötzlich Frau Frampois schwer krank. Sie hatte sich eine Lungenentzündung zugezogen, die bei ihrem Alter höchst bedenklich schien. Der Arzt empfahl eine barmherzige Schwester; doch davon mochte die Kranke nichts hören, weil sie, die sehr am Leben hing, in der dunkeln Ordenstracht eine beständige, fürchterliche Todesmahnung erblickte. Sie wollte keine andere Pflege als von Claire.

Das kam dem Vater sehr gelegen. Er ermahnte Claire, bei der Kranken auszuharren und ihr dadurch

zu vergelten, was diese, gleichsam eine zweite Mutter, seit Jahren Gutes an ihr gethan.

Claire unterzog sich der Aufgabe mit vielem Eifer. Ganz erfüllt von ihren menschenfreundlichen Plänen hatte sie keinen rechten Anfang gefunden; sie freute sich nun der Probe, mit welcher der Himmel sie vielleicht zu größeren Werken vorbereitete. . . . . .

Inzwischen verließ Gontran das Haus. Wiewohl er sonst von seinen Freundschaften und von seinem Zeitvertreib nicht zu sprechen pflegte, so hatte er doch in der letzten Zeit seine Beziehungen zu dem jungen Paul Leferrand öfter erwähnt. Dieser junge Mann war der Sohn eines fabelhaft reichen Eisenfabrikanten, der seine Fabriken zuletzt in Aktiengesellschaften umgewandelt und nach seinem bald darauf erfolgten Tode ein ungeheures Vermögen hinterlassen hatte. Veraine erinnerte sich sehr wohl des alten Leferrand, dieses schlauen Normannen mit dem ernsthaften, verstohlen-pfiffigen Bauerngesicht, der es stets verstanden hatte, Vorteil und Würde zu vereinigen, und, seit er reich geworden war, für das Muster eines ehrenfesten Patriziers galt. Von dem Sohne wußte freilich Veraine nichts; doch hielt er diese Bekanntschaft nicht für die schlechteste; denn der junge Mann war so reich, daß sich Ministersöhne und Grafen aus den edelsten Häusern in seinem Gefolge befinden mußten.

Veraine bemerkte daher nichts, als Gontran ihm mitteilte, sein neuer Freund habe ihn zu längerem Besuche auf sein Schloß eingeladen.

Eigentlich wunderte er sich, daß Gontran dem nach ärztlicher Beobachtung langsam fortschreitenden Leber- und Nierenleiden noch widerstand; doch war er überzeugt, der Sohn werde in Bälde leidend das väterliche Heim wieder aufsuchen. — Mißtrauische Verstandesmenschen lassen sich zwar nicht leicht beschwatzen; aber an dem, was sie sich selbst eingeredet haben, halten sie fest bis zum kindischen Unsinn.

Es herrschte nun Frieden und jene besondere dumpfe Ruhe, welche die Anwesenheit eines Kranken im Hause verbreitet.

Edmund gewann einigermaßen sein inneres Gleichgewicht; die Stille that ihm wohl, und seiner Schwäche wurde er kaum gewahr, da keine Störung sie auf die Probe stellte. Indem er sich nun freilich mehr Gedanken als Beschäftigungen hingab, gewann ihm die Welt, gleichsam aus der Ferne gesehen, wieder Reiz, und er hatte den Wunsch, seine Kraft zu bethätigen; Claires leidenschaftliche Reden hallten ihm jetzt dumpf, versöhnlicher, in den Ohren nach. Er fürchtete, diese günstige Stimmung zu zerstören; weder mochte er Deroge besuchen, noch sich Rodarts erinnern.

Wie er nun einsam nach Plänen suchte, verfiel er immer nur auf das Studium der Medizin.

Doch bemerkte er, daß er keinen rechten inneren Trieb empfand. Er ließ sich auch nicht sogleich Studienordnungen und dergleichen schicken, sondern beredete sich selber mit allerhand schmeichelnden Bildern seines künftigen

Wirkens, um so künstlich jene Begeisterung zu erzeugen, die ihm von Natur nicht gegeben war.

Ehe ihm nun Ärger und Enttäuschung von dieser Seite nahe treten konnte, eröffneten sich neue, verführerische Aussichten.

Veraine, dem er sich mitteilte, drückte starke Zweifel aus, ohne Edmunds Pläne völlig zu verwerfen. Er hatte seinerseits an einen ganz anderen Weg gedacht.

Edmund sollte Landwirtschaft betreiben; zu diesem ruhigen Gewerbe mochte er wohl geeignet sein und auch Vergnügen daran finden. — Außerdem erfüllte er so eine Familienpflicht. Denn Veraine hatte in den letzten Jahren mehrere Güter von verschiedenem Umfange an sich gebracht; einige davon waren verpachtet, ein anderes, welches Le Tourbillon hieß, wurde eben frei. Und dieses war bestimmt, das Stammgut der Familie zu werden; es war vortrefflich gelegen, und man konnte es durch Umtausch mit dem entfernteren Besitz im Laufe der Zeit vergrößern.

Edmund nahm den Vorschlag mit Freude auf. Seine Phantasie erfrischte sich an dem Reize des Landlebens, er glaubte eine neue, bessere Welt zu sehen. Doch eine zusagende Antwort gab er noch nicht, und der Vater bestand auch keineswegs darauf; ja er sagte: „Du mußt erst Zeit haben, Dich an den Gedanken zu gewöhnen. — Außerdem verstehst Du zu wenig von der Sache. Wenn ich Dir das Gut anvertraue, muß ich Dir, zum mindesten für die erste Zeit, einen tüchtigen Verwalter an die Seite stellen.“

„Der wäre wohl nicht schwer zu finden,“ meinte Edmund, von Hoffnung erregt.

„Leute, die etwas verstehen und ehrlich sind, findet man nicht alle Tage,“ entgegnete der Vater; doch trotz dieser Bedenklichkeit schien er zufrieden mit dem Plane, der ihm, je länger desto mehr, einleuchtete.

Es vergingen nun Edmund einige Tage in hoffnungsfroher Stimmung; indessen war zwischen ihm und dem Vater von dem Gute nicht mehr die Rede. Einmal ließ dieser über die Besetzung des Verwalterpostens eine undeutliche Bemerkung fallen; der andere überhörte sie jedoch halb und erkundigte sich nicht weiter .....

Edmund dachte nur selten und ungern an die vergangene Zeit zurück. Er hatte Emmy vergessen, aber das Bild Tribans drängte sich hin und wieder seiner Phantasie auf. Wie er im allgemeinen froh war, der dienstlichen Gebundenheit entronnen zu sein, so fühlte er sich ganz besonders erleichtert, weil er den schrecklichen Unteroffizier nicht mehr zu sehen brauchte. Dennoch beunruhigte ihn dieser Mensch sogar aus der Ferne, die Erinnerung an ihn war von einem dunkeln Furchtgefühl begleitet, und es hätte keine erfreulichere Nachricht geben können als die Anzeige seines Todes.

In solcher Furcht lag eine unbestimmte Ahnung. Triban vermißte seinen Leutnant von der ersten Stunde an. Es hatte sich in seinem Kopfe die Absicht festgesetzt, auf jenen, den das Schicksal ihm in die Hände geliefert, sein eigenes Glück zu bauen. Bei ruhiger Überlegung sagte er sich wohl manchmal, sein Opfer könne ihm nicht sicher sein,

weil es durch keine hinreichend starke Fessel gebunden war; zuletzt folgte er doch immer einem blinden, eigensinnigen Instinkt. Und der veranlaßte ihn, nach Edmunds Abga n seine Kapitulation nicht zu erneuern.

Wie erstaunt aber war dieser, als ihn sein früherer Unteroffizier eines Tages, nunmehr in Zivil, in seinem Zimmer aufsuchte. Nach allem, was vorgegangen war, mußte er in dem Besuch eine unverschämte Frechheit erblicken; aber sein gewöhnlicher Mangel an Geistes-gegenwart machte ihn stumm.

Triban bewahrte auch im bürgerlichen Rock eine etwas steife Haltung; er fühlte sich zwar nicht verlegen, aber doch ungeschickt, und so war er denn unwillkürlich sehr gemessen in seinen Bewegungen.

Worte aber fand er bald. „Ich habe nun auch den Dienst verlassen und will auf dem Lande arbeiten.“

Edmund schwieg.

Dann ging der andere gerade auf sein Ziel los. „Mit Ihrem Vater habe ich heute eine lange Unterredung gehabt, und wir sind so ziemlich einig.“

„Mit meinem Vater?“ rief Edmund entsetzt.

Der Unteroffizier hob ein wenig die Stimme, es lag wie eine versteckte Drohung in dem Ton. „Herr Leutnant, wir sind in der Kompagnie ja immer vorzüglich mit einander ausgekommen; ich denke, im gewöhnlichen Leben passen wir auch zusammen. Wir Zwei können auf dem Tourbillon arbeiten.“

Edmund blieb fassungslos; jener aber zog ruhig ein Billet aus der Tasche und reichte es ihm zum Lesen hin.

Es war von der Hand Veraines. „Seit mehrern Tagen stehe ich mit dem Träger dieser Zeilen in Unterhandlung. Er will das Gut Tourbillon instandsetzen und einige Monate leiten, worauf Du es übernehmen und mit seiner Hilfe verwalten kannst. — Obgleich der Mann kein Landwirt ist, habe ich ihn doch nicht abweisen wollen; er macht einen guten Eindruck und bringt Empfehlungen mit, die nicht zu berücksichtigen schwer ist. Doch lege ich die Entscheidung in Deine Hände; Du mußt den früheren Unteroffizier Triban am besten beurteilen können. — Wenn Du mit der Anstellung einverstanden bist, dann unterschreibe seinen Kontrakt!"

Edmund war so völlig verwirrt, daß er erst nach wiederholtem Durchlesen das Schreiben völlig begreifen konnte. Er dachte einen Augenblick an Täuschung; allein die charakteristischen Schriftzüge seines Vaters ließen sich nicht verkennen. — Aber warum schlug der Vater einen so wunderlichen Weg ein, anstatt daß er zu rechter Zeit über die Angelegenheit gesprochen hätte? Freilich lag ein solches Verfahren in seiner Art, er kam immer mit fertigen Entschlüssen, um nicht unnütz aufgehalten oder bedenklich gemacht zu werden.

Mehrere Minuten verharrte Edmund in sprachloser Unentschiedenheit.

Sein Gegner blieb vollkommen ruhig, beobachtete aber scharf und lauernd. Endlich zog er ein Dokument hervor. „Dieses ist es," sagte er, „wollen Sie unterschreiben?"

Edmund versuchte einen zaghaften Widerstand, er sprach von der Wichtigkeit eines solchen Entschlusses, von der notwendigen Frist zur Überlegung.

Jener fiel ihm brutal in die Rede. „Zu überlegen gibt es nichts mehr, Ihr Vater wartet auf Antwort. Es heißt jetzt: ja oder nein. — Ich denke, Sie möchten mich nicht zum Feinde haben.“

Damit richtete er auf Edmund einen stechenden und herrischen Blick.

Und diesem Blicke unterwarf sich der junge Mann sofort, wie ein Hund seinem Meister. — Er wollte schnell überlegen, in welchem Maße ihm denn Triban noch zu schaden vermöge. Aber ehe er sich besinnen konnte, gab er nach, nicht mehr aus Furcht vor Konsequenzen, sondern einfach wie sich der Schwächere dem Stärkeren unterwirft, der ihn einmal bezwungen hat.

Triban hatte, trotz heimlicher Unruhe seinem blinden Instinkt vertrauend, diesen Ausgang erwartet. Er ging zum Schreibtisch, breitete das Dokument aus, tauchte die Feder ein und übergab sie Edmund mit den Worten: „Hier, an dieser Stelle, schreiben Sie Ihren Namen!“

Mechanisch gehorchte jener.

Der andere steckte das Papier wieder zu sich; er sprach einen kalten Dank aus und meinte mit überlegener Miene: „Ich glaube, es wird sich schon machen.“ Im Fortgehen gab er Edmund die Hand, und dieser wagte nicht, die seine zurückzuziehen.

Und dann fühlte Edmund wieder die vernichtende Demütigung der ganzen Welt, nicht nur dem einzelnen

Verfolger gegenüber, von der er sich mit seinem Austritt aus dem Militärverbande befreit zu haben glaubte. Nur ein Entschluß konnte ihn vielleicht retten. Er wollte alles seinem Vater offenbaren und von dessen stärkerem Willen sich aus der Gewalt dieses unheimlichen Menschen retten lassen.

Aber ehe er sich die Worte, ja auch nur den Sinn seiner Rede überlegt hatte, kam schon Veraine. Er war in geschäftiger, froher Stimmung. „Der Unteroffizier Triban ist wohl schon bei Dir gewesen. Der Mann gefällt mir, und die Herren interessieren sich sehr für ihn; ich habe das alles geordnet, weil Du mit dergleichen doch nicht schnell fertig wirst. — Hast du den Vertrag unterzeichnet?“

Edmund bejahte; er fühlte plötzlich zu einem Geständnis nicht mehr den Mut; und Veraine ging weiter, nachdem er mit einem kurzen Blick sich über Edmunds Zerstreutheit gewundert hatte.

Der junge Mann aber schloß sich in sein Zimmer ein und übergab sich einem trostlosen, hoffnungslosen Brüten.

Wie er sich gerade vergeblich zu einem Spaziergange zwingen wollte, kam Doktor Deroge.

Er zeigte sich in seinem Wesen sehr ergriffen; einen Haufen Papiere, die er unter dem Arm getragen hatte, legte er schweigend auf den Tisch und wies darauf, das Haupt abwendend.

„Ein Vermächtnis für Dich von Felix Rodart,“ sagte er mit gepreßter Stimme.

„Was ist mit Rodart?“ fragte Edmund, halb gleichgültig.

Der andere hatte seine Kraft gesammelt. „Die Seherin hat richtig gesehen; er ist glücklich. — Am Tage nach jener Zusammenkunft brach der Wahnsinn bei ihm aus. — Diese Form des Leidens ist mit körperlichen Komplikationen verknüpft und nimmt einen schnellen Verlauf. Heute Abend wird unser Freund von uns abberufen werden.“

Edmund äußerte verlegen seinen Wunsch, den Sterbenden noch zu sehen.

„Nein, das geht nicht an. Aber ich werde ihm Deinen Gruß überbringen; ich eile sofort an sein Bett zurück, nachdem ich meinen Auftrag erledigt habe.“

„Leidet er?“ erkundigte sich Edmund, dem nun unheimlich und verwirrt zu Sinne wurde.

„Die Kranken seiner Art sind sonst bewußtlos; aber sein Geist ist völlig klar, die Zeichen des Wahnsinns sind verschwunden. Er atmet in einem überirdischen Glücksgefühl; der Tod steht vor ihm wie eine selige Befreiung.“

Der alte Arzt mußte gewaltsam mit seiner Ergriffenheit kämpfen; er hielt inne, und auch Edmund schwieg, von der erhabensten Anschauung niedergedrückt.

Nach einer langen Pause fuhr Deroge fort: „Er hinterläßt seine Versuche, das zu äußern, was er ahnend, noch undeutlich, im Gemüte trug; die vermacht er unserer Freundschaft. Diese Papiere enthalten seine Dichtungen; sie sind Dir bestimmt. Mir verbleibt sein Tagebuch; er

bemühte sich stets, die wechselnden Eindrücke seiner Seele festzuhalten, sei es auch nur in Andeutungen.“

Deroge holte tief Atem; dann reichte er stumm seinem jungen Freunde die Hand zum Lebewohl.

Der blieb nun in völliger Ratlosigkeit; das einzige Gefühl, dessen er sich bewußt wurde, glich der Beschämung. Ihm war der Kopf leer nach soviel Aufregendem; er hätte sich Zerstreuung gewünscht und konnte sich doch nicht zu einem Spaziergange, zu dem geringsten Unternehmen entschließen.

Er öffnete mechanisch das Bündel Papier. Zerstreut betrachtete er die dünne, kritzliche Schrift; allmählich gab seine Aufmerksamkeit sich gefangen; und dann saß er, gleichsam fasziniert von den wunderlichen Zeichen, über die vergilbten Blätter gebeugt, wie ein Andächtiger die Reliquien seines Schutzpatrons verehrt.

Das Buch zeigte deutlich die Entwickelung des Verfassers. Zuerst gab es abgeschlossene, vollkommen ausgearbeitete Gedichte von wunderbar melodischem Reiz und einer überaus zarten, freilich verschleiert mehr angedeuteten als klar ausgesprochenen Empfindung. — Dann wurde der Inhalt immer gegenstandsloser, der Klang aber zu einer unendlichen Weiche des Ausdrucks verfeinert. — später gab es nur noch Klang, die Worte reihten sich, des Sinnes bar, lediglich wie Noten aneinander. Häufig ergaben sie so die unglaublichsten Wirkungen; aber die gar zu fein ausgezogene Kunst brach ab; die meisten dieser Gedichte waren lückenhaft, oder es fehlte ihnen doch der abschließende Akkord.

Zuletzt gab es nur noch Worte ohne erkennbaren Zusammenhang, wie einzelne Posaunenstöße in einem übrigens unhörbaren Orchester; es ließ sich wohl ahnen, daß sie in einer vorgestimmten Seele der überschwenglichsten Bilder erdrückende Fülle hervorrufen konnten.

Edmund träumte lange über diesen Heften, wie von einer unsichtbaren Welt umfangen.

Als er endlich aufblickte, war es schon spät geworden. Da fiel ihm plötzlich ein, daß wohl eben in diesem Augenblicke seines unglücklich-glücklichen Freundes Seele von hinnen ging. Dazu kam ihm die Erinnerung an den Tod seines Kindes; die Vernichtung des warmen, pulsierenden Lebens erfüllte ihn mit ungeheurer Rührung; ohne zu wissen, wie ihm geschah, war er in ein heftiges Weinen ausgebrochen.

XIII.

Unter den mancherlei Aufregungen hatte Edmunds Gesundheit sehr gelitten. Müdigkeit, Stumpfsinn und Gedächtnisschwäche wechselten ab mit unnatürlicher Aufregung, er konnte sich mit keiner Sache andauernd beschäftigen, unerwartete Angstanfälle ließen ihn oft das Ausbrechen des Wahnsinns befürchten.

Nach vielem Hin- und Herreden schickte man ihn in ein ländliches, inmitten großer Wälder gelegenes Sanatorium, dessen Besuch in der Gesellschaft Mode zu werden

anfing. Es wurde geleitet von einem Studiengenossen Deroges; dieser begünstigte selbst den Plan, wenn auch für die eigenartige Methode seines Freundes und Kollegen sich nicht begeistern wollte.

Nach mehrstündiger Fahrt in der Eisenbahn und dann mit Pferden erreichte Edmund den abgelegenen Winkel. Halb versteckt unter hohen Bäumen lag ein stattliches, doch keineswegs palast- oder hotelartiges Gebäude; die Rückwand lehnte sich an einen bewaldeten Berg, und noch höhere Erhebungen bildeten kranzförmig den Hintergrund.

Im Innern war das Haus reinlich gehalten, aber nur mit dem Notwendigsten ausgestattet.

Edmund, der durch die Manöver längst mit unbequemen Quartieren bekannt geworden war, nahm daran keinen Anstoß; das harte, schmale Bett, das kalte Zimmer, riefen in ihm wie durch Gegenwirkung eine Art geistiger und körperlicher Wärme hervor; er gedachte der beschwerlichsten unter seinen vergangenen Tagen, und dieser Gedanke erweckte eine stille Sehnsucht nach seiner Dienstzeit, in der er sonst nichts Gutes hatte finden können.

Gleich am nächsten Tage hatte der Arzt eine lange Unterredung mit ihm. Der erfahrene Arzt befolgte den löblichen Grundsatz, seine Patienten genau kennen zu lernen und nach Möglichkeit individuell zu behandeln. Seine allgemeinen Prinzipien leiteten ihn doch in jedem Falle, und er verbreitete sich gern darüber; wie denn keiner, der an eine Sache glaubt, es unterlassen kann, für diese Sache Propaganda zu machen.

Die Behandlung ging darauf hinaus, den Menschen der Natur zu nähern, weshalb sie denn freilich Schwerkranken und ganz Hilflosen nicht zu teil werden konnte. Da nach manchen Beobachtungen der Bauer an Kraft und Gesundheit dem Städter überlegen ist, so wurde das Leben des Bauern als Maßstab genommen. Daher gab es im Hause keine Verweichlichung, die auch in der Kleidung nicht gestattet wurde. Alles Aufgeregte, Hastige, sollte vermieden werden, Arbeit und Erholung gesondert sein. Die erste war erschöpfend, die zweite vollständig; jenes Mittelding zwischen Thätigkeit und Unthätigkeit, das Spazierengehen, gab es nicht.

Die Kur fing an mit dem Vergessen; alle Verbindung des Kranken mit seinen früheren Zuständen sollte völlig abgebrochen werden; und wo die streng durchgeführte Lebensweise diesem Zweck nicht genügte, scheute der Arzt nicht große Gaben von Morphium oder selbst von geistigem Getränk. — Wie er denn überhaupt die künstlichen Mittel mit Auswahl keineswegs verwarf.

Nur ließ er sich in ihrer Anwendung durch eine eigene Rücksicht auf die Natur leiten. Er sah in den Heilquellen, die als Trunk und als Bad soviel Gutes stiften, die vollkommensten Arzneien. Wenn er nun einen Stoff verordnete, der in natürlichen Wässern nicht vorhanden ist, dann gebrauchte er ihn in einer Nachahmung dieser Form. Er verabreichte Jod, Morphium und andere Drogen, indem er ganz geringe Gaben davon in einer großen Menge eines leichten Kochsalzwassers auflöste; diese Medizin wurde zu mehreren

Bechern und lange Zeit hindurch getrunken, wozu dann noch täglich ein warmes Bad kam. Auf solche Weise sollten die wirksamen Stoffe den Körper passieren, ohne Schaden anrichten zu können, und doch in ihrer Heilkraft ungeschwächt.

Edmund hatte viel Freude an diesen Theorien wie an allem, das ihm sonderbar erschien.

So befolgte er denn die ärztlichen Vorschriften mit Lust und Pünktlichkeit, das Vergessen gelang ihm über Erwarten gut. Er lebte ausschließlich seiner Kur und verfiel keinen Augenblick auf den Gedanken, daß seine Existenz leer sei. Anstrengende Märsche im Gebirge, Holzhacken und Feldarbeit wurden ihm schnell zu einem Bedürfnis; und er war ganz bei der Sache, er lebte vollständig gedankenlos. — Wer hätte nicht schon jene wunderbare Befreiung empfunden, die immer eintritt, wenn unser Gehirn alle der tausendfältigen wirren Gedanken und Sorgen einmal entledigt ist!

Bei Edmunds Empfänglichkeit that die Behandlung denn auch gute Dienste. Die Blässe verschwand, der Ausdruck des Gesichts wurde ruhiger und zugleich lebendiger, im Auftreten lag gesunde Spannung neben einer gesunden Bequemlichkeit. So zeigte sich der Arzt stolz auf seinen Erfolg, der eigentlich zu überraschend kam, als daß er hätte Dauer versprechen können.

Die Gesellschaft war zufällig weit weniger zahlreich als sonst, und keiner wurde durch die Menge der anderen in seiner Bewegung gehemmt. Aber eben des-

halb kamen die Menschen einander näher, es entstand ein ruhiger, frei-behaglicher Verkehr.

Edmund nahm daran teil mit einer Unbefangenheit, die ihn selbst manchmal verwunderte. Er schloß sich besonders gern einem würdigen, verständigen Geistlichen an, dessen kräftige Natur ihm umsomehr gefiel, je bestimmter sie seinem eigenen Wesen im Grunde entgegengesetzt war.

Dieser Mann verfocht lebhaft die Theorien seines Arztes; übrigens in jedem Sinne ein Freund der Natur, predigte er Maß mit Mäßigkeit. Denn da er sich die menschliche Unvollkommenheit immer vor Augen hielt, war er duldsam für eine gelegentliche Ausschreitung, wenn er hoffen durfte, sie werde durch eine Ausschreitung nach der entgegengesetzten Richtung wieder aufgehoben werden. Ihn beschäftigten keine weitausschauenden Erwägungen; er nahm die Dinge, wie sie sind, wußte sie aber unter diesem nahen Gesichtspunkt mit Schärfe zu beurteilen. — Eine solche Denkungsart ist gewiß nicht die höchste; aber sie ist immer brauchbar und hat viel Gewinnendes, so daß Edmund sich ganz von ihr beherrschen ließ, nun da er sie beständig vor Augen hatte.

Jener pries unbefangen die Reize der Jagd, die er zwar als Geistlicher nicht selbst ausübte; Edmund hatte das Jagdvergnügen immer als tierische Roheit oder als eine hysterische Wollust am Blutvergießen betrachtet; nun glaubte er auch eine gesunde Notwendigkeit darin

zu erkennen und zu begreifen, daß man die Tiere lieben und doch zugleich auch töten könne.

Nicht weniger leicht nahm er des Pfarrers Ansichten über menschliche Dinge auf. Der Pfarrer war ein großer Freund der Ehe. „Die Ehelosigkeit ist noch nicht das schlimmste Übel," sagte er, „weil sie nicht sehr allgemein ist; für viel bedenklicher halte ich das zu späte Heiraten der Männer. Die Natur will die Ehe, aber sie will sie zu rechter Zeit, und sie verabscheut einen bedeutenden Altersunterschied zwischen den Ehegatten. Wer Gelegenheit hat, in dem Dasein vieler Familien mehr als die Oberfläche zu beobachten, der bemerkt bald die Strafe, mit welcher die Natur eigenmächtige Veränderungen ihrer Pläne belegt."

Der Arzt, welcher an der Unterredung teilnahm, stimmte lebhaft zu und erhärtete den Ausspruch des anderen aus seiner Erfahrung.

Häufig gab der Geistliche Kriegserinnerungen zum besten; er begeisterte sich für den Krieg, von dem er sagte: „Er macht die Guten besser und die Schlechten schlechter, wie Wärme den Wein — und da es leider so wenig edle unter den Menschen giebt — o, ich kann mir leicht denken, wie ich Lust fände an dem Gewühl einer Schlacht, wenn ich glaubte, für das Recht zu kämpfen. Aber es sind so wenige, die eine Mordwaffe zu führen vermöchten, ohne daß ihr Gewissen litte."

Der Arzt meinte: „Wie auch die moralische Wirkung sei — physisch wirkt der Krieg — der Krieg in unserem Jahrhundert — immer schwächend auf ein

Volk. Er befördert jede Art von Degeneration; und wenn er beendigt ist, sollte man nicht nur die Leichen zählen, sondern auch die Insassen der Irrenhäuser."

„Wenn schon Schwächung sein soll, dann will ich sie lieber infolge eines Krieges, als aus anderen Ursachen," rief der Geistliche.

Edmund bemerkte, wer anderen als Führer nützlich sein wolle, müsse stets seine eigene Person größeren Gefahren aussetzen.

Der Geistliche nickte mit lebhafter Zustimmung. „Da haben Sie ganz recht. Glauben Sie, daß ich anders als aus einer höheren Pflicht so manche schwierige Entsagung auf mich nehmen möchte? — Die große Masse muß einigen wenigen folgen, die über ihr stehen. Leider erkennen die zur Führung Berufenen nur selten ihre Pflicht, und davon kommt die ärgste Not unserer Zeit. — Besitz und Bildung sollen herrschen. Gut! Aber sehen Sie sich die jungen Leute Ihres Kreises an und ziehen Sie einen Vergleich mit denen, die von ihrer Hände Arbeit leben. Wo ist mehr Glaube, mehr Begeisterung, mehr aufrichtige Lust am Lernen? Wo herrscht die größere Frivolität? Wo begegnet man am häufigsten — nicht der gelegentlichen Völlerei — aber der gewohnheitsmäßigen, mit einem halb kindischen, halb blasierten Stolz gepflegten Trunksucht?"

Der Arzt sprach von der möglichen Abhilfe solcher Übelstände durch die Agitation besonnener Männer.

Der andere zuckte die Achseln. „Dummen Jungen die Wahrheit sagen, ist eine unlohnende und gefährliche Sache."

Nun meinte Edmund: „Man müßte doch wünschen, daß solche Zustände allmählich gebessert werden.“

„Was man nicht wünscht! Wir möchten alle fliegen können; und wenn einmal die ersten brauchbaren Flugmaschinen erfunden sind, dann werden sie ganz sicher von der Polizei verboten werden. — Nun, es ist gut, daß zuletzt immer doch die Natur entscheidet. Was ungesund ist, stirbt ab.“

Solcherlei Reden beschäftigten Edmund in den Stunden der Erholung auf das angenehmste, sie regten sein Denken an, ohne daß ein beunruhigendes Rätsel zurückblieb. Er fühlte sich erfrischt an Geist und Körper, jedes Unternehmen dünkte ihm leicht; und so hatte er Lust, in das Leben zurückzukehren.

Der Arzt riet zu einer Verlängerung der Kur; Edmund schwankte; da wurde er bestimmt durch einen Brief des Vaters.

Man hatte ihn auf seinen Wunsch nicht mit Zuschriften gestört; Veraine wich von dieser Gepflogenheit nur deshalb ab, weil er endlich einmal Freudiges mitzuteilen hatte. Der Brief handelte nämlich von dem Gute und von Triban, der sich schon in den ersten Wochen seiner Wirksamkeit über Erwarten gut bewährte.

Edmund las in einiger Erregung, das Blut stieg ihm in den Kopf; er entschloß sich sogleich zur Abreise. Mit der wiedergewonnenen Kraft empfand er lebhaft die Schmach, welche Tribans ungestörter Erfolg für ihn bedeutete. Er wollte mit seinem Vater sprechen und alle Energie aufbieten, um sich endlich und für immer jenes

verhängnisvollen Menschen zu entledigen. — Man konnte eine Abzahlung geben, den Vertrag zerreißen und jenem für immer das Haus verbieten. — Wozu bedurfte es überhaupt eines Verwalters? Um ein Landgut zu beaufsichtigen, hatte man keinen Fremden nötig.

Edmund begeisterte sich an der Aufgabe, die, wie er nun glaubte, ihm angemessen sei und ihm sehr leicht fallen werde. Er sah im beständigen Verkehr mit der Natur stets neue Kraft auf sich eindringen; an freier Zeit konnte es ihm nicht fehlen; und vielleicht mochten sich da in der Stille Fähigkeiten entwickeln, die sich noch nicht ahnen ließen......

Mit freudig und mutig pochendem Herzen kam Edmund im Vaterhause an.

Aber da änderte sich mit einem Male seine Stimmung; er fiel ganz plötzlich in seine alte Mutlosigkeit zurück; es war ihm, als wenn die Luft des Hauses alle Lebenskraft vergiftete.

Man lobte sein gebessertes Aussehen, doch irgend ein Wollen oder Vornehmen schien man von ihm nicht zu erwarten.

Unaufgefordert seine Absichten zu äußern, fiel ihm ungeheuer schwer; einmal versuchte er es; da stieg im voraus die Röte auf seine Wangen, und verwirrt brachte er kein Wort hervor.

In der Familie herrschte übrigens eine verhältnismäßig günstige Stimmung. Da die anderen abwesend oder vollauf beschäftigt waren, so wurde Edmund wenig beachtet; er ergab sich wieder einem willenlosen Nichtsthun

und Träumen ohne Plan noch Ziel; so war er denn genau in der gleichen Verfassung wie vor seiner Kur.

Gontran befand sich immer noch bei seinem Freunde und wurde von den Angehörigen ganz vergessen.

Frau Frampois hatte, von ihrer schweren Krankheit kaum erholt, einen Badeort im Süden aufgesucht.

Wenn Claire nun die unmittelbare, stündliche Sorge um ein anderes Wesen fehlte, so hatte sie reichlichen Ersatz gefunden. Sie war nämlich jetzt Mitglied eines großen Wohlthätigkeitsvereins. Veraine hatte selbst ihre Aufnahme betrieben; der Titel, den sie trug, diente trotz alles damit verknüpften Skandals den Damen des Komités zu vortrefflicher Empfehlung.

Sehr schnell aber lernte man sie auch als thätiges Mitglied schätzen. Während die anderen Damen es sich angelegen sein ließen, mit liebenswürdiger Erpressung Geld zu sammeln, Feste zu veranstalten für den guten Zweck, und in den Versammlungen in wohlgesetzter Rede allgemeine Vorschläge aufzustellen — so war Claire die Einzige, die wirklich zu den Armen ging. Sie übernahm diese Mühe mit einem brennenden Eifer, und die Besorgungen anderer Damen wurden ihr allmählich zugeschoben.

Die Armen wollten nur mit ihr zu thun haben; denn sie fühlte mit ihnen, gab sich natürlich und herzlich ohne Herablassung und ohne affektierte Devotion. Unter diesen Ausgestoßenen *lebte* sie recht eigentlich, da teilte sie Empfindungen und Gedanken.

Wenn sie abends müde nach Hause kam, wurde sie wieder zurückhaltend und nahm nicht das geringste Interesse an dem, was die Ihrigen betraf.

Veraine war damit zufrieden; er sah seine Tochter, deren sonderbare Leidenschaften er immer gefürchtet hatte, nun beruhigt; und wenn er an ihrer Thätigkeit keinen rechten Geschmack fand, so war es ihm doch eine Genugthuung, daß Claire als die aufopferungsvolle Wohlthäterin gepriesen wurde. — Nur zuweilen erschrak er vor dem stillen Feuer in ihrem Blicke; und so selten sie sprach, schien es ihm doch manchmal, als fühle sie sich gar zu sehr eins mit den Armen und Elenden, als teile sie mit ihnen einen unauslöschlichen, instinktartigen Haß.

Doch hatte er nicht viel Zeit, an seine Tochter zu denken. In dem großen Bergwerkunternehmen war er fast unbeschränkter Herr; zugleich gewann er in seiner Eisenbahngesellschaft immer größere Bedeutung; und er erzielte Gewinne auf beiden Seiten, indem er diese verschiedenen Korporationen einander geschickt in die Hände arbeiten ließ. — Für die Deputiertenwahl, die sich allerdings lange hinzog, galt er als der am meisten begünstigte Kandidat.

Manche buhlten um seine Gunst; aber auch viel heimlichen Neid gewahrte der kühl erwägende Mann, den die gehässigen Angriffe der Gegner mit Besorgnis erfüllten. Er ließ sich nicht so leicht blenden, wie andere vom Glück Erhobene. Und so dachte er daran, daß er den günstigen Moment ausnützen müsse, ehe es vielleicht zu spät sei.

Es war ihm wichtig, seine Söhne, wenigstens Edmund, zu verheiraten. Nach ernsthafter Überlegung hatte er eine passende Partie gefunden; den stolzen Namen mißtraute er; dagegen hoffte er auf strebsame Männer seiner Art, die doch nicht genau dieselben Wege wandelten; — schlugen seine Bestrebungen fehl, dann kam der Erfolg vielleicht von ihrer Seite.

Er wandte sich ohne Umstände an seinen Sohn und schlug ihm eine Heirat vor.

Edmund, welcher an dergleichen nie gedacht hatte, war zuerst ganz perplex; doch wunderte er sich eigentlich nicht, daß diese persönlichste Frage im allgemeinen entschieden werden sollte, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit. In seinem angegriffenen Gemüte erhob sich mit den natürlichen Bedenken zugleich eine Art von hysterischer Lust am Wagnis. Er antwortete nicht bestimmt und bat nur um Frist zur Überlegung, die der Vater ihm gern bewilligte; denn Veraine kannte seinen Sohn und wußte, daß, je mehr man ihm Zeit zu eigenem Entschluß gab, desto sicherer er auf das einmal Vorgeschlagene zurückkam.

Kaum war Edmund wieder allein, so ergriff ihn die Angst; die von ihm geforderte Entscheidung erschien ihm wie etwas Ungeheures. Das Für und Wider ruhig zu erwägen war er außer stande, ihn erdrückte die Vorstellung einer so gewaltigen Veränderung.

Deroge zu fragen, hatte er nicht den Mut. Da fiel ihm Claire ein. Wenn sie ihm abriet, so war sein eigenes schwankendes Gefühl befestigt; redete sie ihm zu,

dann durfte er vertrauen; denn wer dachte strenger und gewissenhafter als eben Claire?

Er fragte die Schwester. Sie hörte ihn zerstreut an; „die anderen heiraten ja alle,“ sprach sie gleichgültig, „so magst Du es auch thun.“

Edmund war auf diese verächtlich-abweisende Antwort so bestürzt, daß er keine Erklärung zu fordern wagte.

Später klangen ihm die Worte mit anderem Tone in den Ohren nach. Er war des inneren Ringens müde und fühlte das Bedürfnis, sich einem vorgezeichneten Schicksal zu ergeben; so täuschte er denn sich selbst eine Übereinstimmung zwischen den Worten der Schwester und den Absichten des Vaters vor.

Längst vor der verabredeten Frist deutete er diesem an, daß er in die Heirat willige.

Veraine lächelte vergnügt und halb ironisch; er hatte, dieses Ausganges gewiß, sich in seinen Vorbereitungen durchaus nicht stören lassen.

So wurden denn die Verhandlungen zwischen den beiden Vätern fortgesetzt, mit einer Umständlichkeit, als gälte es, über das Schicksal eines Weltteils zu entscheiden.

Herr Levisson war in seiner Jugend nach Paris eingewandert; aus dem Elsaß, wie er sagte, aus Frankfurt, wie seine Gegner behaupteten; indessen dachte man nicht mehr an jene Zeit und an seinen nicht ursprünglich französischen Namen. Nun hatte er seit Jahren in der reichen Gesellschaft der Republik eine bedeutende Stellung inne;

er trug seine Ehrlichkeit mit einiger Ostentation zur Schau, war teils von Natur, mehr noch aus Berechnung, sehr freigebig und wußte seine Mittel so anzuwenden, daß sie Glanz um ihn verbreiteten und doch nicht eben den Spott herausforderten.

Eine Verbindung mit der Familie dieses Mannes zog Veraine jeder anderen vor. Nicht nur, daß Reichtum und Einfluß auf jener Seite für lange gesichert schienen, auch die Persönlichkeit erweckte Zutrauen. Wenn der alte Levisson trotz aller Unternehmungslust sich von bedenklichen Treibereien stets ferngehalten hatte, so besaß sein Sohn die gleiche Tugend, verbunden mit weltmännischer Erziehung; ihm mußte daher eine große Zukunft bevorstehen. — Die Tochter, Henriette, aber gefiel Veraine ganz besonders gut. Er hatte eine entschiedene Abneigung gegen jenes unselbständige Wesen, das man im strengsten Sinne weiblich nennt; und Henriette war davon das gerade Gegenteil. Wie in ihrer hohen, schlanken, sehnigen Gestalt, in den scharfmarkierten Zügen, den lebhaften, kleinen, immer offenen Augen mit den dunkeln Brauen nichts von der Weichheit des zarten Geschlechtes lag, so hatte auch ihre Rede, ihre Bewegung und vor allem die Denkungsweise etwas Bestimmtes, Selbstherrliches. Sie war keineswegs zur Unterwerfung geboren, sondern zur Herrschaft; und zwar zur Herrschaft mehr durch geistige Überlegenheit als durch die dunkle Macht der Sinne. Sie besaß soviel überschüssige Willens- und Geisteskraft, daß sie einem unselbständigen Manne reichlich davon abgeben und ihn dann doch noch zu seinem Heile führen und leiten konnte.

Veraine wünschte die Angelegenheit bald erledigt zu sehen. Und dennoch schritten die Verhandlungen nur langsam vorwärts, da die beiden Väter schon eine ferne Zukunft ins Auge faßten und eine Reihe geschäftlicher Fragen mit dem Schicksal ihrer Kinder verquickten. Levisson war hartnäckig im Handeln; er wünschte zwar insgeheim auch die beabsichtigte Verbindung, fand jedoch immer neue Bedenken gegen wertvolle Versprechungen einzutauschen.

Inzwischen lernten die beiden junge Leute sich näher kennen. Edmund war Fräulein Levisson wohl schon in größeren Gesellschaften begegnet, hatte aber nach seiner zurückhaltenden Art auf sie nicht acht gegeben. Nunmehr betrachtete er sie freilich mit ganz anderen Augen. Sie erschien ihm interessant und bedeutend, wie niemals ein Weib es ihm erschienen war. Schon daß sie einige schriftstellerische Arbeiten mit Erfolg veröffentlicht hatte, machte ihn staunen, da er, die eigene Tiefe der Empfindung überall voraussetzend, jedes Schreiben für eine unfaßbar schwierige Verkörperung des geistigsten Stoffes hielt.

Also in einem mächtigen Vorurteil befangen, wurde er durch das Wesen Henriettens doppelt stark berührt. Die jungen Mädchen seiner Bekanntschaft schienen ihm alle ähnlich wie aufgezogene Puppen. Nun sah er sich vor einer völlig ausgebildeten Individualität, einer selbständigen Freiheit in Urteil und Handlungsweise. Wille und Begriff, alle jene Fähigkeiten, welche höher stehen als der Unterschied der Geschlechter, schienen ihm in Henriette auf das herrlichste entwickelt. — Und eben

dadurch wurde sie ihm auch als Weib reizend, ein unvergleichlich erstrebenswerter Besitz.

So mächtig fühlte er sich angezogen, daß er wie in einer dauernden Ekstase lebte und darüber seine gewohnte Bedenklichkeit vergaß.

Henriette ihrerseits empfand und zeigte viel Sympathie für den jungen Mann. Mit ihrem klaren Verstande begriff sie schnell seinen inneren Wert, zugleich rührte sie seine Verlassenheit, seine Hilflosigkeit. Denn sie war eine jener seltenen Naturen, welche mit Kraft eine gewisse Güte verbinden, wenn auch auf eigensinnige und manchmal ungerechte Art. Sie wußte ebenso gut wie Edmund um die Verhandlungen der beiden Väter, und sie verhehlte nicht, daß sie die Verlobung wünschte; ja, Edmund konnte hin und wieder glauben, sie wolle ihn zu einer abschließenden Erklärung drängen.

Jedoch ehe die Ungewißheit drückend wurde, forderte ihn sein Vater selbst dazu auf.

Und so wurde Edmund Bräutigam, ohne sich nur einen Augenblick recht besonnen zu haben.

Man teilte die Verlobung einigen Freunden mit, im übrigen machte man davon nicht viel Aufhebens; dennoch gab es manche Gratulationen, die dem Bräutigam eher unbequem als erfreulich waren.

Im ganzen bezauberte ihn freilich der neue Zustand; er wurde sich seiner Empfindung zwar nicht völlig bewußt, aber er fühlte, wie ein früher unbekanntes Glück ihn umgab. Zum erstenmale genoß er die intime Nähe einer besseren weiblichen Natur.

Henriette verkehrte viel freier, rückhaltsloser und herzlicher mit ihm, als es sonst unter den Pariserinnen im Brautstande üblich ist. Daß sie seine Vergangenheit kannte, hatte sie ihm bald zu verstehen gegeben; ihn überwältigte und rührte zugleich die Großherzigkeit, mit der sie das Gewesene nicht nur verzieh, sondern gar sich selbst zu eigen machte. — Und welch ein berauschender Reiz des Glückes vibrierte ihm durch alle Nerven, wenn er sich diesem stolzen Wesen mit einer Umarmung nähern durfte! Wie armselig, wie fade war ihm die Erinnerung an alle vorhergenossene Liebesgunst! Er gewahrte nicht, daß auch jene in den Augenblicken von Schwäche nicht frei war, wo er ihre Huld anbetend wie die Gnade einer Göttin empfing.

Nach einiger Zeit zwar störten dieses reine Gefühl fremdartige, unerwünschte Gedanken. Edmund hatte sich an das Außerordentliche gewöhnt, und das Halbvergessene gewann wieder Macht über ihn. Da vermengte sich denn das hohe Bild seiner Braut mit unedleren Gestalten; in dem Ausdruck ihrer Zuneigung glaubte er jenes blöd-glückselige Lächeln zu erkennen, unter welchem die Spitzen der Zähne frech hervorlugen; er glaubte sich nicht zur Zärtlichkeit, sondern zur Verwegenheit aufgefordert.

Nachher tadelte er sich wegen dieser Vorstellungen, die gegen seinen Willen ihm in der Seele aufstiegen; mehr noch als die Beleidigung eines edeln und stolzen Wesens, das ihm nahe stand, erschütterte ihn die Erkenntnis seiner eigenen Niedrigkeit.

Einmal soweit zur Überlegung gekommen, fing er auch an, über seine Lage nachzudenken.

Nun erschreckte ihn das Gefühl der Verantwortlichkeit. Das Vergangene wurde er doch nicht mehr los; es mußte die Gefährtin seines Lebens so gut wie ihn selbst erdrücken. — Vielleicht hätte er sich in geduldigem Kampfe überwinden lassen; aber war er zu solchem Kampfe die rechte Natur? Wenn sein Dasein verfehlt war, wie er es sich beständig wiederholte, durfte er dann ein anderes Wesen an dies Dasein fesseln? — Ein paarmal wollte er Henriette seine Bedenken offen mitteilen, ihr das verpflichtende Wort zurückgeben.

Aber sobald er vor ihr stand, hatte er dazu nicht die Kraft. Unter ihrem Einfluß schwanden alle jene Sorgen dahin, wie in beruhigendem Schlaf der Traum eines Trunkenen. Ja, sie schien sein Gefühl zu erkennnen und, nicht in deutlichen Worten, aber durch die absichtsvolle Wirkung ihrer Persönlichkeit zu bekämpfen.

So schied Edmund denn von ihr jedesmal glücklich und sorglos; doch darauf überwältigte ihn die Unruhe umso vollkommener.

Sein nervöses Leiden, das in der Anstalt geschwunden, dann im Vaterhause allmählich zurückgekehrt war, steigerte sich zu den höchsten Graden. Nachts fand er so wenig den Schlaf wie bei Tage die Ruhe; er war schließlich gezwungen, den Arzt aufzusuchen; und dieser mußte ihm, wenn auch ungern genug, große Mengen von Morphium verschreiben.

XIV.

Triban hatte sich in seinen neuen Beruf sehr schnell eingelebt, umsomehr, da er als Bauernsohn eine leidliche Kenntnis der Dinge besaß. Zu arbeiten und zu dirigieren verstand er, und was ihm an äußeren Hilfsmitteln etwa nötig wäre, sollte Edmund liefern.

Denn er betrachtete den jungen Herrn als ein ihm vom Schicksal überwiesenes Kapital. — Im Innern zaudernd und nur durch eine Zeitungsgeschichte verführt, hatte er die Ausbeutung begonnen; sie war ihm geglückt vom ersten Augenblicke an und darauf in immer reicherem Maße, je weniger Waffen ihm in Händen blieben. Das naive Selbstvertrauen wuchs zu einer unerschütterlichen Sicherheit; er spannte seine Erwartungen immer höher in dem stolzen Bewußtsein, aller Glanz des Hauses Veraine sei nur für ihn geschaffen.

Als verständiger Mensch wunderte er sich zwar noch hin und wieder über Edmunds Thorheit; doch fing er an, dieses Unbegreifliche gelassen zu betrachten, wie ein Naturgesetz.

In seiner kurzen Thätigkeit als Verwalter konnte er schon treffliche Erfolge aufweisen; wie er ein guter Soldat gewesen war, so zeigte er sich als tüchtiger Landwirt. Der Viehstand war mit geringen Kosten auf das beste erneuert worden, weil sich eben in der Nachbarschaft eine besondere Gelegenheit bot, welche die Bauern nicht schnell benützen konnten oder mochten. Die Feldfrüchte entwickelten sich auf das gedeihlichste.

Einen Teil des Bodens gedachte Triban auf ganz eigene Art zu verwerten: von einem Soldaten seiner Kompagnie hatte er früher gehört, wie man Arzneipflanzen ziehen und an die Apotheken teuer verkaufen könne. Er hatte dem Manne geschrieben und auch genauere Anweisung nebst Samenproben erhalten; nun erachtete er es für geraten, ihn selber aufzusuchen und, im Falle es nötig sein sollte, für kurze Zeit zu engagieren.

In der Nachbarschaft blickte man mit Achtung und Bewunderung auf den ehemaligen Unteroffizier, der sich hin und wieder mit Geschick um die Angelegenheiten der Gemeinde bekümmerte, im übrigen aber bestrebt war, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen sich und den Bauern, dagegen bei den Honoratioren des Umkreises Anschluß zu finden.

Nun störte jedoch auch diesen glücklichen Mann die Vergangenheit. Er hatte Emmy schon eine geraume Zeit vor ihrer Niederkunft verlassen und dann nichts mehr von ihr gehört. Zuweilen plagte ihn wohl die Neugierde, sich nach ihr zu erkundigen; jedoch durch fremde Erfahrungen gewitzigt, blieb er bei der einmal angenommenen Methode konsequenter Zurückhaltung.

Jetzt plötzlich begann Emmy ihn zu verfolgen. Er empfing anonyme Briefe, in welchen er sogleich ihre steifen, ungelenken Buchstaben erkannte; der Inhalt bestand jedoch nur aus vagen Verdächtigungen.

Erst nach dieser wunderlichen Einleitung nannte sich Emmy und forderte einen Teil des Geldes zurück, um das er sie früher betrogen habe.

Triban schwieg; aber die Zuschriften regten ihn stark auf; umsomehr, als er zu bemerken glaubte, daß der Pfarrer und angesehene Einwohner ebenfalls Briefe von der gleichen Hand erhielten.

Nach einiger Zeit schrieb ihm ein Regimentskamerad, Emmy habe sich an ihn gewandt, um durch seine Vermittlung die Rückgabe des Geldes zu erlangen. Der Schreiber schloß mit dem dringenden Rat, die ehemalige Freundin zu befriedigen, die sonst wohl schlimmer Sachen fähig sei.

Kaum noch hatte Triban Muße gefunden, diese Ermahnung gründlich zu überlegen, so wurde er durch einen neuen Brief Emmys aufgeschreckt, worin sie ihm mit der Polizei drohte.

Obgleich von Nervenempfindlichkeit durchaus frei, hielt er diese fortwährend sich steigernde Beunruhigung nicht aus; er überlegte im einzelnen, was er denn früher gethan habe, und sein aufgescheuchtes Gewissen bekannte sich schuldig, wenn nicht vor der Moral, so doch vor dem Strafrichter.

Eine wirkliche Angst überkam den selbstgewissen Mann. Die Zukunft, die er sich zu schaffen jetzt im Begriffe stand, konnte durch das Betragen eines elenden Mädchens vernichtet werden!

Doch seine gesunde Natur drängte in solchen Momenten zur That. Er entschloß sich, nach Paris zu reisen, das Mädchen aufzusuchen und einzuschüchtern, oder, wofern dieses nicht möglich sei, mit einer geringen Summe abzufinden.

Er besaß Kaltblütigkeit genug, gleichzeitig an seine übrigen Besorgungen in der Hauptstadt zu denken; da er Veraine zu sehen die Absicht hatte, so packte er allerhand Papiere und etliche Erzeugnisse seiner Wirtschaft ein ....

Triban gelangte nach einigem Suchen zu Emmys Wohnung. Aber wie sehr fand er die Behausung seiner ehemaligen Freundin und zugleich diese selbst verändert! Die Nippsachen, die mancherlei kleinen Geschenke, welche Edmund einst gegeben, waren fort; ein tannener Tisch und ein wackeliger Stuhl bildeten die ganze Ausstattung des öden Zimmers; die Tapeten waren verblichen, beschmutzt und an manchen Stellen abgerissen; auf dem Fußboden lag dicker Staub.

Emmy erschien in einer schmutzigen Bluse über einem vertragenen, entfärbten Rock. Der Blick war stumpf, das käsig-weiße Gesicht aufgedunsen und fleckenweise mit einer violetten Röte bedeckt.

Triban wunderte sich und freute sich im stillen über diese Veränderung; eine so elende Person konnte ihm nicht viel zu schaffen machen. Mit gesteigertem Selbstbewußtsein sah er auf das armselige Weib; sie erkannte ihn erst nach einem Moment; dann ging eine schwer zu deutende Bewegung über ihre Züge, sie suchte offenbar nach Worten.

Er aber übte instinktmäßig das Verfahren der Löwenbändiger, die mit dem ersten Schritte in den Käfig schon ihre Peitsche erheben und die Tiere aufscheuchen, umhertreiben, ehe sie zur Besinnung gekommen sind. Er überhäufte Emmy mit groben Scheltworten auf die Art,

wie er früher ungeschickte oder widerwillige Rekruten behandelt hatte. Nachdem er das ihm noch sehr geläufige Register der stärksten Schimpfworte heruntergeflucht hatte, fuhr er fort: „Was, Du willst Dich gegen mich auflehnen? Du willst mich mit hinterlistigen Briefen verfolgen? — Warte, Du sollst mich kennen lernen. Wenn Du Dich noch einmal rührst, dann schlage ich Dich in den Grund; Du weißt, eine Person wie Dich kalt zu machen, nehme ich wohl auf meine Kappe.“ Er hielt ihr die Faust nahe vors Gesicht; sie rührte sich nicht, als erwarte sie demütig eine Züchtigung. Ihre verhaltene Wut war einer tierisch stumpfen Feigheit gewichen.

Jener murmelte verächtlich noch ein paar der niederträchtigsten Schimpfreden; dann schwieg er, befriedigt von dem Eindruck, den er hervorgebracht. Die Verfolgerin war vor seinem allerersten Auftreten in wenigen Minuten zahm geworden.

„Ich habe Dir nichts thun wollen,“ sprach sie mit klangloser Stimme und einem weinerlichen Zug um die Mundwinkel. „Aber ich bin so schrecklich im Elend. Wenn mir nicht einer ein wenig Geld giebt, dann muß ich umkommen vor Hunger.“

„Hast Du Hunger,“ entgegnete der andere kurz, „dann arbeite doch oder —“

„Das sagst Du wohl, aber glaubst Du, daß es so leicht ist? — Komm', bezahle mir einen Absynth,“ rief sie plötzlich in verändertem Tone.

„Bist Du verrückt? Wie kommst Du überhaupt zum Absynthtrinken?“

„Seit ich kein Morphium mehr habe, muß ich Absynth trinken, sonst werde ich krank. Ich kann mich sonst nicht auf den Beinen halten.“

„Wer hat Dir das Morphium gegeben?“

„Mein letzter Liebhaber; der war ein Apotheker, und er nahm es auch. Aber jetzt ist er fort, und ich kann ihn nicht mehr finden.“

„Höre,“ sagte Triban wie nach besonnener Überlegung, „Du solltest Dich aufhängen oder ins Wasser gehen.“

Emmy war von dieser rohen Zumutung nicht beleidigt; sie stutzte nur, als vernähme sie unerwartet einen Gedanken, der sie selber schon viel beschäftigt. Auch sagte sie gelassen, mit einer stumpfsinnigen Ergebenheit: „Ich möchte wohl sterben; mir ist alles so langweilig und so zuwider. Aber ich habe Furcht.“

Plötzlich schoß Triban ein Gedanke durch den Sinn. „Man kann sich auch mit Morphium umbringen; das muß doch angenehm sein.“

„Woher soll ich es nehmen?“

„Von Edmund Veraine,“ rief er; und darauf wunderte er sich über diesen trefflichen Einfall, der ihm ungesucht, unbewußt gekommen war.

Es enttäuschte ihn, daß Emmy eine abwehrende Bewegung machte. „— Edmund — Edmund — vor dem habe ich Furcht. Ich mag mit ihm nichts zu thun haben; wenn ich mich an ihn wende, dann ist es so, als ob ein Gespenst dazwischen träte und mich hinderte.“

Triban, von seiner glücklichen Idee ganz erfüllt, ließ sich durch diesen Widerspruch nicht beirren. Er vermied in Zorn zu geraten und bot all seine Beredsamkeit auf, um Emmy von ihrer sonderbaren Angst abzubringen.

Sie hörte ihm zu und erfaßte doch nicht recht seine Worte; aber der Ton überzeugte sie allmählich, und endlich versprach sie, daß sie Edmund um das Gift angehen wolle.

Mit Mühe verbarg Triban sein inneres Frohlocken; er fühlte sich versucht, Emmy mit einem Frankenstück zu belohnen; doch hielt er sich zurück und schickte nur einen Jungen nach einer kleinen Flasche Absynth von der billigsten Sorte.

Und dann verabschiedete er sich, als der Junge wieder kam, halbwegs freundlich.

Zu Fuß begab er sich nach der weit entlegenen Wohnung Veraines. Er war von seiner Unterredung sehr befriedigt, ja, eine Art von Glückgefühl schwellte ihm die Brust; ein neuer Erfolg lag vor ihm. — Daß auch der Elendeste sich nicht leicht auf Überredung das Leben nimmt, wußte er wohl; und daß Edmund Gift besitze oder hergeben werde, hielt er für überaus unwahrscheinlich. Immerhin war der junge Mann, wenn Emmy sich entschloß, ihn zu verfolgen, in eine peinliche Lage gebracht. Da mußte dann wohl Triban der Retter sein, und für solche Dienste konnte man einen hohen Preis fordern.

Er wurde nach kurzem Warten im Privatbureau von seinem Prinzipal empfangen. Dieser zeigte sich sehr freundlich, wiewohl er sogleich von seiner Überbürdung

mit Arbeiten sprach, die denn auch durch die krankhafte Blässe und Magerkeit seines Gesichtes bestätigt schien.

Als jener seine Papiere und Proben vorwies und genau, doch mit militärischer Kürze über das Gethane und Geplante berichtete, da wurde Veraines Miene mit jeder Minute heiterer. Er verriet deutlich, wie sehr ihm die logische und thätig-konsequente Art des früheren Unteroffiziers behagte; er hatte für den Jüngeren eine Sympathie, die gewissermaßen auf Wahlverwandtschaft gegründet war. Dem klugen Bauernsohn entging keine Nuance in seiner Rede und seinem Ausdruck; dem war es, als sähe er seinen Meister vor sich, welchem er doch, zu Zeiten wenigstens, sich schon überlegen glauben durfte.

Und freilich, Veraine konnte eben kaum im völligen Besitze seiner geistigen Spannkraft sein, wo tägliche Sorge um seine Kinder ihn quälte und außerdem eine Krankheit sich langsam entwickelte. So ergriff ihn dann jenes Bedürfnis nach Anlehnung, das schwächeren Naturen auch in ihren guten Stunden eigen ist.

Er wandte sich zu Triban, wie zu einem Vertrauten. „Mein Sohn heiratet nun bald. Er ist ja leider — von etwas schwächlicher Gesundheit und hat darum auch seine Carrière aufgeben müssen; für ihn ist die Landwirtschaft der beste Beruf; er soll meine Güter verwalten. Nun denke ich, Sie könnten ihn einführen, er ist ja an Sie vom Regiment her gewöhnt; also, er wird nach der Hochzeit zu Ihnen auf das Land übersiedeln. Gehen Sie ihm dann recht an die Hand!“

Triban kam diese Mitteilung durchaus nicht unerwartet; er äußerte eine lebhafte Freude und versprach, für seinen Leutnant alles zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Der alte Herr drückte ihm dankbar die Hand.

Plötzlich schwieg Triban; jener blickte etwas unruhig auf ihn und fragte, ob er einen Wunsch habe.

„Ja," erwiderte der bedenklich; „ich thue gern alles für meinen Leutnant; aber ich muß auch an meine eigene Zukunft denken; wenn ich mich verheiraten will, ist es bald Zeit. Hat Herr Edmund einmal die Verwaltung übernommen, so bin ich überflüssig. Wenn ich keine Sicherheit habe, dann sehe ich mich lieber jetzt nach einer anderen Stellung um."

Diese Äußerungen verletzten Veraine nicht, sondern gefielen ihm. Er sagte ohne Zögern: „Sie haben ganz recht. Aber meine Besitzungen sind groß genug; es ist für sie immer noch Platz neben meinem Sohne. Nein, ich bin nicht undankbar, zumal, wenn das gegen mein eigenes Interesse wäre. — Wir wählen eines der anderen Güter aus, das Sie entweder in Pacht nehmen oder bei allmählicher Abzahlung billig erwerben können."

Der andere empfand wohl, daß bei der ersten Erörterung solcher Fragen eine gewisse Zurückhaltung am Platze sei. Er begnügte sich daher mit der kurzen Versicherung: „Wenn Sie mir das versprechen, dann bin ich ruhig."

„Wir reden noch später darüber," sagte Veraine. „Inzwischen verhandeln Sie mit meinem Sohne; er

will Ihnen wohl, und Sie sehen, ich bin überaus beschäftigt."

Triban zog sich zurück und begab sich sogleich in Edmunds Zimmer.

Dieser erblaßte, darauf überzog eine brennende Röte sein Gesicht.

Der Besucher that, als hätte er davon nichts bemerkt. „Ihr Herr Vater schickt mich zu Ihnen; da Sie nach Ihrer Verheiratung das Gut bewirtschaften werden, so soll ich Ihnen an die Hand gehen. Erlauben Sie mir, Ihnen darzulegen, was bis jetzt unternommen ist."

Edmund war so verwirrt, daß er nur ein mechanisches Kopfnicken, aber keine Antwort hervorbringen konnte.

Der andere verbreitete sich dann gelassen über die Erfolge seiner Bewirtschaftung. „Sind Sie damit zufrieden?" fragte er am Schluß.

Edmund erwiderte: „Ja", unbewußt, wie auf einen bloßen Reflex.

Nun wurde Triban bei aller fortgesetzten höflichen Zurückhaltung doch dem Sinne nach zudringlicher. Er wiederholte, was er schon dem alten Veraine gesagt hatte; bemerkte, daß der ihn an Edmund verwiesen habe, und äußerte sein völliges Vertrauen in Edmunds Gerechtigkeit und Billigkeit. Er wollte noch keine bestimmte Frage stellen, bat aber, einen festen Plan für die Zukunft zu erdenken; beim nächsten Zusammentreffen werde man sich schlüssig machen.

Edmunds Natur konnte im äußersten Fall noch auf unmittelbare Beleidigung oder gewaltsamen Angriff

reagieren; vor der unbefangenen, ruhig lächelnden Frechheit war sie ohnmächtig. So sagte er denn willenlos zu allem ja und versprach, was man von ihm verlangte. Es war, als wenn seine Seele schliefe, seine ganze Person nur automatisch bewegt wäre.

Als Edmund wieder allein war, unterlag er einer heftigen Gegenwirkung. Wenn er in den letzten Wochen mit der Vergangenheit und mit sich selbst kämpfen mußte, so glaubte er doch durch den Einfluß seiner Braut, seiner neuen Verpflichtungen, nach außen, für die Zukunft, Kraft gewonnen zu haben. — Und bei der ersten Probe versagte die Kraft vollständig!

Ihn überkam eine tiefe Trauer, die herzerdrückende Rührung eines Jünglings, der den Tod erwarten muß. Es war ihm furchtbar schwer, seine Braut zu sehen, er fürchtete, die Haltung zu verlieren; am liebsten hätte er sich an ihre Brust geworfen und geweint — bis zum Vergessen geweint.

Henriette bemerkte seine Stimmung. Zuerst versuchte sie, ihn mit heiteren Worten abzulenken; aber sie sah bald, daß er noch trauriger wurde. Sie schwieg; dann legte sie ihm ihre Hand auf den Arm und fragte: „Was ist Ihnen, mein Freund?“

Er blickte sie an; trotz seines Kämpfens drangen ihm zwei große Thränen in die Augen; zu reden vermochte er nicht.

Da lehnte sie sich an ihn, ergriff seine Hand und sprach mit einer Vertraulichkeit, die sie bis dahin noch nicht geübt hatte: „Mein armer Freund, ich weiß, was

Dich quält. Wirf die Vergangenheit von Dir! Ich kenne Deine Vergangenheit wohl; mir hat sie Dich lieb gemacht, und Du brauchst Dich ihrer nicht zu schämen noch sie zu fürchten."

Edmund fühlte, wie sich ihm das Herz krampfhaft zusammenzog von plötzlichem Schreck und plötzlicher Freude.

Henriette fuhr indessen ruhig fort: „Wir reden später über das Gewesene; oder, wenn es Dir lieber ist, wollen wir es für immer totschweigen. Laß uns jetzt nur an die Zukunft denken! Ich habe Energie für Zwei und kann Dich leicht mitschleppen durch die Welt; aber Du sollst sehen, das wird gar nicht nötig sein; kommst Du einmal in normale Verhältnisse und in beständigen Verkehr mit einer normalen Person, wie ich es am Ende doch bin, dann wird Dir alles leicht fallen. Wir wollen aus Dir schon etwas machen, gleichviel, ob einen Minister, oder einen Nachfolger des Doktor Charcot, oder das jüngste Mitglied der Akademie."

Und dann versprach sie ihm, trotz aller Umständlichkeiten ihres Vaters, die Heirat so zu beschleunigen, daß sie in vierzehn Tagen stattfinden könne.

Nun gewann Edmund wieder einige Kraft und Hoffnung; die Hochherzigkeit seiner Braut beschämte ihn nicht, sondern machte ihn stolz; er empfand jenes besondere Gefühl, welches aller außerordentliche Besitz verleiht.

Und auch die äußeren Umstände erschienen nun günstig; mehrere Tage wurde Edmunds Ruhe durch keinen Eingriff von außen gestört.

Aber dann verursachte ihm die Schwester manches Unbehagen, nachdem sie sich bis dahin ganz abseits gehalten hatte.

Die eigentümliche Richtung ihrer Denkungsweise hatte sich von Monat zu Monat, ja von Tag zu Tage entschiedener ausgebildet. Sie war fast beständig von Hause abwesend und weit über die Zeit hinaus, welche ihre wohlthätigen Besorgungen in Anspruch nahmen; man glaubte, sie nehme an öffentlichen Versammlungen teil. Die Damen des Comités konnten das unbequeme, übereifrige Mitglied nicht wohl in seinen Funktionen beschränken, ohne es völlig auszuschließen; und so groß war bereits die Mißstimmung in der Gesellschaft, daß man diese beleidigende Maßregel ernstlich erwog. — Claire erhielt mehrere vorsichtige und dann auch offenere Verwarnungen, doch nahm sie keine Rücksicht darauf. — Überhaupt wurde sie im Verkehr mit Personen ihres Standes immer verstockter und fiel nur deshalb den Ihrigen nicht gar zu lästig, weil sie an ihnen durchaus kein Interesse nahm.

Scharf beobachtend, hatte sie sich über Edmunds zerknirschte Stimmung gefreut; sie glaubte, ihn verfolge die Reue, und aus der sollte, so hoffte sie, eine Bekehrung zu ihren Grundsätzen hervorgehen.

Als sie ihn unter Henriettens Einfluß wieder aufleben sah, war sie enttäuscht, geärgert. Sie hielt nicht länger an sich und erging sich in heftigen Reden, die nach der vorhergegangenen Schweigsamkeit um so aufregender waren.

„Ihr seid wie die anderen, Ihr lebt dahin in Thorheit, Nichtsthun und frivoler Zeitvergeudung; ausrotten sollte man Euch, wer Euch tötete, hätte keinen Menschen umgebracht. Geht hin zu den Arbeitenden, den Armen und Beladenen! Die allein sind Menschen! Mit ihnen teilt ihre Sorgen, das sauer erquälte Brot; dann erst habt Ihr ein Recht zu leben. — Aber Ihr werdet nichts thun, Ihr werdet fortfahren, als lästige und gefährliche Schmarotzer die Menschheit zu verunzieren. Nehmt Euch in acht, Ihr entgeht Eurem Schicksal nicht; diejenigen, auf die Ihr herabblickt, werden sich erheben und —“

Für Edmund war es ein Glück, daß solche Worte in Gegenwart seiner Braut gesagt wurden. Henriette wartete, bis ihre Schwägerin sie insbesondere angriff, und entgegnete dann ruhig: „Mir macht Ihr Schimpfen nichts aus, Sie dürfen sich jeder Rücksicht auf mich entschlagen. Aber daß Sie Ihren Bruder auf solche Weise mißhandeln, ist ein Unrecht, und ich werde ihn schützen, so gut ich kann. Ja, Sie mißhandeln ihn, indem Sie seine Empfindlichkeit, die Schwäche seiner Nerven mißbrauchen. Sie wissen wohl, daß er nicht weniger als Ihre Armen zu den Beladenen gehört; üben Sie Ihre Menschenfreundlichkeit im Hause, ehe Sie sich Ihrer Aufopferung für die Elendesten rühmen.“

Diese Vorwürfe waren so überzeugend, daß sie Edmund kräftig aufrichteten; aber eben darum wirkten sie wuterregend auf Claire.

Doch mußte sie die überquellende Bitterkeit in sich

zurückdrängen; denn sie sah, daß an der Ruhe dieser selbstgewissen Person ihr Pathos zerschellte, wie die Wogen an einem Fels. Und Henriette hatte so ganz Unrecht nicht, als sie bemerkte: „Sie würden mit Ihren Fingernägeln auf mich losgehen, wenn Sie nicht wüßten, daß ich stärker bin als Sie.“

Edmund zog aus diesem Streite einen Gewinn an Selbstvertrauen......

Aber dann störte die Ruhe des Hauses ein höchst unerwartetes Ereignis.

Claire erhielt regelmäßig eine große Anzahl von Zeitungen, Broschüren und anderen Druckschriften, die sie in ihrem Zimmer sorgfältig verbarg. Eines Morgens nun, als sie nach ihrer Gewohnheit fortging, ehe die anderen aufgestanden waren, ließ sie auf dem Frühstückstisch ein Zeitungsblatt liegen.

Es fiel Veraine auf, daß ein langer Artikel mit Blaustift gezeichnet war; er nahm das Blatt und las es durch.

Edmund bemerkte, wie unter dem Lesen sich seines Vaters Züge entstellten; doch äußerte keiner von beiden ein Wort.

Mit ungeheurer Selbstüberwindung beendigte Veraine die Lektüre; dann schob er seinem Sohne das Blatt hin, stützte den Kopf auf die Hand und starrte ratlos, verzweifelt ins Leere.

Edmund erschrak; es war ihm, als wenn eine plötzliche Ahnung ihm den Namen seines Bruders zuriefe. — An Gontran hatte man seit langem nicht

ernstlich gedacht und die immerhin aufsteigenden Sorgen durch künstliche Illusionen unterdrückt. Dieses Zeitungsblatt zerstörte mit einem Schlage die Täuschungen, ja selbst die Hoffnung.

Der Artikel handelte von dem jungen Leferrand, dem Erben ungezählter Millionen. Der lag schwer krank in seinem prächtigen Landhause, umgeben von einer Schar wilder Freunde und niederträchtiger Weiber, die bis zum letzten Augenblicke alle ernstliche Hilfe von ihm abgehalten hatten und Anstalt machten, sich in seine Hinterlassenschaft zu teilen. — Nur mit Mühe war zuletzt ein redlicher Arzt in diese Einsamkeit des Lasters gedrungen. Er mußte den Kranken, das Opfer eigener Zügellosigkeit und frivoler Verführung, verloren geben; zugleich aber brachte er allerhand schmähliche Dinge an den Tag. — Leferrand hatte vor kurzem zum Militär einberufen werden sollen; er war freigekommen durch unverschämte Bestechung. Von seinem ungeheuren Vermögen war ein Teil geradezu verschwunden.

Der gewissenloseste der Ausbeuter hatte noch an dem Krankenlager wüste Orgien veranstaltet, aus Berechnung oder sträflichem Leichtsinn das schreckliche Ende unvermeidlich gemacht. Und dafür war ihm in bindender Form eine Million zugesprochen worden!

Dieser niederträchtige Freund hieß Gontran Veraine.

Das Blatt knüpft an den Bericht noch einige wütende Bemerkungen und kündigte an, es werde nicht ruhen, bis der Staatsanwalt eingeschritten sei.

Edmund war ebenso ratlos wie sein Vater; es vergingen Stunden, ehe sie recht zur Besinnung gekommen waren.

Unterdessen kam Claire heim.

Sie suchte ihren Vater in seinem Kabinet auf und hatte mit ihm eine furchtbare Szene. Man hörte ihre Stimme durch mehrere Räume, wenngleich die Worte unverständlich blieben; und so furchtbar war der Ton, daß die sonst aufs Horchen begierigen Diener sich scheu zurückzogen.

Als Claire gegangen war, überwältigte Veraine eine Schwäche, die er seit den Kindertagen nicht gekannt: er weinte.

Inzwischen war der Advokat des Hauses ungerufen herbeigeeilt. Er versprach, alles Unheil abzuwenden, und machte sich auch anheischig, Gontran in das väterliche Haus zurückzuführen. Dort sollte er kurze Zeit in der Stille verbringen und darauf, sobald nur von einer plötzlichen Flucht nicht mehr gesprochen werden konnte, auf Reisen gehen.

Gegen Abend wurde ein Billet gebracht. Es war von Claire; sie teilte darin mit, daß sie nicht mehr bei den Ihrigen leben wolle.

Am nächsten Tage schwiegen die Zeitungen; es schien, als wolle es dem Advokaten gelingen, die Angelegenheit zu vertuschen.

Nachmittags kam Henriette. Sie zeigte keine Verwunderung, ihren Bräutigam mutlos, in niedergedrückter Stimmung zu finden; ehe er noch ein Wort äußern

konnte, rief sie ihm zu: „Wir wissen alles. O, es ist Zeit, daß Du von dieser Umgebung frei wirst! Die Hochzeit wird nun wohl bescheiden ausfallen, aber sie muß schnell, noch vor der nächsten Woche sein.“

Edmund seufzte; er war unfähig, das auszusprechen, was er hätte sagen sollen.

Aber sie fuhr sogleich in einem ruhig heiteren Tone fort, der doch etwas gezwungen klang: „Dein Vater wird heute von dem meinigen einen Brief erhalten, der die Verlobung aufheben soll. Dadurch laß Dich nicht irre machen; das bedeutet nichts.“

Edmund mußte dergleichen erwarten; doch war er sehr erschüttert. Mühsam und mit flüsternder Stimme sagte er: „Es ist meine Pflicht, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben.“

„Schön, schön,“ erwiderte Henriette, in ihrer Entschlossenheit jetzt ganz froh geworden. „Nur noch einen letzten Ritterdienst; seien Sie heute Abend im Wohlthätigkeitskonzert!“

Er wollte widersprechen, aber sie zwang ihm ihren Willen auf.

Am Abend wäre er fast seinem Versprechen untreu geworden; dann trieb es ihn doch mit sonderbarer Gewalt in den Konzertsaal. Er kam freilich erst spät an, mitten in einer Pause.

Als Henriette ihn erblickte, ging sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und legte dann ihren Arm in den seinigen.

Die auffällige Szene war von den meisten Zuschauern beobachtet worden; ein Murren der Entrüstung über diese Unschicklichkeit erfüllte den weiten Saal.

Henriette aber schritt am Arme ihres Verlobten hocherhobenen Hauptes durch das Tosen der geputzten Menge langsam gegen die Ausgangsthür.



XV.

Gontran war in das väterliche Haus zurückgekehrt. Ihn hatte nicht jene akute Krankheit, auf die der Vater so bestimmt zählte, ergriffen, wohl aber entwickelte sich ein schleichendes Leiden; der Arzt sprach von Tuberkulose, kompliziert durch Diabetes. Zwar konnte er frei im Hause umhergehen, allein er war gebrochen an Seele und Leib; wie in seinem Gange eine sichtbare Schwäche, so lag in seinem Ausdruck eine unendliche Müdigkeit. Er sprach wenig und sehr langsam, fast lallend; das Auge war stumpf, eine grenzenlose Gleichgültigkeit ließ weder Scham noch Besorgnis aufkommen.

Edmund betrachtete ihn mit traurigen, teilnehmenden Blicken. Es that ihm leid um die verwüstete Jugendkraft, um so manche sympathische und gute Anlagen, die der beständige Taumel zerstört hatte; dabei beherrschte ihn die feste Überzeugung, dieser Mensch sei nicht der hinterlistigen Intrigen fähig, deren man ihn zieh. — Nein, der war das Opfer eines unnatürlichen, krankhaften

Leichtsinns; er mochte andere in seinen Ruin hineingezogen haben, aber zu berechneter Ausnützung der Thoren besaß er längst nicht mehr die Freiheit und Klarheit der Überlegung.

Veraine war nun schwer krank und konnte nur mit äußerster Anstrengung seinen Geschäften nachgehen. Man riet ihm einen längeren Aufenthalt im Süden und gänzliche Ruhe an; allein er mochte sein Haus nicht verlassen, das er von so gefährlichen Stürmen bedroht sah. Gontrans Schicksal schuf ihm ungeheure Sorge; er schalt nicht auf den Sohn, er suchte ihn lediglich zu retten; denn jetzt, auf der Höhe des Unglücks, überkam ihn eine Art von Selbsterkenntnis, die ihn zwang, seine eigene Schuld an dem Verhängnis der Kinder beständig zu prüfen.

Obgleich der Rechtsanwalt ihm gesagt hatte, es werde sich vermutlich nichts eigentlich Strafwürdiges gegen Gontran vorbringen lassen, so verharrte er doch in seinem Mißtrauen; denn er kannte den Haß seiner Neider genug und wußte auch, wie schnell die Leidenschaft gegen einen schon halb Gestürzten zu entflammen ist. Ihm war Gontrans schleunige Abreise erwünscht, doch verschloß er sich nicht den Gründen, die einer solchen entgegen standen.

Er teilte sich nun Edmund mit; der gab ihm recht, wiewohl er sich nach seiner ängstlichen und aufgeregten Natur zum Warten ungern bequemte.

Einigemale wollte Edmund seinem Bruder eine Äußerung entlocken; aber der antwortete nicht und wandte sich ab; nicht in Zorn oder Scham, sondern weil sein geschwächter Sinn allem Ernsten unzugänglich geworden war.

Diese Verstocktheit machte nun den nervösen Edmund ganz erregt. „Du weißt doch, was Dich bedroht!“ rief er.

„Ihr wollt mich gern los sein; aber ich habe zum Reisen keine Lust,“ entgegnete der andere gedehnt.

Die Zeitungen blieben ruhig. An der Börse, in der Gesellschaft redete man von dem armen Louis Leferrand, jedoch das stille Summen steigerte sich nicht zu bedrohlichem Lärm. Der unglückliche reiche Jüngling befand sich nun in bester Pflege, und wenn auch an eine Wiederherstellung nicht zu denken war, so hoffte man, sein Leben noch einige Zeit zu erhalten.

Nirgends wurde sein Befinden mit so ängstlicher Aufmerksamkeit verfolgt, wie im Hause Veraines, wo der Rechtsanwalt täglich die letzten Nachrichten brachte; der Vater fühlte sich selber kräftiger, als eine Besserung gemeldet wurde, die denn auch mehrere Tage anhielt.

Da schickte der Anwalt spät am Abend ein Billet; Leferrand war gegen alle Erwartung der Ärzte an einer plötzlichen Komplikation gestorben.

Diese Trauerbotschaft erschütterte den alternden kranken Mann auf das heftigste, er weinte, wie über den Tod eines leiblichen Sohnes.

Der rechtskundige Freund, der sogleich um nähere Angaben gebeten worden war, kam noch in der Nacht; er tröstete mit guten Gründen und konnte doch seine eigene Bedenklichkeit nicht verbergen. — Veraine hielt ihn bis zum Morgen zurück; er hatte sich nie so hilflos

gefühlt, niemals nach der Nähe eines wohlwollenden Menschen ein so zwingendes Bedürfnis gehabt.

Der sonst immer kühle Jurist verriet ein ungeheucheltes Mitleid; mit warmem Abschiede riß er sich am Ende los, um im Interesse seiner Schutzbefohlenen die notwendigsten Schritte zu unternehmen.

Die Abendblätter zeigten den Tod des jungen Erben kurz an. Die Neuigkeit wurde lebhaft besprochen; man äußerte versteckt und nach wenigen Stunden schon offen Argwohn gegen die Ärzte, die aus irgend welchen egoistischen Motiven ihrer Pflicht nur mangelhaft genügt haben sollten.

Diesen Argwohn aber hatte der rechtskundige Freund auf geschickte Weise verbreitet.

Schon am nächsten Tage wuchs das Gerücht stärker an, die öffentliche Aufmerksamkeit wurde von Veraine und den Seinigen abgelenkt.

Jetzt konnte Gontran sich zur Abreise bereit halten; der Vater würde sich seiner Kur widmen und Edmund konnte, eben verheiratet, sich unauffällig in die Einsamkeit zurückziehen. Unterdessen wollte der Advokat nach Claire suchen und, wenn nötig, mit Hilfe der Polizei sie in das väterliche Haus bringen. — Paris vergißt schnell; man durfte hoffen, dieser gefährliche Sturm werde in einigen Monaten völlig beruhigt sein.

In der wunderlichsten Lage war Edmund, und nur ein gewisser Stumpfsinn rettete ihn vor übergroßer Verwirrung. Herr Levisson konnte nur gezwungen die Heirat zugeben; Edmund hatte das Gefühl einer unbe-

rechtigten schamlosen Selbstsucht gegenüber der Familie, wenn er an der Heirat festhielt. Zum Glück begegnete er seinem künftigen Schwiegervater kaum, und dann noch hüteten sich beide vor einem vertraulichen Wort.

Henriette kämpfte allein die gemeinsame Sache durch; sie fürchtete den Widerstand nicht und trug auch kein Verlangen, von ihrem Bräutigam unterstützt zu werden.

Nach der wunderlichen Szene im Konzertsaal war der Vater sehr aufgebracht und wollte nun erst recht von der Heirat nichts wissen. Jedoch der Skandal wuchs ihm über den Kopf, wie Henriette es richtig vorausgesehen hatte. Wenn seine Bekannten ihn wegen des Vorfalls neckten, so sprach er von der nun schon bald bevorstehenden Trauung und von der übergroßen Liebe seiner Tochter, und ehe er es sich versah, hatte er sich so festgeredet, daß er seine Worte kaum noch zurücknehmen konnte.

Gleichsam aus Rache wollte er dann nicht nur die Mitgift, sondern auch die Aussteuer verweigern, sowie an keinerlei Vorbereitungen zu dem Feste teilnehmen.

Diese Drohungen machten auf Henriette nicht den geringsten Eindruck, sie war vielmehr froh, in ihren eigenen Angelegenheiten nach Belieben schalten und walten zu können.

Auch ihr war indessen der Lärm um Gontran überaus peinlich. Man hätte leicht als ein interessantes Brautpaar Sympathie erwecken können; nun drohte neben dem Schmollen der Eltern die unversöhnliche Ranküne

der Gesellschaft. Daher atmete sie auf, als nach Leferrands Tode die Stimmung sich gegen die Ärzte wandte.

Edmund ging am Nachmittage zu seiner Braut, die in der Stille alle notwendigen Vorbereitungen schon getroffen hatte. Man konnte die Angehörigen entfernen und gelangte zu einer entscheidenden Verabredung. Die Hochzeit sollte am frühesten möglichen Termin, nämlich in vier Tagen, stattfinden; alle Papiere lagen bereit, der Pfarrer war jeden Augenblick einer Benachrichtigung gewärtig. — Nach der Zeremonie sollte in Levissons Hause ein kleiner Empfang sein; wiewohl Levisson jede Beteiligung abgelehnt hatte, so wußte das mutige Mädchen, er werde im entscheidenden Moment das Aufsehen scheuen, umsomehr, da die Mutter, die sich sonst um nichts bekümmerte, in einer ihrer gelegentlichen Anwandlungen von Sentimentalität ihn mit Bitten, Thränen, vielleicht sogar Ohnmachten quälen würde.

Bewundernd blickte Edmund auf diese kräftige Natur; vor der beschämte seine eigene Thatenlosigkeit ihn nicht, er kam sich vielmehr geehrt vor, wie einer, den ein König beschützt.

Er ging heim in gehobener Stimmung. Zum erstenmale seit einiger Zeit legte er sich mit freudigem, hoffnungserfülltem Herzen schlafen.

Am andern Morgen war er nicht weniger glücklich und frisch. Er kleidete sich rasch an, während die Sonne ihm freundlich ins Fenster schien; es lag ihm wie Musik im Gemüte, es drängte ihn hinaus ins Freie. Ihm fiel das Zweirad ein, das er seit vielen Monaten nicht berührt,

und er nahm sich vor, eine Spazierfahrt durch das Bois de Boulogne zu machen. So vertauschte er denn seinen dunkeln Anzug gegen das kleidsame Sportkostüm und ging darauf eilig zum Morgenkaffee, bei dem er sich nicht lange aufhalten wollte.

Unter dem Kaffeetrinken gab er dem Diener Anweisung, die Maschine zu holen.

Der Mann kehrte bald darauf mit einem Briefe zurück, der eben angekommen sei. Edmund blickte auf die Adresse, sie war von unbekannter Hand; er dachte an eine Rechnung oder dergleichen und wollte das Schreiben in die Tasche stecken, um es bei gehöriger Muße zu lesen.

Doch dann reizte ihn eine sonderbare Neugierde, und er brach es auf.

Ihm fiel ein gedrucktes Blatt in die Hand, welches allem Anschein nach aus einer Zeitung geschnitten war. Das Blatt enthielt einen Bericht über die letzte Volksversammlung und ausführlich die Rede einer Bürgerin Haultbras.

Edmund erschrak, doch glaubte er an einen thörichten Scherz.

Aber ihm wurde sogleich traurige Gewißheit, wie er die enggedruckten Zeilen überflog. Die Rednerin trat für die Armen und Beladenen mit jener Leidenschaft ein, die er an seiner Schwester kannte. Darauf erhob sie wütende Anklagen gegen die Gesellschaft, gegen die Ungerechtigkeit aller bürgerlichen Verfassung, welche die Men-

schen nicht nach ihrem Wert, sondern nach ihrem äußeren Einfluß abschätze. Mit dem Pathos des Propheten, zugleich mit der Blindheit und Härte des Fanatikers sprach sie ihren Fluch über alles Bestehende aus, vorzüglich über dasjenige, was sie als das Regiment der Lüge bezeichnete. — Dann kam sie auf den Fall des jungen Leferrand zu sprechen. „Warum vertuscht man hier? Warum straft man nicht? rief sie aus. „Es liegt ein Mord um schnöden Gewinn vor. Warum verfolgt man nicht die Raubmörder? — Man sucht sie zu retten, man leite den Argwohn in falsche Wege — weil sie Söhne angesehener Väter sind. Ich aber fordere im Namen derjenigen, die unter der Strenge unserer Gesetze seufzen, das Urteil der Schuldigen. Kein Erbarmen, wo es gilt, die Moral zu verteidigen! Ich fordere Strenge, Strenge vor allen gegen den Hauptschuldigen — obgleich er mein Bruder ist.“

Es flimmerte Edmund vor den Augen; die stürmischen Beifallsäußerungen der Versammlung, die drohende Tagesordnung, wurden ihm unter dem Lesen nicht bewußt.

Mechanisch steckte er das Papier zu sich, er suchte vergebens nach einem Gedanken. Ihm schwebte nur dunkel ein unbestimmtes, unabwendbares Unglück vor. Seinem Vater mochte er nicht die furchtbarste Aufregung bereiten, und doch hatte er Mitteilung nötig.

Mit Gewalt zwang er sich nun doch zu einer Spazierfahrt.

Ihm wurde leichter in der frischen Luft, unter der starken Bewegung; aber kaum nach Hause zurückgekehrt, empfand er die heftigste Unruhe.

Er kleidete sich in aller Hast um und begab sich zu seiner Braut.

Ein günstiger Zufall wollte, daß er ihr schon unterwegs begegnete; sie fuhr in einem Fiaker auf ihn zu. Wie sie ihn bemerkte, stieg sie aus, und sie begaben sich miteinander in eine stille Nebenstraße. Nun erzählte Edmund in kurzen Worten den neuen Zwischenfall.

Henritte, durch seine Miene schon auf Unangenehmes vorbereitet, blieb ziemlich kühl und sagte nur: „Sie ist verrückt, sie ist verrückt.“

Edmunds Schweigen drückte eine Frage aus, und sie fuhr fort: „Sonst gingen Leute mit solcher Gemütsverfassung ins Kloster, heutzutage suchen sie Versammlungen auf. Und da man Claire gegen ihren Willen nicht, wie sich's gehörte, ins Kloster stecken kann, so ist für den Augenblick wohl nichts zu thun. — Wir werden uns um Deine Familie ferner nicht bekümmern; wenn wir verheiratet sind, brechen wir alle Verbindung mit ihr ab.“

„Müßte ich nicht meinen Vater in Kenntnis setzen,“ bemerkte Edmund, „und versuchen Claire zu beruhigen?“

„Sie wird sich nicht beruhigen lassen, wozu also den Kranken aufregen? Wenn irgend einer raten oder helfen kann, so ist es der Jurist.“

Man trennte sich nach ganz kurzer Unterredung mit dem Versprechen, für die Hochzeit alle Verabredungen genau inne zu halten, was auch bis dahin sich ereignen möge.

Mit schwerem Herzen ging Edmund heim; er sah so viele Schwierigkeiten sich vor seinem Ziele häufen, daß er das Ziel kaum noch zu erreichen hoffte.

Der juristische Berater erwartete ihn schon. Auch er hatte von Claires Auftreten gehört und hatte eine nutzlose Aufregung Veraines vermeiden wollen. Edmunds Pläne ließ er sich genau vortragen, dann sagte er: „Es sind wohl nur noch zwei Tage bis zu Ihrer Hochzeit, aber wer weiß, was sich in den zwei Tagen ereignen kann! Jene Versammlung wird unglücklicherweise einen starken Eindruck machen. Und übrigens haben die Aufwiegler sich nicht mit Reden begnügt, sondern eine förmliche Denunziation eingereicht.“

Edmund schwieg.

Der andere sprach weiter: „Wir stehen vor einem wohlüberlegten Angriffe, und nur dadurch, daß wir ihm zuvorkommen, können wir uns verteidigen. Erlauben Sie mir, daß ich versuche, gegen Frau von Haultbras einen Verhaftbefehl auszuwirken.“

Ein solcher Vorschlag widerstrebte Edmunds Gefühl aufs äußerste; doch ließ er sich endlich bereden, zumal mit Rücksicht auf die seinem Vater so nötige Ruhe.

Der Advokat entfernte sich mit der Warnung, auf einen gewissen Erfolg seiner Bemühungen könne er nicht Hoffnung machen.

Veraine hatte sein Zimmer nicht verlassen und auch nach Edmund nicht gefragt. Dieser nahm alle Kräfte zusammen und stattete seinem Vater einen Besuch ab; dann begab er sich auf sein Zimmer. — Die Aufregung

hatte ihn furchtbar ermüdet. Schon vor Abend legte er sich in sein Bett, aber der Schlaf, den er sicher erwartet hatte, wollte sich nicht einstellen.

Erst gegen Morgen entschlummerte der vielgeprüfte Mensch.

Er hatte noch nicht lange in einem erst oberflächlichen, dann unruhigen Schlafe verweilt, als er durch ein sonderbares Lärmen im Hause geweckt wurde. Ängstlich sprang er sofort auf und kleidete sich notdürftig an; er fürchtete, seinem Vater sei ein schwerer Unfall zugestoßen.

Da kam auch schon der Diener an seine Thür.

„Was ist?“ fragte Edmund mit unsicherer Stimme.

„Mein Gott, mein Gott, ein Unglück; Herr Gontran wird verhaftet.“

Edmund eilte zu dem Zimmer seines Bruders; er traf die Beamten noch an; verwirrt und erregt suchte er sie zu einem Aufschub zu bereden. Er wies auf die tödliche Gefahr für seinen Vater hin; jedoch die Beamten zuckten nur die Achseln und erklärten mit höflicher Bestimmtheit, ihrer Pflicht gehorchen zu müssen, so leid es ihnen thue.

Gontran hatte sich unterdessen langsam angekleidet. Er sah kaum zu dem Bruder hinüber, er widersetzte sich seiner Verhaftung nicht, und drückte nicht einmal Verwunderung aus; gleichgültig und stumpfsinnig ließ er alles über sich ergehen. — An der Hausthüre wartete ein Fiaker; und sobald Gontran fertig war, forderten die Herren ihn auf, ihnen zu folgen.

Mit stockendem Herzen blieb Edmund an der Thürschwelle. Er hörte jene die Treppe hinuntersteigen, und es war ihm, als wenn der mächtige Tritt des Schicksals nachhallte.

Die Dienerschaft war nun in Aufregung und Ratlosigkeit; Edmund, der nie mit sich selbst hatte fertig werden können, sollte für die andern denken.

Man hatte Veraine, der in einem entfernten Zimmer schlief, keine Mitteilung gemacht, und dabei ließ es Edmund auch bewenden. Überhaupt verfiel er auf keine nützliche Anordnung; das Leben im Hause mußte weitergehen, als wäre nichts vorgefallen.

Im Innern konnte der weichherzige Mann nicht glauben, daß ein so plötzliches Ereignis unwiderruflich sei. Er hielt sich die Möglichkeit eines Irrtums vor; vielleicht auch waren die Behörden zu einer Komödie gezwungen, die in wenigen Tagen einen befriedigenden Ausgang nahm.

Die Gedanken wirbelten ihm durcheinander; zwecklos und seine Erregung vermehrend, rannte er im Hause auf und ab.

Am Ende begab er sich auf sein Zimmer. Er streckte sich aufs Bett, um zu überlegen und einen Weg der Hilfe auszufinden.

Jedoch es war umsonst.

Da kam der Diener und brachte ihm seinen Thee. Er wollte davon nichts wissen; allein der redliche Mann bestand auf seiner Meinung; er blieb nahe dem Bette

und ging nicht fort, bis sein Herr die notwendige Erquickung genommen hatte.

Wiederum verweilte Edmund in langem Sinnen. Er fühlte, daß die Verhaftung seines Bruders auch ihm verhängnisvoll werden konnte, nur wußte er nicht, wie; er konnte sich überhaupt kein rechtes Bild seiner Lage machen und trotz aller Mühe sich nicht vorstellen, daß er verlobt war, daß er in zwei Tagen heiraten sollte.

Plötzlich ging die Thür auf, ein Weib stürzte ins Zimmer. Edmund erhob sich, erschreckt, von seinem Lager; er stand vor Emmy. Eine innere Stimme rief ihm den Namen gellend ins Ohr; zu erkennen war die schmähliche Erscheinung nicht als jenes frische, heitere Mädchen, auf das sich seine Erinnerung bezog.

Nichts ist unheimlicher als die Auferstehung einer begrabenen Vergangenheit. Edmund war die Wirrsal kurzverflossener Tage und auch die ehemalige Freundin aus dem Bewußtsein geschwunden, nun sah er beide in verzerrter Gestalt wieder vor sich; vor diesem schrecklichen Eindruck versagte seine Kraft. Er stützte sich gegen den Bettpfosten und vermochte kein Wort zu äußern.

Auch in Emmys blöden Zügen lag eine Art von Verwirrung. „Du hast mich nicht sehen wollen,“ redete sie schwer und etwas stockend. „Ich war schon einmal hier, aber der Diener hat mich nicht eingelassen. Und nachher ist mir die Furcht wiedergekommen, als wenn ein Gespenst bei Dir wäre. Ich habe wieder gewartet und gehungert; heute habe ich es noch einmal versucht, und mich hat keiner im Hause gesehen.“

„Was wollen Sie?“ fragte Edmund tonlos.

„Ach, ich bin so elend, von mir will keiner mehr etwas wissen; ich habe Hunger und bin krank.“

Edmund griff nach seiner Geldtasche und hielt sie stumm, wie zur Verteidigung, vor sich hin.

Aber das unglückliche Weib schüttelte den Kopf und sprach leise: „Nein, ich brauche kein Geld. Gieb mir Morphium!“

So groß die Spannung in Edmunds Gemüte schon war, so steigerte sie sich auf diese Worte zuckend mit einer unerträglichen Gewalt. Schreck, Furcht, die Last der Verantwortung vereinigten sich, um in einem übermächtigen Anfall jede Selbstbeherrschung zu vernichten.

Und wie auf geheime Einflüsterung erriet das abgestumpfte Weib Edmunds Verfassung. Sie wurde plötzlich lebhaft. „Du hast Morphium, gieb, gieb!“ rief sie mit dringender Geberde.

Der ungeheure Schreck hatte ein wenig nachgelassen, Edmund kam einigermaßen zur Besinnung. Er schob der Bittenden das Geld noch näher hin und sagte: „Ich habe kein Gift. Nehmen Sie dieses und gehen Sie!“

Aber sie achtete nicht auf seine Worte, sondern stürzte ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und rief: „Nein, ich weiß wohl, Du hast davon! O, gieb es mir! Thue mir diesen einzigen Dienst, dann quäle ich Dich ja nie wieder!“

Er wollte sie aufheben; da sprang sie von selbst auf und warf sich ihm an den Hals. „O, Edmund, Edmund, ich habe Dich so lieb gehabt! Und Du hast

mich ins Unglück gestürzt. — Was für eine schöne Zeit war früher! — Aber Du hast alles vergessen und willst mich nicht mehr kennen. Ich nehme Abschied von Dir, nur diesen einen Gefallen mußt Du mir noch thun.“

Edmund war von einer körperlichen und geistigen Starrheit gelähmt, alle Empfindung schien in ihm erloschen, er hatte nur das Gefühl einer ungeheuren Last, mit der des Weibes Arme ihn niedergezogen.

Sie schwieg einen Augenblick in einem leisen und rauhen Schluchzen.

Plötzlich ließ sie ihn los, ergriff dann klammernd seine linke Hand und schrie laut: „Nein, nein, Du mußt, Du mußt! Laß Deine Diener kommen, ich halte mich an Dir fest, und sie sollen mich nicht lebendig von Dir reißen.“

Edmund war von einem Schwindel erfaßt, er wußt nicht, was er that; wie ein Nachtwandler ging er zu seinem Tisch, nahm das Rezept aus der Schublade und reichte es der schrecklichen Bettlerin nebst einigem Gelde, das offen auf dem Nachttischchen lag.

Dann sah er sich wieder allein; es war ihm, als hätte er einen wüsten Traum überstanden.

Die Folgen der übermäßigen Aufregung zeigten sich in einem körperlichen Unbehagen; der Kopf schmerzte, und die Glieder waren schlaff.

Edmund verbrachte den Tag, auf seinem Bette liegend, ohne Nahrung, ohne Zerstreuung, auch ohne Schlaf. Sein Geist war wie gelähmt in einer dumpfen Gleichgültigkeit. Er vergaß seine Umgebung, die Welt und sich selbst; wie er ein paarmal zu denken versuchte,

steigerte sich sein Kopfschmerz, und er wich scheu in di Apathie zurück.

Glücklicherweise wurde er von außen nicht gestört. Gegen Abend erreichte ihn ein kurzes Briefchen seiner Braut; sie wußte bereits um Gontrans Verhaftung, tröstete mit der Aussicht auf baldige Ruhe nnd erinnerte noch einmal an die getroffenen Verabredungen. Edmund schob das Papier, nachdem er es kaum überflogen, zur Seite; was ihn am nächsten anging, machte ihm keinen Eindruck mehr, und es schien, als habe die Begegnung mit jener Dirne ihm das Bild der Braut in unerreichbare Weite gerückt.

Endlich verfiel er in jenen tiefen, ohnmachtsähnlichen Schlaf, den die Natur als Schutzwache an das Thor des Wahnsinns gestellt hat. So schlief er bis spät in den Morgen.

Er erwachte mit der Empfindung leichter Mattigkeit, doch erfrischt; auf den vorhergegangenen Tag konnte er sich nicht besinnen.

Da wurde ihm ein Besuch gemeldet.

Er ließ den Herrn ohne Nachfrage zu sich bitten, denn er war es gewöhnt, daß täglich um solche Zeit der Rechtsanwalt kam.

Es berührte ihn dann wie ein Faustschlag, als er sich der gedrungenen Gestalt Tribans gegenüber sah; ihm fiel bei diesem Anblick undeutlich die Begegnung mit Emmy ein, und er mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht die äußerste Unruhe zu verraten.

Triban zeigte sich unruhig, in seinem Auge und in seinen Bewegungen lag etwas Drohendes. Er sagte so-

gleich, ohne irgend welche Einleitung, mit einem Tone, der wie zur Mäßigung gezwungen klang: „Ich komme, um mich für die Zukunft sicherzustellen. Ihr Vater ist krank und wird bald sterben; Sie lieben mich nicht; da könnte ich leicht von der Wirtschaft vertrieben werden, die ich mit so vieler Anstrengung in die Höhe gebracht. — Ihr Vater muß mir das Gut vermachen, oder Sie müssen es mir im voraus durch schriftlichen Vertrag abtreten. Entscheiden Sie, was Ihnen lieber ist!“

Edmund hatte sich unter diesen Worten ein wenig gesammelt. Der schlummernde Rest früherer Erregung wurde wach und verwandelte sich, ohne Hilfe des Willens, fast automatisch, in Widerstand. „Wie können Sie mir mit einem solchen Anliegen kommen? Wenn Sie etwas von meinem Vater wollen, so wenden Sie sich an ihn, sobald er gesund ist; ich habe mit Ihnen nichts zu thun.“

Den andern machte diese Antwort einen Augenblick stutzig; halb erschreckt bemerkte er, daß seine Gewalt über den schwachen Menschen zum erstenmale zu versagen schien. — Gleich darauf schwoll ihm die Zornader mächtig an, seine Stimme bebte vor unterdrückter Wut. „Ich lasse mich nicht mit Redensarten abspeisen, den weiten Weg will ich nicht umsonst gemacht haben. Sagen Sie mir, ob Sie ihren Vater zu einem günstigen Testament bereden wollen, oder ob Sie lieber selbst —“

„Dies ist mein Zimmer!“ schrie Edmund plötzlich in einem Anfall besinnungsloser Wut. „Gehen Sie fort, oder —“

„Ich gehe nicht.“

Edmund wußte nicht, was er that. Alle die kaum beruhigte Erregung war durch diesen Mann wieder in einen Aufruhr versetzt, der Bewußtsein, Wille und Wahrnehmung verschlang. Edmund eilte zu dem Knopf der elektrischen Glocke.

Aber Triban hatte ihn mit dem Auge des Löwenbändigers betrachtet und trat ihm sogleich in den Weg. „Wir werden mit einander fertig ohne Ihre Diener. Ich frage Sie zum letzten Male: Wollen Sie mir Antwort geben?“

Edmunds Gesicht war verzerrt, er atmete schwer, fast röchelnd, kein Wort kam über seine Lippen.

Nun zügelte der Verfolger nicht länger seine Ungeduld. „Besinne Dich, Dein Leben ist in meiner Hand.“

Der andere blieb noch immer unbeweglich unter dem fürchterlichen Wogen aller Empfindung.

Und es war, als wenn der Wellenschlag des Gemütes auf den Gegner überginge. — „Mörder,“ rief Triban laut; damit griff er in die Tasche und hielt Edmund einen Brief vor die Augen. „Hier ist der Abschied Deines Opfers — Mörder!“

Dieses Wort wirkte wie der Funke, der die gespannten Kräfte eines Sprengstoffs zur Explosion bringt. Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Edmund sich gegen die andere Wand umgedreht, zu der Stelle, wo zwei Degen kreuzweis über einander befestigt waren. Wie von dem Eisen magnetisch angezogen, fanden seine Finger

ohne Suchen den Griff. — Und ehe Triban die Gefahr hatte erwägen können, stand er dem Bewaffneten gegenüber.

Schnell gefaßt, griff er nach Edmunds rechtem Arm und hielt ihn stark umklammert.

Aber einen Moment später sah er die Klinge auf der anderen Seite; es war seinem Gegner gelungen, sie in die noch freie Hand zu nehmen. Das Eisen fuhr zuckend zurück und kam wieder, noch zweimal wiederholte sich der Stoß.

Eine tödliche Blässe überzog Tribans Gesicht, seine Hände griffen krampfhaft nach dem Leibe, der starke Körper schwankte, dann gaben die Kniee nach, und er fiel langsam, unaufhaltsam, mit dem Gesicht auf den Boden.

Edmund blickte starr auf den vor ihm Liegenden. Alle Erregung war geschwunden, er empfand auch weder Reue, noch Bedauern, noch Angst; eine zufriedene Ruhe erfüllte ihn und daneben eine Art von Neugier, wie er den Getroffenen betrachtete.

Dann überlegte er, was in solchem Falle zu thun sei. Er hob Emmys Brief auf, der zu Boden gefallen war, und steckte ihn in die Tasche. Darauf klingelte er den Diener herbei, half den Körper auf das Bett legen und schickte schleunig nach einem Arzte.

Er selbst aber ging hinunter in das Kabinet seines Vaters und schrieb mit fester Hand ein paar Zeilen an seine Braut. Sie lauteten: „Ich habe soeben einen Menschen erstochen und eile jetzt zum Polizeikommissär. Beunruhige Dich nicht, ich denke mich zu rechtfertigen.“



XVI.

Edmund war auf seine Selbstanzeige sofort in Untersuchungshaft genommen worden. Die Maßregel wunderte ihn, doch ließ er sie ohne Trotz über sich ergehen.

Und wie er sich einmal im Gefängnis befand, wurde ihm beinahe wohl. Nach den übermäßigen Aufregungen der letzten Zeit lag ein eigentümlicher Genuß, ja gewissermaßen eine Heilkraft in dieser völligen Ruhe, in dieser Stille, die keine unverhoffte Störung unterbrach. Weder nach Zerstreuung noch nach Arbeit hatte Edmund Begehr, er empfand keine Langeweile, kein Unbehagen, er gab sich einem sanften Träumen hin, als hätte Opium ihn eingeschläfert.

Denn sein Gewissen war vollkommen ruhig, sogar befriedigt. Keinen Moment berührte ihn jenes Grauen, welches die gewaltsame Tötung eines Menschen stets wachruft; vielmehr blickte er auf den verhängnisvollen Kampf mit Triban zurück wie auf eine befreiende That; selbst wenn er absichtlich nach Vorwürfen gegen sein Verhalten suchte, so fühlte er sich stets von allem Tadel frei. Er glaubte, mit einem großen, männlichen Entschluß seine Zukunft und seine Braut erobert zu haben. Daß es zur Verhandlung kommen werde, wußte er wohl; aber er sah sich im Geiste glänzend gerechtfertigt, unter dem Beifall der Menge zu dem Hause seiner Auserwählten begleitet, um dort mit dem Trauring gleichsam die männliche Toga zu empfangen.

Diese Stimmung war mit einer wohlthuenden Unempfindlichkeit vereint, und es lag Edmund nichts daran,

von außen Nachricht zu erhalten. Die Haft war streng; hin und wieder gelangten Briefchen von Henriette eröffnet in die Zelle, aber sie enthielten dann nur allgemeine Trostesworte; Mitteilungen kamen nicht durch die Gefängnisthür.

Nur der Advokat durfte schon nach wenigen Tagen erscheinen. Der machte ein ernstes Gesicht; jedoch, Edmunds Hoffnungsfreudigkeit bemerkend, hütete er sich vor Anzweiflung und Widerspruch.

Durch ihn erfuhr der Gefangene von seinem Gegner. Der war nicht tot, wie Edmund gemeint hatte, sondern nur schwer verletzt; kurze Zeit schwebte er in großer Gefahr; dann besserte sich sein Zustand, und die Ärzte hofften, ihn völlig wiederherzustellen. Wenn der Advokat über diesen Verlauf der Dinge seine Befriedigung äußerte, so war Edmund davon im Gegenteil enttäuscht; denn er betrachtete ihn wie eine ungerechte Begünstigung des Schicksals; er glaubte, die Moral sei betrogen, wenn jener am Leben bliebe.

Auch von der Familie gab der Advokat Nachrichten. Gontran war noch in Untersuchung; man erwartete einen großen und aufregenden Prozeß, dessen Ausgang die Hauptschuldigen schwer treffen konnte. Der Vater lag noch immer krank darnieder, doch drohte keine nahe Krisis.

Diese Mitteilungen nahm Edmund kalten Gemütes entgegen. Sogar auf Neuigkeiten von Henriette drängte er nicht. Der Rechtsanwalt wußte von ihr auch nur zu sagen, daß sie mit vieler Treue und Aufopferung an

dem Verlobten festhalte, jedoch gegen manche Schwierigkeit zu kämpfen habe.

Nur höchst ungern ließ sich Edmund auf Erörterungen über seinen Prozeß ein, der zwar sogleich vorbereitet, aber erst dann verhandelt werden konnte, wenn Tribans Schicksal völlig sicher war. Edmund fühlte so sehr sein Recht, daß alle Ausflüchte ihm schmachvoll erschienen.

Fürs erste ließ sich allerdings zur Verteidigung nicht viel thun; doch hatte der Rechtsanwalt schon bei dem Untersuchungsrichter eine psychiatrische Beobachtung des Verhafteten angeregt, die denn auch beschlossen wurde.

Edmund versprach, auf die Fragen der Ärzte natürlich, ohne Verstellung zu antworten; aber erwünscht war ihm diese Komödie keineswegs, die ihn früher vielleicht interessiert hätte.

Es kamen denn auch zwei Ärzte, von denen der eine als Autorität bekannt war. Sie betrachteten und betasteten den Gefangenen, untersuchten die Dilatation der Pupillen, die Reflexbewegungen, die Empfindlichkeit der Haut. Dann stellten sie in geschäftsmäßigem Tone eine Reihe höchst persönlicher Fragen.

Edmund berührte das Verlangen nach Entschleierung seiner Vergangenheit, seines intimsten inneren Lebens, wie eine beleidigende Zumutung, er mußte einen heimlichen Trotz überwinden, ehe er Antwort gab. So faßte er sich denn sehr kurz und redete leichthin, wie von etwas Alltäglichem, über Dinge, die sein ganzes Wesen erschüttert hatten.

Die Ärzte gingen fort, ohne den Eindruck, den sie gewonnen, zu verraten; er atmete erleichtert auf.

Aber seine Ruhe wurde noch einigemale auf das unangenehmste unterbrochen durch Verhöre. Schon gleich nach seiner Einlieferung war er vernommen worden; damals hatte man ihm allerdings nur wenige Fragen vorgelegt, und er konnte sich nicht mehr erinnern, was er erwidert. — Inzwischen war jedoch die Untersuchung soweit fortgeschritten, daß sie zu langwierigen Gesprächen Stoff bot.

Der Untersuchungsrichter hatte eine verfängliche Manier, Geständnisse hervorzulocken; er unterhielt sich in freundlichem Tone mit dem Angeschuldigten und das, was dieser sagen sollte, gewissermaßen als bekannt voraussetzend. Edmund war erstaunt zu bemerken, wie vieles von seinem Leben der Mann schon wußte, und wie falsch er alles aufgefaßt hatte. Das verstimmte ihn; er gab sich nicht die Mühe zu erklären; und so redete er über die Qualen, die Emmy, die Triban ihm bereitet, wie über die abwechselnd angenehmen und unerfreulichen Abenteuer eines Lebemannes.

Dem anderen schien das denn auch einzuleuchten, und er zeigte sich sehr zufrieden.

Edmund bedachte nicht, ob er seiner Sache nutze oder schade; er spottete im Innern über den Ausfrager und sah in der ganzen Verhandlung nur eine Formalität. Seine Zuversicht trug er offen zur Schau, und jener bestärkte ihn noch darin.

Nach solchen lästigen Störungen genoß er wieder recht die beschauliche Ruhe seiner Zelle. Manchmal wurde ihm freilich schon die Zeit lang; um so höher ließ er seine Phantasie schweifen, um so vollständiger erschien ihm die endliche innere und äußere Befreiung. Er dachte immer weniger an die Seinigen, kaum an seinen Freund Deroge; doch die Außenwelt als Ganzes stellte er sich gern vor. Sie glaubte er durchaus mit seinem Schicksal beschäftigt, auf seine Lossprechung, seine Rechtfertigung ungeduldig harrend, mit ihm durch ein höheres, allgemeines Interesse verbunden.

Die Wirklichkeit war freilich ganz anders beschaffen. Man bekümmerte sich viel um Edmund, jedoch nur, um ihn anzuklagen. Eine radikale Zeitung hatte sich sofort des eigentümlichen Falles bemächtigt, und ihr Artikel machte einen starken Eindruck auf das Publikum, welches die Angriffe gegen Gontran Veraine noch nicht vergessen hatte.

Die Geschichte war so zurechtgestutzt und mit einer trivialen Sentimentalität so dargestellt, wie es dem durchschnittlichen Leser behagen mußte. Triban erschien als der einfache, brave Mensch, das Kind armer, aber ehrlicher Eltern, der es beim Militär durch gewissenhafte Pflichterfüllung zu einem bescheidenen Range gebracht; und der, nachdem er dem Vaterlande treue Dienste geleistet, die nicht minder ehrenvolle Arbeit des Landmanns zu seinem Beruf erwählte. Edmund war dagegen der kaltherzige Offizier und Aristokrat. Er hatte, wie jetzt erst bekannt wurde, jenem durch buhlerische Künste

sein treues Liebchen verführt, ihm dann im Dienst auf alle Weise geschadet, und schließlich aus reiner Bosheit sich bemüht, ihn um den Gewinn seines sauren Schweißes zu bringen. Als aber das Kind des Volkes nach langem Schweigen sich endlich zu Beschwerden entschloß, da wurde ihm Antwort mit Degenstichen. Inzwischen war das unbequeme Mädchen mit einem vorgespiegelten Selbstmorde aus der Welt geschafft worden; sehr leicht werde jedoch festzustellen sein, daß es sich um eine absichtliche Vergiftung handle, denn das arme Opfer habe einen rührenden Abschiedsbrief an den Verführer hinterlassen.

Ganz Paris sprach von dem Kriminalfall, vorzüglich aber beutete eine gewisse Partei ihn aus, um gegen die Standesgenossen des Schuldigen und gegen die parteiische Nachsicht der Behörden zu wettern; in allen ihren Zeitungen regnete es Verwünschungen und Anklagen.

Die gesellschaftlich höheren Kreise waren diesem Treiben gegenüber zuerst in einiger Verlegenheit. Man wollte nicht in den Ton der Gasse einstimmen und indirekt die boshaften Verallgemeinerungen bestätigen; auf der andern Seite war es nicht leicht, den Angegriffenen in Schutz zu nehmen gegen den Zorn der ganzen Bevölkerung.

Nach einer halben Woche verlegenen Schweigens nahm sich nun ein bekanntes aristokratisches Blatt der Sache an. Es ließ die allgemein geglaubte Darstellung gelten und knüpfte daran von seinem Standpunkte heftige Ausfälle gegen den Urheber des Skandals. Derjenige, über den man zu Gericht sitze, habe zwar die Offiziers-

uniform getragen, sei aber niemals ein rechter französischer Offizier gewesen. Von allen, die ihn gekannt, werde behauptet, ihm habe von Kindheit auf die rechte gallische, ausgelassene und tapfere Art gefehlt; er gehöre zu einem Kreise, den man zur Kompletierung des Offizierskorps nur mit Vorsicht heranziehen dürfe, und es lasse sich manches über seine Abstammung sagen. Der Aufsatz schloß mit einem begeisterten Lobe der Armee und mit Seitenhieben nach einer gewissen Gruppe wohlhabender Parlamentarier.

Diese Auffassung wurde nun vom Offizierskorps mit großer Beflissenheit angenommen, und es hieß, man würde den elenden Menschen nie so lange beim Regiment geduldet haben, wenn man ihn früher erkannt und nicht außerdem mit seiner erbärmlichen Natur ein gewisses Mitleiden gehabt hätte. Der Oberst sprach sich in Gesellschaft über Edmunds militärische Leistungen höchst ungünstig aus, während er Triban als das Muster eines dienstwilligen und tüchtigen Unteroffiziers lobte.

Wenn nun von allen Seiten aus persönlichem oder Parteiinteresse gegen die Familie Veraine gewütet wurde, so brachte die Freude am Wunderlichen, an einem auffallenden Skandal, auch die wenigen noch Gleichgültigen in Bewegung.

Claire setzte ihr Wirken als Prophetin des Volkes fort. Sie sprach fast täglich in Versammlungen, fluchte feierlich dem Reichtum mit allen seinen Schäden, den sie freiwillig von sich geworfen, und erntete so rasenden Beifall, daß sie von einigen Überschwenglichen als ein

weiblicher Erlöser gepriesen wurde. Sie kam immer wieder auf die Verirrungen ihrer eigenen Familie zurück und forderte die strengste Sühne. Man sah, man hörte es ihr an, daß sie diesen Kampf nicht aus Bosheit oder reiner Freude am Lärm, sondern mit einer leidenschaftlichen Überzeugung führte; und deshalb machten ihre Worte einen ungeheuren Eindruck.

Ganz Paris war schließlich von dem Taumel ergriffen, überall und bei jeder Gelegenheit redete man aufgeregt von den Brüdern Veraine. In der Kammer wurde eine Interpellation eingebracht; der Minister antwortete mit einigem Pathos, er könne in das ordentliche Gerichtsverfahren nicht eingreifen; gab aber dann zu verstehen, daß alle anständigen Menschen die Beklagten für schuldig halten, und daß die Geschworenen sie auf das strengste verurteilen müßten. Er schloß, indem er laut an die Gleichheit vor dem Gesetze erinnerte; und stürmischer Beifall auf allen Bänken begleitete diese Phrase. In den Wandelgängen der Kammer aber munkelte man von einem Hochverrat, der dem verbrecherischen Offizier nachgewiesen werden könne.

Es war gefährlich, sich dem heftigen Strom zu widersetzen, und doppelt gefährlich, mit der so leidenschaftlich angegriffenen Familie in irgend welchen Beziehungen zu stehen. Das gewahrte Herr Levisson sogleich, und es wurde ihm auf das unangenehmste deutlich, wie er bald unter allerhand boshaften Neckereien zu leiden hatte. Er hielt vorsorglich auf diejenige Achtung,

welche er im weitesten Sinne Kredit nannte, und sich nicht zu kompromittieren, war sein ängstliches Bestreben.

Die öftere Zusammenstellung seines Namens mit dem der Familie Veraine regte ihn nun so sehr auf, daß er den Kopf verlor und sich in seiner Angst zu einem unüberlegten Schritte hinreißen ließ. Er versandte an alle Freunde ein konfuses Zirkular, in welchem er die Verlobung seiner Tochter für aufgehoben erklärte und doch zugleich leugnete, daß sie je bestanden habe.

Damit erreichte er indessen das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges. Man spottete über seine ungeschickte, vorzeitige Selbstverteidigung, die denn auch ein Abendblatt mit einer ironischen Bemerkung erwähnte.

Herr Levisson sah seinen Mißgriff ein, wiewohl er ihn nicht zugestand. Zu der andauernden Furcht gesellten sich Beschämung und Ärger, und er machte damit den Seinigen das Leben schwer genug.

Auch Henriette hatte unter dieser Stimmung ihres Vaters, wie überhaupt unter den Verhältnissen, zu leiden. Zwar wußte sie bei den Ihrigen unangenehme Ausbrüche des Mißbehagens jederzeit hintanzuhalten, aber es war ihr schon unerquicklich, daß sie im Hause niemals mehr frohe Gesichter sah. Um sich zu zerstreuen, machte sie allein weite Ausflüge auf dem Zweirad; leider wirkte diese Gewaltkur bloß für den Augenblick.

An dem Verhältnis zu Edmund hielt sie auf ihre Weise fest, und dabei zeigte sich die ganze Eigenart ihres Charakters. Sie war nicht das liebende Weib, welches blind, in einer gleichsam tierischen Aufopferung, dem

Gegenstande ihrer Neigung in das tiefste Elend folgt oder sich seinetwegen dem Tode entgegenwirft. Vielmehr hatte sie eine chevalereske Sympathie für den Schwachen, im Gefühle eigener Kraft weit entfernt, ihn um seiner Schwäche willen geringzuschätzen. Ob Edmund Unrecht gethan, war ihr gleich, aber sie bemerkte täglich, daß ihm Unrecht geschah; sich seiner, so lange es irgend ging, anzunehmen, war ihr eine Ehrenpflicht, der sie sich mit Freude, mit Enthusiasmus unterzog.

Dazu kam ihr lebhafter Widerspruchsgeist. Mit der gemeinen Feigheit ihres Vaters, der in den schmählichsten Ausdrücken von der ehemals befreundeten Familie sprach, wollte sie nichts zu thun haben. In dem Geschrei der Masse vernahm sie nur eine niedrige Selbst- und Rachsucht, sowie gedankenlose Nachsprecherei. Und wenn ihr Vater seine Abhängigkeit von den Menschen niemals aus dem Auge verlor, so besaß sie jenen aristokratischen Stolz, der nur auf sich selber gegründet sein mag.

Darum hielt sie mit hochgemuter Lust am Kampfe in ihrer schwierigen Stellung aus. Sie fühlte einen mächtigen Trieb, dem Verlassenen beizustehen, auf den die andern vereint sich unritterlich stürzten. Daß man dem Gerichte seine Verteidigung anvertrauen könne, kam ihr gar nicht in den Sinn; denn nach ihrer blasierten Denkungsweise hielt sie die Richter sowenig wie andere Leute für fähig, einem abstrakten und edeln Impulse zu folgen, wenn solcher ihren eigenen Interessen zuwiderlief.

Man mußte vielmehr auf die Masse wirken.

Da ihr Hilfe und Rat nötig war, so wandte sie sich nach kurzer Überlegung an Deroge.

Den traf sie nun in lebhafter Aufregung. Das Schicksal seines jungen Freundes ging ihm zu Herzen, zugleich machte Zorn über die Brutalität der Menschen seine Stimme erbeben. Er empfing Henriette freundlich, sein Widerwille gegen Gesellschaft war einem momentanen Bedürfnis nach Mitteilung gewichen.

Henriette wollte vor allem die Vergangenheit erfahren; sie wußte von Emmy und nun auch von dem Kinde, jedoch nicht von Tribans Verhältnis zu Edmund.

Unbefangen erzählte Deroge, wie sie unbefangen fragte.

Und als sie gehört hatte, war sie keineswegs entrüstet oder erstaunt; die Lösung des Rätsels erschien ihr sehr natürlich, und sie bildete sich ein, daß sie solche eigentlich schon im voraus geahnt habe. „Er ist ein sehr schwacher Mensch,“ sagte sie mit demselben Bedauern, welches ein schweres körperliches Leiden gewöhnlich erregt.

Indessen hielt sie sich nicht lange bei Reflexionen auf, sondern wünschte sogleich, etwas Nützliches zu schaffen.

Deroge ging auf ihre Absichten ein; seine wohlwollende Erregung wurde mit jeder Minute lebhafter, da er sie von der jugendlichen Besucherin geteilt sah. „Ich habe gehört, daß Sie schreiben,“ sagte er, „und so könnten Sie wohl an die besseren Gefühle appellieren; aber den ersten Schritt lassen Sie mich thun. Ich möchte auf

jene Bedenken hinweisen, die auch Voreingenommene stutzig machen müssen."

Damit war Henriette zufrieden, und man trennte sich mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens, wobei denn fernere Pläne zu erörtern wären.

Noch denselben Abend verfaßte Deroge einen Artikel und schickte ihn an eine sehr bekannte Zeitung, von der er wußte, daß sie alles in irgend einem Sinn Interessante gern aufnahm. Am nächsten Morgen waren seine Zeilen bereits gedruckt; der Ruf des einsamen und schweigsamen Gelehrten, sowie die bei flüchtigem Durchlesen auffallende Bedeutung seiner Worte hatte die Redaktion sofort günstig gestimmt.

Man las nun, zum erstenmale unter dem allgemeinen Toben, eine ernste Mahnung zur Gerechtigkeit. Der Zorn wider den Angeschuldigten wurde nicht aus Unwillen über die That, sondern aus einer subjektiven Disposition des Publikums erklärt. Wenn sich in dem Gemüte der Bevölkerung eine gewisse Menge von Ärger oder anderen Empfindungen aufgehäuft habe, dann ergieße sie sich gewöhnlich in mächtig vereintem Strome auf irgend ein zufälliges Ziel, und zwar meist auf ein ganz falsches. Jedes Verständigen Pflicht sei es, sich diesem blinden Strome entgegenzustellen, selbst wenn die populäre Leidenschaft aus Gründen allgemeiner Art berechtigt sei. Denn das Opfer, gegen welches in solchen Fällen gewütet werde, leide fast immer unschuldig. — In dem Falle Edmund Veraines kenne man noch nicht genau die Einzelheiten der That; unendlich fern, vielleicht unmöglich, sei der

Beweis, daß es sich um ein gewolltes und bewußtes Verbrechen handle. — Daran schloß sich die erneute Forderung zu ernstlichem Prüfen und zu vorsichtigem Vertagen des Urteils.

Dieser Aufsatz verfehlte nun vollkommen seinen Zweck; hatte die Bewegung schon ein wenig nachgelassen, so wurde sie durch ihn aufs neue angefacht. Im Publikum hatte man bei mehreren früheren Kriminalfällen die Aussprüche der Ärzte bejubelt, welche eine Verantwortlichkeit in Abrede stellten. Nun war man dieser Mode überdrüssig; man warf dem wenig bekannten Gelehrten vor, er wolle das Band der Ordnung und der Sittlichkeit lösen, indem er wohlfeile Entschuldigungen auch für die klarsten Fälle anführe. — Bei den Ärzten aber war Deroge wohl gefeiert, doch, mehr wegen seiner persönlichen Haltung als wegen seiner Theorien, höchst unpopulär; und gerade diejenigen, die bei anderen Gelegenheiten auf Freisprechung erkannt hatten, wandten sich nun erbittert gegen ihn.

Es wimmelte in allen Blättern von Zuschriften; medizinische Vereine gaben Tadelsvoten ab; in allen Cafés schimpfte man über die falsche wissenschaftliche Humanität; es kam sogar zu feindseligen Kundgebungen vor Deroges Fenstern.

Nach dieser heftigen Erregung wurde es wiederum etwas stiller.

Da hieß es, Triban habe für seinen Beleidiger ein gutes Wort eingelegt, und aufs neue sprach man mehr über die Sache. Der schlaue Mensch wußte wohl, was

er that; mit seiner Heuchelei machte er für sich Reklame und schadete dem Gegner; überdies bekam er dafür einen guten Preis, da der halbtote, eingeschüchterte Veraine ihn zum Erben von Tourbillon einsetzte.

Sehr aufmerksam beobachtete der Advokat die öffentliche Meinung. Er suchte Edmunds Prozeß so lange wie möglich hinauszuschieben; jedoch von anderer Seite drängte man zum Schluß, und die Sache war im Grunde so einfach, daß sich kaum noch Vorwände für weitere Erhebungen finden ließen .....

Edmund war höchst zufrieden, als er erfuhr, es werde nun bald zur Verhandlung kommen. Die Haft hatte ihn am Ende körperlich ermattet, er fühlte eine Steifigkeit in den Gliedern und sehnte sich nach freier Bewegung; auch sein Gemüt war der gänzlichen Stille überdrüssig.

Es war überhaupt eine bedeutende Umwandlung in ihm vorgegangen. Das Aufgeregte, Unruhige, Ängstliche seines früheren Wesens schien ihm verschwunden, wie wenn er durch seine verhängnisvolle That und die darauf folgenden Prüfungen eine männliche Festigkeit des Charakters erworben hätte. Was Wunder, daß er die neuentdeckte Kraft zu bethätigen Verlangen trug!

Außerdem war ihm in der kurzen Frist seiner Einsamkeit die Welt schon völlig fremd geworden. Er hatte sie vergessen — und sie aufs neue in seinem Gehirn konstruirt, verändert, wie er selber verändert war. Jetzt glaubte er, durchaus mit ihr übereinzustimmen.

Und war ihm die Isolierung zuerst erwünscht gewesen, so wurde sie ihm nun allmählich unerträglich; ein übermächtiger Wunsch beherrschte ihn, hinauszutreten in die Menschheit, mit ihr versöhnt, eine herrliche Zukunft zu erwarten. Keinen Moment war sein Vertrauen in einen glücklichen Ausgang des Prozesses und in die Sympathie der Bevölkerung erschüttert worden; der Advokat ließ ihn bei dieser Überzeugung, von der er sich einen günstigen Eindruck auf die Geschworenen versprach....

Die Verhandlung fand unter ungeheurem Zulauf statt. Edmund trat unbefangen, fast heiter, in den Saal; der ungewohnte Anblick so vieler Neugieriger verwirrte ihn nur eine Sekunde lang. Eigentlich hatte er sich eine Ovation erwartet; dann bedachte er, daß der Ort solcherlei Kundgebungen ausschließe.

Er nahm den ihm zugewiesenen Platz ein und hörte gleichgültig auf die Verlesung der Anklage. Die Genauigkeit, mit welcher alle Thatsachen gesammelt waren, frappierte ihn; dann wieder mußte er heimlich lächeln über so manche Unrichtigkeit, so manche schiefe Auffassung. — Inzwischen erwartete er ungeduldig das Ende der Verlesung, um darauf unter dem Beifall der Anwesenden von aller Schuld und Verantwortung freigesprochen zu werden. Unbefangen schaute er sich im Saale um. Es ging wie eine Enttäuschung durch die dichten Reihen, man hatte sich auf Schlimmeres vorbereitet.

Die Bewegung deutete Edmund nun auf seine Weise; er glaubte, sie entspringe einer Mißbilligung der Anklage. Nicht sehr weit von seinem Platze sah er einen Mann,

geröteten Gesichts, mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit der Verhandlung folgen, und er glaubte in seinem Verhalten die Sympathie eines Freundes zu verspüren; wie hätte es ihm bekannt sein sollen, daß jener ein Bookmaker war, der überdies, der öffentlichen Meinung zum Trotz, sich stark für die Freisprechung engagiert hatte! — In seine Betrachtungen versunken, bemerkte Edmund kaum, daß der Prokurator schwieg; und als man ihn fragte, ob er die Anklage für richtig erkenne, antwortete er zerstreut, doch ruhig, mit einem lauten Ja. — Es wurden nun noch allerlei Fragen an ihn gerichtet, die er von den früheren Verhören schon kannte; er gab verdrossen kurze Antworten, die wie auswendig gelernt klangen.

Er dachte, es sei nun die eigentliche Verhandlung erledigt, und war sehr erstaunt, als man zur Zeugenvernehmung schritt.

Als Erster wurde Triban hereingelassen und mit außerordentlicher Neugierde begrüßt; nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Geschworenen blickten mit starrer Miene auf diesen vielgenannten Menschen. — Edmund selbst mußte ihn ansehen, aber er hatte dabei ein unheimliches Gefühl, als begegne er einem längstvergessenen Toten, der wiederauferstanden sei.

Triban trug den Kopf hoch, und sein Auge glänzte; er gefiel sich in seinem ersten Auftreten vor der Öffentlichkeit. Und so antwortete er mit lauter Stimme, in wohlgesetzten Worten. Allein die Teilnahme der Menge war ihm zu Kopf gestiegen, er spielte die Rolle des tödlich Beleidigten mit starker Übertreibung. Aus jedem

seiner Worte klang eine winselnde Beschwerde und ein unversöhnlicher Haß. Er hatte sich ganz in die Darstellungen der radikalen Blätter eingelebt, und seine Aussage war sichtbar entstellt zu Ungunsten des Angeklagten.

Der Präsident suchte ihn mit großer Beflissenheit zu schonen; er vermied manche Fragen, auf die man leicht verfallen konnte, und wiederholte hin und wieder des Zeugen Worte in abgeschwächter Fassung, als habe er sie so verstanden.

Jedoch Triban hatte nicht so viel Feinheit, um eine vorsichtige Zurechtweisung zu begreifen, und er redete sich immer tiefer in seine niedrige Rachsucht.

Nach einem Moment unsicheren und enttäuschten Schweigens ging denn auch ein Murren durch den Saal, welches den Präsidenten zu ernsten Ermahnungen veranlaßte.

Edmund aber fühlte wohlwollende Blicke auf sich ruhen, und ihm verschwand jene Beklemmung, die ihn bei den Worten Tribans zuerst eingenommen hatte. Ihm fiel beim Fortgehen des Gegners seines Advokaten zufriedene Miene auf.

Über die eigentliche That war nun nichts mehr zu berichten, indessen rief man noch einzelne Zeugen herbei, teils um die möglichen Beweggründe der That, teils um Edmunds Charakter und Wesen zu erforschen. Sie äußerten sich sehr günstig, und es machte einen besonders starken Eindruck auf die Geschworenen, wie auf das Publikum, als der Diener Veraines mit thränenschwerer Stimme von seines jungen Herrn Güte sprach.

Der Advokat stellte keine weiteren Anträge; nun aber wollte der Staatsanwalt selbst die Gutachten der Ärzte hören, um alle Zweifel an Edmunds normaler Geistesbeschaffenheit zu zerstreuen.

Die Ärzte versicherten denn auch in wissenschaftlich kaltem Tone, daß Edmund vollkommen zurechnungsfähig und in jeder Beziehung ein geistig normaler Mensch sei.

Eine etwas peinliche Wirkung ihrer Aussage war trotz des Schweigens zu verspüren.

Der Advokat, schnell gefaßt, bat nun auch Deroge zu fragen, der als Hausarzt den Beklagten von Kindesbeinen an gekannt und darum selbst weniger auffallende Abnormitäten zu bemerken die Gelegenheit gehabt habe.

Nach einigem Zaudern beschloß der Gerichtshof demgemäß, und da Deroge in der Nähe weilte, so wurde er schnell herbeigeholt.

Aller Blicke richteten sich auf den zarten, lebhaften Greis, dessen Name allen so geläufig, wie seine Erscheinung fremd war.

Ihn beherrschte eine sichtbare Aufregung. Kaum war ihm die Frage vorgelegt, so antwortete er in lebhafter Rede, mit nervös zuckenden Lippen.

„Edmund Veraine ist nicht mit einer eigentlichen Geisteskrankheit behaftet, die jederzeit, unter allen Umständen, seine Verantwortlichkeit ausschließen würde. — Aber normal kann man ihn nicht nennen. Nach seiner Natur unterliegt er besonders leicht solchen Einflüssen, die eine momentane Bewußtlosigkeit hervorrufen. — Und solche Momente mangelnden Bewußtseins, wobei Über-

legung und verantwortliches Handeln nicht bestehen kann, sind auch bei kräftigen, gröber organisierten Gehirnen nicht selten. Keiner von allen hier im Saale weiß, was er thun wird in einer Situation, die zu beherrschen seine Kräfte nicht ausreichen. — Und einem zarten, vielleicht nur rudimentär ausgebildeten Willen wird jede ungewöhnliche Situation zu mächtig.“

Deroge wollte den heftigen Choc schildern, dem Edmunds Nerven unterlegen waren.

Jedoch der Vorsitzende unterbrach ihn barsch und rief ihn zur Sache; übrigens sei das Gericht hinreichend aufgeklärt.

Jene freimütigen Worte hatten inzwischen beim Publikum einen wahren Enthusiasmus hervorgerufen, dessen Ausbruch nur durch die Rücksicht auf die überwachenden Gendarmen zurückgehalten wurde. Die Geschworenen, denen es meist um ihre Zeit leid that, hatten allerdings mit geringerem Interesse zugehört als das freiwillig herbeigeströmte Publikum; die meisten unter ihnen waren zerstreut oder schläfrig, einige verrieten das Gefühl ihrer Würde durch ein bedenkliches, mißbilligendes Kopfschütteln.

Es folgten nun die Plaidoyers. Der Staatsananwalt erhob sich unter allgemeiner Aufmerksamkeit der Versammlung. Er rekapitulierte kurz die Anklage, dann ging er in selbstgefällig wichtigem Tone auf seine Erörterungen über.

Freilich sagte er nichts, als was man aus den Zeitungen schon wußte. Er redete von Triban wie von einem guten, bescheidenen Burschen — den man nun

doch ganz anders hatte kennen lernen. Edmund sollte noch immer der hartherzige Wüstling sein — und das erschien wenig glaublich nach dem persönlichen Eindruck. Dann gab es einige Verdächtigungen gegen den alten Veraine, dessen Vermögen vielleicht nicht auf die gewissenhafteste Art erworben sei; ferner eine flüchtige Erwähnung des noch in Haft befindlichen Bruders; das alles eingewickelt in die ein paarmal wohlgefällig wiederholte Bezeichnung „Sphäre des Lasters“.

Das Publikum blieb kalt.

Der Redner, der im übrigen eine große Zungenfertigkeit besaß, wurde denn auch trotz seiner guten Vorbereitung unsicher, versuchte unter dem Sprechen Kürzungen vorzunehmen, konnte dann aber keine rechte Anknüpfung finden und sah seinen Effekt völlig verdorben.

Mit der Übung des Vielerfahrenen fand er denn doch einen Ausweg. Er wandte sich in heftigen und pathetischen Worten gegen Deroge. Verallgemeinernd redete er von den gefährlichen Theorien, nach welchen es überhaupt keine Verantwortung mehr geben solle; womit denn der Verbrecher zum Herrn des Staates gemacht, der ehrsame, friedlich arbeitende Bürger aber unterdrückt werde. „Meine Herren,“ sprach er die Geschworenen an, „besinnen Sie sich! Sie kämpfen in diesem Augenblicke für die heiligsten Güter. Wollen Sie sich durch leichtfertige Entschuldigungen bestechen lassen, dann giebt es keinen Schutz mehr für Ihre Frauen, Ihre jungfräulichen Töchter, Ihren Besitz, ja Ihr eigenes Leben.“

Die Geschworenen, die bis dahin meist gedankenlos ihre Sitze erfüllt hatten, wurden durch den lauten Zuruf erweckt, und es ging beifälliges Nicken durch ihre Reihen.

Dagegen schien sich das Publikum über diese Tirade zu ärgern; der Bookmaker schnitt eine wütende Grimasse.

Nun kam die Reihe an den Verteidiger. Er war freilich ein wenig aus der Fassung gebracht durch seinen eigenen Fehler der Vernehmung Deroges. Er hatte geglaubt, sich auf einen krankhaften Zustand seines Klienten berufen zu können. Nun mußte er doch, gegen seinen eigenen Wunsch, auf Rührung ausgehen.

Das gelang ihm indessen ganz gut. Nach einigem anfänglichen Stocken verließ er völlig das vorbereitete Konzept und gab sich seiner momentanen Stimmung hin. Von seinen Worten selbst ergriffen, rührte er auch die anderen. Er schilderte Edmund als einen edlen, nur aus Güte allzu schwachen Menschen, den ein widriges Schicksal beständig verfolgt und zuletzt auf die Anklagebank getrieben habe. Der Richter übe die schönste aller Pflichten, wenn er das blinde Walten des Geschicks korrigiere.

Als der Advokat geendigt hatte, wäre es beinahe zu lebhaftem Applaus gekommen; jedoch der strenge Präsident hielt das Publikum fest in der Hand.

Dann folgte das kurze Resumé, eine dem Anschein nach unparteiische, in Wahrheit aber sehr einseitige Zusammenstellung des Vorhergegangenen.

Den Geschworenen wurden drei Fragen vorgelegt, und sie zogen sich in ihr Beratungszimmer zurück.

Unterdessen herrschte im Zuschauerraum eine atemlose Spannung. Erst allmählich kam es zu einem leisen Flüstern, das Für und Wider wurde erwogen, der Wahrspruch der Geschworenen vorausgesagt; dazwischen hörte man einzelne Seufzer unterdrückten Schluchzens.

Nach ziemlich kurzer Zeit, die jedoch wie eine Ewigkeit erschien, kamen die zwölf Männer wieder.

Der Obmann trat vor, eine beklommene Angst erfüllte jedes Herz.

Dann gab der Mann mit tiefer Stimme, langsam, verlegen und ungelenk, den Wahrspruch kund: mit mehr als sieben Stimmen war Edmund des versuchten Totschlags schuldig befunden.

Ein Murren der Enttäuschung ging durch den Saal; man hatte die Freisprechung erwartet.

Die Geschworenen sahen sich verdutzt um; einige schienen ihren Spruch wie eine Ungeschicklichkeit zu bereuen.

Doch nun nahm das Verfahren seinen Fortgang.

Die Beratung der Richter währte nur ganz kurze Zeit; das Urteil lautete auf drei Jahre Gefängnis.

Als Edmund diesen harten Spruch vernahm, wußte er nicht, wie ihm war. Die Aufregung hatte seine Sinne umnebelt, die Menschengesichter schienen ihm wie bleiche Schatten, er fühlte den Boden unter seinen Füßen nicht. Und so hatte er keine deutliche Wahrnehmung seiner selbst, seines Schicksals.

Der Saal leerte sich, Edmund sollte abgeführt werden.

Da fühlte er eine Hand in der seinen. Henriette hatte sich an ihn gedrängt; „lebe wohl“, flüsterte sie, „nun kann ich nichts mehr für Dich thun.“

Der Advokat sprach einige Trostesworte; dann begrüßte er Deroge, der auch in der Nähe stand, und sagte: „Sie haben sich aufgeopfert; ich fürchte, man wird Ihnen das Leben in Paris sehr verleiden.“

Auf den Korridoren drängte sich in lauter und zorniger Unterhaltung die Menge der Zuschauer; Edmund hatte man unterdessen durch ein seitliches Thor geleitet zu dem Wagen, der ihn nach dem Gefängnis bringen sollte.



XVII.

Lange Jahre waren dahingegangen, in Paris wußte man nichts mehr von der Familie Veraine. Der Vater war tot; ein Bruder saß im Gefängnis; der andere war freigesprochen worden, weil man jenen vorschnell verurteilt zu haben glaubte; und er verbrachte nun die letzten Tage eines früh zerstörten Lebens in Cannes. Die ehemalige Gräfin Haultbras setzte, unter anderem Namen, ihr Prophetenwerk fort; aber sie war bereits langweilig, und man sprach nicht mehr von ihr.

Da irrte ein Mann, bleichen Gesichts, in gebrochener Haltung, durch die Straßen von Paris.

Es war Edmund; er kehrte zurück aus seiner Gefangenschaft. Mit leerem Auge blickte er auf das bewegte Treiben; Menschen und Pferde, Häuser und Paläste glitten an ihm vorüber wie Schattenbilder. Er hatte nicht teil mehr an dieser Welt; jahrelang war die Zelle sein All gewesen; dieses licht-, form-, farb- und bewegungslose Universum umgab ihn auch jetzt, und nur wie aus unendlicher Ferne, durch einen rätselhaften Schleier erschien ihm die Wirklichkeit, deren er sich zugleich wie aus einem verblaßten Traume zweifelnd erinnerte. Familie und Vaterland, Ehre und Freundschaft gab es für ihn nicht mehr, ihn erschreckten die Wesen, die er an sich vorübereilen sah, zu denen er kein natürliches Verwandtschaftsgefühl mehr hatte.

Die Gesellschaft ist hart gegen diejenigen, die sich an ihrem Wohl vergangen haben. Sie verweist die Unglücklichen aus ihrem Bereiche, zwingt sie in eine Ruhe, die sich selbst genügen soll; und dann öffnet sie die Thore, fordert die Ausgestoßenen zu sich herein, die sie doch selbst unfähig gemacht hat, in ihrem Getriebe aufrecht zu stehen.

Wohlwollende Menschen, dieses Widersinnes bewußt, bemühen sich darum, die furchtbare Schroffheit des Übergangs zu mildern. Edmund hatte einige Franken in der Tasche und zugleich eine Empfehlung an den Verein für entlassene Sträflinge.

Obgleich er seit langem nichts genossen hatte, empfand er keinen Hunger; mechanisch verfolgte er seinen Weg,

bis er endlich, ohne zu wissen, wie, das Bureau erreichte, das auf jenem Briefe angegeben war.

Man führte ihn in eine enge Stube. Ein ärmlich gekleideter, schwindsüchtig aussehender Mensch schrieb an einem kleinen Pulte, ohne aufzublicken. Nach einer Weile bemerkte er den Wartenden und fragte verdrießlich nach seinem Begehr.

Edmund gab den Brief ab.

Während jener unaufmerksam die Zeilen überflog, trat ein stattlicher, wohlgekleideter Mann aus dem Nebenzimmer. Er warf im Vorbeigehen einen gleichgültigen Blick auf Edmund und rief dem Schreiber schon von weitem zu: „Na, gute Nachrichten! Die Bahn wird gebaut, aber die Sache soll noch geheim bleiben, bis alles unter den Beteiligten arrangiert ist. Schreiben Sie dem Bürgermeister, daß ich thue, was in meinen Kräften steht, aber kaum durchdringen kann! — Ach ja, und Ihre Schwester soll den Tabakdebit haben, wenn der Graf verspricht — Sie wissen ja —“

Der Schreiber verneigte sich devot. „Sie sind sehr gütig, Herr Deputierter,“ sagte er in Ermangelung eines höheren Titels, „welches Glück wäre es, wenn Sie eines Tages Minister würden!“

Der andere strich sich zufrieden den Bart. „Ich bin ein bescheidener Mann,“ meinte er, „und habe bis jetzt nichts als den Orden für landwirtschaftliches Verdienst. Die Ehrenlegion ist mir ja so gut wie versprochen; weiter geht der Ehrgeiz eines vernünftigen Menschen nicht.“

Er näherte sich dem Pult und blickte mit Amtsmiene auf den Empfehlungsbrief.

„Ein gestern entlassener Sträfling," erklärte der Schreiber.

Der Deputierte sah das Schriftstück ein wenig genauer an.

Plötzlich stutzte er. Eine leichte Röte, eine momentane Verwirrung, bedeckte sein Gesicht, er verharrte unbeweglich in seiner Stellung.

Aber sogleich gewann er die Kaltblütigkeit wieder. Er betrachtete Edmund schielend von der Seite, blickte dann wieder auf das Papier und ging darauf zu dem Wartenden.

„Aha, Sie sind erst seit gestern entlassen? Nehmen Sie sich in acht, die ersten Tage sind gefährlich. — Hier, dieses Geld schenke ich Ihnen; es ist nicht von der Gesellschaft."

Er legte ein Zehnfrankenstück auf den Tisch.

Edmund begriff nicht; erst als der andere ihm zuredete, steckte er das Geldstück in die Tasche.

„Haben Sie eine besondere Bitte an die Gesellschaft?" fragte der Herr.

„Ich möchte zu Doktor Deroge."

„Machen Sie die Adresse des Doktor Deroge ausfindig," sagte der andere schnell, sich zu dem Schreiber wendend, „und geben Sie diesem Manne den Weg an!"

Darauf verschwand er im Nebenzimmer.

Der Schreiber blätterte mißmutig in ein paar dicken Büchern; endlich hatte er den Namen gefunden; er schrieb

ihn mit flüchtig eleganter Schrift auf einen schmalen Zettel und überreichte diesen Edmund mit einer schnell gesprochenen, unverständlichen Erklärung.

Als Edmund wieder auf die Straße kam, war er noch völlig verwirrt.

Und dann verfolgte ihn das Bild jenes stattlichen Mannes; es erinnerte ihn an Bekanntes, doch konnte er keine Beziehung finden. Endlich dämmerte ihm aus halb-erloschener Erinnerung eine ähnliche Gestalt auf — beider Züge verschwammen in einander und wurden endlich eins: jener würdige Herr war kein anderer als Triban!

Nach langem Umherirren fand Edmund seinen alten Freund, der sich auf einem entlegenen, ruhigen Dorfe angesiedelt hatte.

Deroge war gealtert; doch hielt er sich noch straff aufrecht, das etwas magere Gesicht hatte sogar an Ausdruck gewonnen, der warme, tiefe Blick seines Auges war unverändert.

Bei dieser Begegnung wurde Edmund seit langer Zeit der erste wirkliche Eindruck zu teil, die geistige Verbindung mit jenem Manne hatte unbewußt fortgedauert und äußerte sich mächtig in der ersten Minute des Wiedersehens. — Jedes Gefühles entwöhnt, wurde er von seiner Erregung völlig überwältigt, und er brach in krampfhaftes Weinen aus.

Der Freund gab ihm Speise und Trank und brachte ihn dann zu Bette.

Viele Wochen pflegte er still und sanft geschäftig den Wiedergewonnenen, wie eine Mutter ihr genesendes

Kind. Wie der Weg alles Geborenen durch Bewußtlosigkeit zum Leben geht, so wurde Edmund in einer langen Vergessenheit gehalten.

Dann aber erfolgte eine gänzliche Wiedergeburt. All die wirre, aufregende Vergangenheit war hinabgesunken ins Wesenlose, das Hasten und Jagen, die Begierde und Angst der gemeinen Welt war überwunden; in einer heitern Ruhe lebte der Neuerstandene, jenseits der Grenzen, in denen Ehre und Gewinn das Szepter führen.

Deroge hatte dieses Land der Ruhe schon früher erreicht. Der Sturm, den sein leidenschaftliches Auftreten für Edmund entfesselt, blies die letzten Schaumblasen von seiner Seele fort.

Als man Edmund in das Gefängnis abführte, zog er sich in die Stille zurück. Er fuhr fort zu denken und zu sinnen, er läuterte seinen Geist, bis nichts mehr ihn mit der menschlichen Niedrigkeit verknüpfte.

Und doch verachtete er darum die Menschen nicht; unter den armen Bauern seiner Nachbarschaft hatte er sich einen Wirkungskreis geschaffen, in welchem er sich für andere aufopferte. Er pflegte die Kranken, mehr noch war er bedacht, durch ernstlichen, dringenden, oft wiederholten Rat den Ursachen der Erkrankung vorzubeugen. Und dann predigte er, was er in menschlichen Dingen für das Gewisseste und Höchste hielt: das Evangelium der Arbeit. Durch unablässige Ermahnungen gewöhnte er die Kinder schon, fortwährend thätig zu sein, die Erwachsenen lehrte er neue Beschäftigungen.

Mit unendlicher Geduld und jener Überlegenheit, die dem aufrichtig Entsagenden stets innewohnt, hatte er die Sitten seiner Umgebung allmählich verändert. Es galt als die größte Schande, für einen Nichtsthuer gehalten zu werden. Während der Wohlstand des Dorfes sich hob, kehrte in allen Häusern Zucht und Friede ein, Krankheiten wurden seltener, die Ausschreitungen der Roheit nahmen ab.

Der einsame Priester war bedacht, sein Werk fortzuführen und zu erweitern; Edmund sollte sein Gehilfe, vielleicht sein Nachfolger sein.

Und Edmund, der die reiche Erbschaft seines Vaters bis auf weniges den Armen überlassen hatte, fand in diesem Wirken ein Glück, von dessen Innigkeit und Größe er sich in früheren Tagen nicht einmal eine Vorstellung hätte machen können.

Er wußte, daß er einem hohen Gedanken diente, dem die Zufälligkeiten des Weltlaufs nichts anhaben konnten; für immer war er befreit von der Sorge, jener schrecklichen Begleiterin alles Menschenlebens.

Wenn die beiden abends vor ihrem stillen Kamin saßen, dann redeten sie wohl über die Zukunft, eine Zukunft gegen die alle menschliche Vergangenheit nichts ist. Deroge sprach: „Ich glaube an die Entwickelung unseres Geschlechts, doch muß man warten, bis Gott die von ihm gewollte Frucht langsam heranreifen läßt. Auf Institutionen ist kein Verlaß, dem Höheren sind sie stets im Wege gewesen. Die Zukunft liegt im Individuum, der

einzelne ist unendlich mehr als das Ganze; die Natur kennt keine Gemeinschaft, ob sie Stand, Volk oder Menschen heiße. — Du erinnerst Dich, was ich Dir in früheren Jahren über Dein eigenes Wesen gesagt, was sich in höherem Maße noch von zwei edleren Bekannten sagen ließ. — Von alle dem nehme ich nichts zurück. Die Entwickelung wird weiter gehen, und sie wird den Weg einschlagen, den solche Geschöpfe andeuten. Die geringeren Gaben: physischer Mut, Wachsamkeit, Lebendigkeit des Instinkts — werden abnehmen, die Sensibilität wird sich unendlich verfeinern. — Und die Ursache solcher Vervollkommung liegt in der Arbeit, der unablässigen, immer aufs neue angespannten, intensiven Thätigkeit, die man zu unrecht als ein krankmachendes Prinzip ansieht. Mit welcher ungeheuren inneren Mühe haben sich die Heiligen so vollkommen ausgebildet, daß man sie als leuchtende Vorbilder verehrt! Arbeit ist das Ziel des Menschengeschlechts; durch sie soll es allmählich auf den Gipfel der Vollendung geführt werden."

„Aber wie viele bleiben auf dem Wege liegen," entgegnete Edmund, „wie viele werden auf eine niedere Stufe herabgedrückt durch dieselben Gewalten, die anderen höhere Fortbildung verschaffen sollen!"

„Verachten wir diese minder Glücklichen nicht; Gott wird wohl wissen, wozu er auch sie gebrauchen kann."

„Wie soll die Welt denn aussehen, wenn jene allgemeine Verfeinerung erreicht ist?"

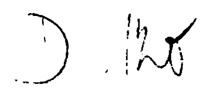
„Erinnere Dich an Frau von Liardi, und Du kannst Dir von dem zukünftigen Menschen ein Bild machen. Die an äußere Organe geknüpften Sinne werden nicht mehr die alleinigen Träger der Wahrnehmung sein. Es werden sich geistige Organe ausbilden, und die werden das Geistige aufnehmen. Da giebt es denn keine Absonderung des Gedankens mehr; was Einen beschäftigt, werden sogleich alle wissen. Wer böse, hinterlistige und verräterische Pläne im Sinne hätte, würde sofort erkannt werden und als einzelner gegen Hunderttausende stehen; er wäre vernichtet. — Und wo der geistige Inhalt des Lebens durchaus gemeinsam ist, muß sich unter den Menschen eine Verbrüderung ausbilden, von der wir keinen Begriff haben".

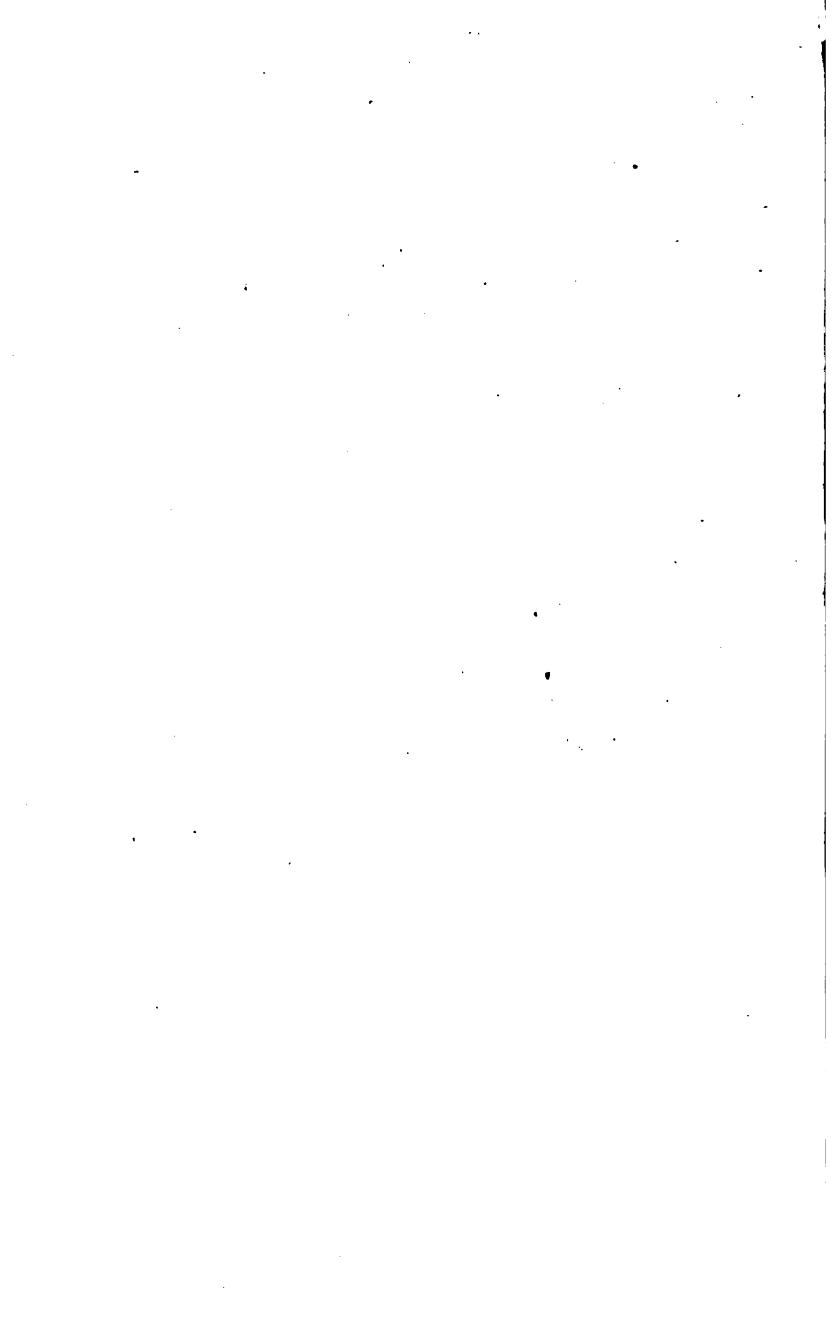
„Herrlich, herrlich," rief Edmund, „aber für solche Wesen wäre die Erde zu eng."

„Sie werden auch nicht mehr ganz an die Erde gebunden sein. Mit ihrem geistigen Empfinden werden sie alles Bewußtsein aufnehmen, das im Weltall vorhanden ist. — Denn es gibt Geist um uns, er hängt nicht ab von Raum und Zeit, und er steht in Verbindung mit allem, was sich von Raum und Zeit freimachen kann. — Ich bin überzeugt, daß der Tod ein Übergang in solchen Zustand ist. Er ist darum wirklich kein Übel, sondern ein Befreier; aber furchtbar schrecklich ist der Durchgang durch das geheimnisvolle Thor, das so ehern unwiderruflich hinter dem Wandelnden zusammenschlägt. Dieses Grausige zu überwinden, wird dem veredelten Menschen gegeben sein. In der sterblichen Hülle schon

über sie hinauswachsend, wird er das höhere Dasein, die Gemeinsamkeit des Überweltlichen schon hienieden genießen; er wird ohne Bedauern, ja freudig, die armselige Hülle von sich werfen. Arbeiten und Ausharren! Fern wohl, aber gewiß winkt uns das erhabenste Ziel: der Sieg über den Tod."








WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
MAY 10 1988


51679.3.45
Die Dekadenten :
Widener Library
003242378
3 2044 087 241 873